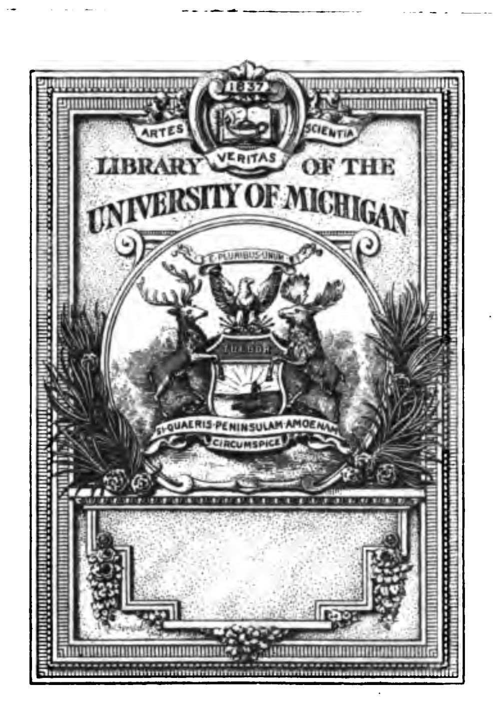


Das Heidentum

in der römischen Kirche.

Bilder

aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens

von

Th. Trede.

Motto:

„Der Himmelskönigin bringen sie Rauchopfer."
(Jeremia.)

„Fesselnd mehr, als der Wahrheit Wort,
Täuscht der Sterblichen Seele die Lüge,
Mit vielfach verschlungenen Sagen."
(Pindar.)

Zweiter Teil.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Inhaltsangabe.

Erstes Kapitel.

Pompeji, keine Totenstadt.

„— — — Man
Folge dem heiligen Brauch,
Wie ihn die Väter geübt."
Tibullus.

Tempel ohne Götter, Häuser ohne Bewohner, Straßen ohne Leben, eine Börse ohne Kaufleute, Bäder ohne Gäste, Läden ohne Waren, Weinstuben ohne Wein, Ringschulen ohne Ringer, Theater ohne Schauspieler, Thore ohne Wachen, Stallungen ohne Rosse, Altäre ohne Priester, — das ist Pompeji, die sogenannte Totenstadt, von der man einen Teil des Leichentuchs hinweggenommen, die Stadt einer wundersamen Ruhe, welche einem jeden, der vom tosenden Neapel aus dorthin kommt, fast unheimlich erscheint. Vor wenigen Tagen wanderte Verfasser, wie schon so oft, durch die Straßen dieser „Totenstadt". Keine Menschenseele weit und breit, die einzigen lebenden Wesen, welche mein Auge schaute, waren einige Eidechsen, die im hellen Sonnenschein spielten, den Fremdling neugierig betrachteten und dann schnell sich in Mauerspalten verbargen. Mein Gang durch die Stadt endete in der Gräberstraße, dort nämlich, wo vor hundert Jahren Goethe auf jener antiken, runden Steinbank saß, welche laut Inschrift einem Militärtribun von der Stadtbehörde vor mehr als 1800 Jahren geschenkt wurde. In einem seiner Briefe aus Neapel schreibt Goethe: „Über die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert."

„Jetzo sank in die Fluten die Sonne hinunter an Ponzas
Fels, der hinter dem Gipfel der grünenden Ischia westwärts
Bläulich den Wellen entsteigt, mit dem lotosähnlichen Haupte,
Weithin brannte die Luft und der Spiegel des Meeres vom Abglanz.
— — — — — — — — — —
Aber der Herrscher Vesuv stand herrlich in purpurner Pracht da,
Ruhend ein Held, der still auf das Schlachtfeld schaut und die Toten.
— — — — — — — — — —
Still ward, stiller die Welt und Surrentums Berge verglommen.
— — — — — — — — — —
Wie ist stille, o Tod, und wie schön dein farbiges Reich hier,
Unter den Trümmern Pompejis am Hag der umwölbenden Asche.“
(Gregorovius Euphorion.)

Der Dichter hat ein Recht, das heutige Pompeji eine Totenstadt zu nennen, wobei wir indes bemerken müssen, daß die Gestalten jenes Idylls, welche Gregorovius in seinem Euphorion schildert, ihm in den Mauern der „Totenstadt“ erst lebendig vor die Dichterseele getreten sind. Auch der Archäologe betrachtet Pompeji als eine Stadt der Toten, denn er sieht nur Mauern und Steine, welche aus einer Welt herstammen, die durch eine scheinbar unübersteigliche Kluft von der heutigen Welt geschieden ist, und hat nicht die Absicht, beide Welten durch eine Brücke zu verbinden. Moderne Touristen, auf einer Hetzjagd durch Italien begriffen, betrachten Pompeji ebenso. Das Rundreisebillet ist ihr Tyrann, der sie unerbittlich von dannen jagt, wie die Furien den Orestes, ein Tyrann, welcher den meisten nur einige Stunden für Pompeji Zeit läßt. Diese genügen, um die öden Mauern gelangweilt zu betrachten und diesen Unglücklichen die Überzeugung zu verschaffen, daß Pompeji eine ruinenhafte Totenstadt ist.

Während der letzten Jahre herrschte zweimal in dieser stillen Stadt das lauteste Leben. Im August 1879 feierte man dort ein Fest zum Gedächtnis an den im Jahre 79 geschehenen Untergang Pompejis. Schwerlich dürfte jemals der Untergang einer Stadt gefeiert worden sein, aber hier gestattete man sich eine Ausnahme. Sagt doch Goethe, daß es kein Unglück in der Welt giebt, welches der Nachwelt so viele Freude bereitete, als die Verschüttung der genannten Stadt.

Zahlreiche Menschenströme näherten sich im Jahre 1879 am 25. September schon morgens der Totenstadt, das Hauptkontingent stellte Neapel. Tausende, aus Furcht, auf der Eisenbahn zu sehr ins Gedränge zu kommen, bedienten sich großer und kleiner Karossen und zu dem hatte die Eisenbahnverwaltung bekannt gemacht, sie könne nicht dafür einstehen, daß sie imstande sein werde, alle Pompejibesucher am Nachmittage wieder gen Neapel zurückzubringen. Es galt, einen festlichen Tag zu erleben, wie ihn allerdings die Erde noch nicht gesehen, nach 1800 Jahren wollten die Ururenkel den Tag feierlich begehen, der ihnen Pompeji zudeckte, damit es, auf diese Weise bestens erhalten, die späte Nachwelt erfreue.

Mit Recht darf der Leser auf die Beschreibung dieses Festes ebenso gespannt sein, wie es Schreiber dieser Zeilen war, als er mit einem jener Züge, die kein Ende zu haben schienen, dem Festschauplatz zueilte. — Zunächst handelte es sich, mußte ich mir sagen, um die Erinnerung an einen entsetzlichen Unglückstag. Die Phantasie war genötigt, sich jenen Tag voll Entsetzen und Grausen vorzuhalten. Ferner handelte es sich um den seitherigen Gewinn jener ernsten wissenschaftlichen Forschung, welche durch die Ausgrabungen hervorgerufen ist, also war zu erwarten, daß die Feier eine würdevolle sein werde. Endlich war auf dem Wege zur Festfeier zu bedenken, daß dies seltsame Fest von Einwohnern Kampaniens gefeiert werden sollte, einem Volke, welches nur religiöse Feste kennt, deren Ursprung im Heidentum der römischen Welt zu suchen ist, der es bei ihren Festen ebenso sehr um die Ehre der Götter, als um materielle Genüsse zu thun war.

Bunte Fähnlein schmückten die „Totenstadt“, ein Zeltdach überwölbte die Tribüne der weiten Basilica, wo einst vom Tribunal Recht gesprochen wurde, alle Straßen waren gedrängt voll von Besuchern, ein Archäologe hielt eine Rede, auf welche niemand achtete und ein Photograph suchte die heiteren Scenen in der zum Leben erwachten Stadt zu fixieren. Speisezettel und lateinische Verse wurden dem Publikum verabfolgt, letztere, um eine feierliche Stimmung zu erzeugen. Quam premimus nos

hic sacram per saecula terram, d. h. Heilig ist der Boden, auf dem wir schon seit Jahrhunderten wandeln. Das Publikum kam aber nicht in die erwünschte feierliche Stimmung, bewahrte vielmehr diejenige, welche ihm bei seinen christianisierten, heidnischen religiösen Festen eigen ist, und wandte sich, ohne den neuen Ausgrabungen Teilnahme zu schenken, den Zelten zu, wo ein heiteres Mahl von Gesang und Saitenspiel begleitet wurde. Hier klangen Gläser, gefüllt mit Kapriwein, dort knallten Korken der Champagnerflaschen, drüben lagerten sich auf freiem Felde malerische Gruppen, von dort schweifte der Blick bis zum rebenumsponnenen Vesuv, der lichthelle Rauchsäulen leise zum wonnigen Himmel aufwärts kräuselte.

Mit Sonnenuntergang hatte dies seltsame Fest sein Ende erreicht und fünf Jahre hindurch herrschte in Pompeji wieder die alte Totenstille. Im Mai 1884 ward dieselbe aufs neue unterbrochen und zwar durch großartige Schauspiele, d. h. durch lebende Bilder zur Darstellung von Scenen aus dem römischen Leben. Man gab diese Schauspiele zum Besten der Einwohner der Insel Ischia, welche bekanntlich unter den Folgen des Erdbebens schwer zu leiden hatten.

Die erste Scene war ein Wettrennen in einem bei Pompeji eingerichteten Zirkus und war Se. Majestät Kaiser Vespasianus aus Rom erschienen, um dem Rennen in seiner getreuen Stadt Pompeji beizuwohnen. Man sah zuerst die großartige kaiserliche Prozession, bestehend aus ca. 500 Personen. An der Spitze ritten kaiserliche Leibwächter, dann kam die Musik, hierauf bekränzte Sklaven, vier von Jünglingen getragene Götterstatuen, Venus, Bacchus, Isis und Augustus, Schutzgötter im antiken Pompeji, wo Augustus einen ähnlichen Kultus hatte, wie St. Gennaro heute in Neapel. Der Kultus des vergöttlichten Augustus geschah nämlich durch zwölf Priester, eine Zahl, die wir ebenfalls mit dem Kultus des St. Gennaro beschäftigt sehen *). Vortrefflich waren die Priester der Isis dargestellt. Sie hatten

*) Siehe neuntes Kapitel, das Blutwunder. Im ersten Teil dieser Schrift.

die Tonsur und entsprachen den Worten des Juvenal, welcher die Priester jener Göttin als die „glatzige Herde“ und als calvi (kahl) bezeichnet. In der Hand hielten sie jene seltsamen Rasselinstrumente, wie man sie im Isistempel zu Pompeji gefunden hat. Die Priesterschar ward begleitet von Jünglingen, welche Gefäße trugen, auf denen Weihrauch dampfte. Hierauf folgte der Kaiser in seinem von acht Sklaven getragenen Ruhebett. Er lag bequem ausgestreckt unter einem prächtigen Tigerfell. Die Rolle desselben hatte ein Schauspieler übernommen, dessen Gesicht sich durch ausgeprägten römischen Charakter auszeichnete. Lauter Jubel begrüßte den Herrn der Welt, und die kaiserliche Majestät dankte bisweilen mit huldvollem Lächeln. Das Ruhebett des Kaisers war begleitet von einer Schar seiner Leibwache und daran schloß sich allerlei Volk, Senatoren aus Rom, weißbärtige Magistratspersonen, Männer, Weiber und Kinder aus Pompeji, alle in römischer Tracht. In seiner ganzen Pracht zeigte sich dies lebendige Bild, als der Zug im Zirkus angelangt war und vor der kaiserlichen Tribüne Aufstellung nahm. Vespasian nahm seinen Platz ein, mit ihm seine Begleitung und der Zug der Statuen und Priester begab sich zur Spina, wo die Götterbilder und heiligen Gefäße hingestellt wurden. Die weiße „Mappa“ des Kaisers gab das Zeichen zum Anfang des Rennens, an welchem sich vier Zweigespanne beteiligten. Die Wagenlenker zeigten sich in den vier verschiedenen Farben der Rennparteien, weiß, blau, rot, grün, wie wir sie vom römischen Zirkus her kennen. Aus den Gewölben heraus stürmten die Rosse, olympischer Staub erhob sich, aber wo war die römische Leidenschaft, wo war die Raserei und die Wut, welche sich an diesem Rennen beteiligte? Wenn wir modernen Menschen, an der Umgrenzung des Zirkus stehend, auch gewillt gewesen wären, in die römische Zirkusraserei hineinzugeraten, so war die liebe Maiensonne stark genug, um unsere Leidenschaften zu dämpfen. Leider konnte Pompeji seinem Landesvater keine Viergespanne, keine Rosse aus Kalabrien und Sicilien vorführen und was die Wagenlenker betrifft, so wird kein Dichter ihren Ruhm verherrlichen und kein Bildhauer, wie es in Rom vielfach geschah, ihre Gestalt in Marmor

darstellen. Der Kaiser überreichte dem Sieger einen Palmzweig und betrachtete dann mit allerhöchstem Wohlgefallen die Ringspiele der Athleten.

Am folgenden Tage bot Pompeji seinem erhabenen Kaiser eine Gladiatorenschlacht im Amphitheater. Den Kaiser, an den Anblick größerer Schauspiele gewöhnt, schien dies Fechterspiel nicht zu befriedigen, jedoch behauptete man, daß er dreimal gnädig gelächelt habe.

Das durch seine schöne Form ausgezeichnete Amphitheater in Pompeji vermag etwa 20000 Menschen zu fassen, ein Teil der Sitzplätze ist noch erhalten, hier und da sprossen grüne Kräuter; jeder von uns suchte sich einen Platz, wo es ihm beliebte. Bekanntlich hatten einst die Frauen hoch oben ihren Platz, aber dort erblickten wir lauter Karabinieri mit ihren Federbüschen. Trompetenton erscholl von ferne, der kaiserliche Zug trat ein und der Imperator nahm Platz auf einer für ihn errichteten Tribüne. Darauf erschien zu Pferde und zu Fuß die Schar der Gladiatoren, ein überraschender Anblick. Abteilungsweise trugen sie verschiedene Rüstungen, verschiedene Helme, Schilde, Angriffswaffen, verschiedenfarbige Gewänder und hielten dann unter Anführung des Lanista (Fechtmeister) ihren feierlichen Umzug um die Arena, begrüßten den Kaiser mit dem üblichen Gruß, empfingen reiche Beifallsspenden von den tausenden der Zuschauer und begannen todesmutig den Kampf.

Von den verschiedenen Kampfgängen mit Dolch, Netz, Dreizack und Degen, mit großen und kleinen Schilden, zu Fuß und zu Pferde, wollen wir schweigen, jedes Handbuch römischer Altertümer schildert diese Seite römischen Lebens.

Am folgenden Tage sah man einen römischen Hochzeitszug durch die Straßen Pompejis schreiten. Silvia, die Tochter des reichen Kaufmanns Diomedes, ward in das Haus ihres jungen Ehemannes geleitet. Wir nahmen an, daß die pompejanische Göttin Fortuna vorher von der Silvia ebenso mit Gaben und Gelübden angerufen war, wie man heutzutage in Kampanien bei ähnlichem Anlaß die Madonna anruft.

Ein Jüngling mit der Hochzeitsfackel schritt voran, zwei

andere führten die Braut, die im Geleit von Flötenspielern aus dem Hause ihrer Eltern trat. Sie trug die von einem Gürtel gehaltene weiße Tunika mit dem Purpurrand, es umwallte sie der übliche hellrote Schleier, ein Rosenkranz schmückte das Haar. Neben ihr sah man eine würdige Matrone, von allen Seiten ward sie mit Blumen und Konfekt überschüttet, wie noch heute bei Hochzeitszügen in Süditalien üblich. Der Chor sang das römisch-antike Hochzeitslied: Cinge tempora floribus, bekränze die Stirn mit Blumen. Vor dem Hause des Bräutigams angelangt, wurden die üblichen Nüsse unter die Menge geworfen, zum Zeichen, daß die Braut aufgehört habe, Kind zu sein und mit Nüssen zu spielen. Satis tu lusisti nucibus, du hast genug mit Nüssen gespielt, so sang der Chor. Nach Römersitte ward Silvia über die Schwelle des Hauses gehoben, wo die zärtliche Schwiegermutter ihr mit Brot und Salz entgegentrat. — Wir bemerken hier, daß sich in der Vesuvgegend manche antike Hochzeitsbräuche bis heute erhalten haben *).

Den Beschluß der Schauspiele bildete ein antiker Leichenzug, der reiche Lucilius ward feierlich zu Grabe, d. h. zum Scheiterhaufen gebracht.

Die Strada Abondanza wimmelte von Menschen, sowohl des neunzehnten als des ersten Jahrhunderts, Engländer, Deutsche, Franzosen, Russen, Italiener, schreiende Verkäufer mit Trinkwasser, Kuchen, Wein, Streichhölzern, neapolitanische Straßensänger mit Guitarren, Mandolinen, dazu berittene und unberittene Karabinieri, Straßenwächter der Totenstadt mit Helm und Säbel und dazwischen der sich allmählich ordnende Leichenzug. Endlich setzte sich derselbe langsam in Bewegung. Die Musikanten waren gekleidet in blaue, rote, violette und gelbe Tuniken und trugen Kränze von Epheu auf dem Haupte. Auf römischen Instrumenten spielten sie einen seltsamen Trauermarsch, den ein Musikus eigens für diesen Zweck komponiert hatte. Ihnen folgten die Klageweiber in schmutziger Tunika mit aufgelöstem Haar, eine derselben war die

*) Über solche Bräuche, welche noch immer fest in der Volkssitte haften, siehe den dritten Teil dieser Schrift.

Anführerin dieser römischen Klagebande, sie machte Verzweifelungsgeberden, stieß kreischende, heulende Klagetöne aus und die anderen machten es ihr nach. Es folgte das seltsamste Stück einer römischen Leichenfeier, die Komik, zuerst der bekannte weiß und rot gekleidete Archimimus, angethan mit einer Maske, welche die Züge des Verstorbenen nachzuahmen bestimmt war. Er spielte seine Rolle vortrefflich und ahmte in komischer Weise den Gang und die Gesten des Verstorbenen nach. Weit ärger trieben es seine Genossen, die sich wie Clowns geberdeten und das Publikum zum Lachen reizten. Hinterher trug man in kleinen Tempelchen die Wachsbilder der Ahnen des Verstorbenen, welche bekanntlich von den Römern im Tablinium ihres Hauses verwahrt wurden. In ihrer Nähe marschierten ernste Liktoren mit Rutenbündeln und Beilen. Dann sah man die Ehrenzeichen des Verstorbenen, seine Söhne mit verhülltem Haupte, andere Angehörige in Trauerkleidern und endlich die Bahre mit dem verhüllten Leichnam unseres Lucilius, dem eine Anzahl von würdigen Magistratspersonen und viele Pompejaner trauernd folgten. So bewegte sich der feierliche Zug durch das Herkulaner Thor zur Gräberstraße und zum dortigen Scheiterhaufen, welcher, von den Söhnen des Verstorbenen angezündet, schnell aufloderte. Ein Panegyrikus ward dem Toten nicht gehalten, auch versäumte man, die Asche des Toten zu sammeln.

Wir bemerken hier, daß in Kampanien und Kalabrien die von bezahlten Klageweibern besorgte Totenklage noch heute Sitte ist, ein echtes Stück Heidentum, welches unerschütterlich fest im Volksleben haftet *).

Den Schluß der Schauspiele bildete die Beleuchtung des Forums, wo sich das Publikum in antiker und moderner Kleidung, Kaiser und Volk, Aristokraten und Plebejer, Prätorianer und Priester, sowie Touristen der verschiedensten Nationen versammelt hatten. Festliche Illumination kannte, wie uns vielfach bezeugt ist, schon das antike hellenisch-römische Leben.

---

*) Siehe später in diesem Kapitel die Übersicht über andere antike Traditionen in der Gegenwart, sowie eine andere Übersicht im zweiten Kapitel.

„Flimmernd erglänzten die Tempel und hell das erhabene Forum,
Rötlich die Zinnen der Stadt, die Theater und Hallen von Marmor.“

Diese Scene war vor fünf Jahren und seit dieser Zeit ist's wieder still in der „Totenstadt“. Denjenigen, welche das gegenwärtige Volksleben des Südens kennen, boten jene Schauspiele Anregung, die Vergangenheit in der Gegenwart zu suchen.

Pompeji bietet dem Fremdling, der es zum erstenmale sieht, einen höchst seltsamen Anblick, sowohl, wenn man durch die meist recht schmalen Straßen wandelt, als auch, wenn man von der Mauer aus, dicht beim Herkulaner Thor, eine Übersicht zu gewinnen sucht. Man sieht da keineswegs eine Stätte, die man mit dem Trümmerfelde des Forum Romanum oder der Kaiserpaläste in Rom vergleichen könnte. Ein „Ruinenfeld“ kann man doch unmöglich eine solche Stadt nennen, in welcher die Häusermauern wohlerhalten dastehen und bei denen nur die Dächer fehlen, wo aber eine Bedachung vorhanden ist, diese sich als Ergänzung der Neuzeit sofort offenbart. Den Namen einer Ruinenstadt kann man hier unmöglich anwenden, weil die Straßen mit den Häusern daran ebenso vorhanden sind, wie vor 1800 Jahren. Ein Ruinenfeld, wie man dies in Rom sieht, wie es hier in der Nähe Neapels, z. B. in Bajä vorhanden ist, gewährt einen vollständig andern Anblick, nämlich des Unregelmäßigen, des Malerischen. Jene Ruinen von römischen Villen und Tempeln in Bajä sind teilweise von Pflanzenwuchs überkleidet, man sieht, wie man solche Tempel- und Villenreste sich selbst überlassen hat und noch überläßt. Ganz anders Pompeji. Letzteres zeigt die vollständige Regelmäßigkeit einer Stadt, dabei Straßen so sauber, als wären sie eben gefegt, von Schutt und Trümmerhaufen also keine Rede, und ebenso wenig von grünem Epheu und dergleichen auf den uralten Steinen.

Ich habe Pompeji nirgends „malerisch“ gefunden, vielmehr liegt auf dieser Häusermasse, die mit solcher Regelmäßigkeit des Daches entbehrt, etwas Kaltes. Kurz gesagt, diese Stätte trägt den Charakter des Öden, Leeren, Toten an sich, und nirgends kann man sagen, daß sie uns anheimelt. Es kommt dazu, daß

diese Häuser nirgends Thüren, sondern nur Thüröffnungen haben. Man hat also auf der einen Seite den Eindruck des Wohlerhaltenen und zu gleicher Zeit den Eindruck einer Zerstörung, man sieht eben dasselbe, was vor 1800 Jahren genau ebenso war, und doch sieht man es in dem Zustande der Ausplünderung. Gerade dieser Zwiespalt ist es, mit dem der Beschauer lange zu kämpfen hat. Oft wünscht man bei der Wanderung durch die öden Straßen, daß diese ganze Häusermasse sich selbst überlassen und mit herrlicher Decke eines südlichen Pflanzenwuchses überzogen werden möge. Da dies nun selbstverständlich nicht gelitten werden kann, so hegt man den Wunsch, daß die Regierung ein paar Häuser völlig so wieder herstelle, wie sie waren, und einige Familien mit römisch-antiker Kleidung und antikem Hausgerät darin wohnen lasse.

Jener Charakter des Traurig-Öden, Leeren, wodurch der Wanderer anfänglich keineswegs angenehm berührt wird, tritt dann mehr und mehr in den Hintergrund, wenn man dieser merkwürdigen Stätte jene allgemein-menschliche Teilnahme entgegen bringt, welche nach denjenigen Zeichen und Resten sucht, durch welche uns der Vorgang jenes über die Bevölkerung gekommenen Unglücks vergegenwärtigt wird. Hierzu giebt uns das Museum neben dem Thor die beste Gelegenheit. Bei den Ausgrabungen nämlich entdeckte man in der Überschüttungsmasse Höhlungen, und bemerkte, hauptsächlich wohl an den darin liegenden Knochenresten, daß diese sich in der Aschenmasse dadurch gebildet hatten, daß die Leiber überschütteter Menschen verwest waren. Da man nun annehmen konnte, daß die Aschenmasse sich einst fest an alle Körperteile des so verschütteten Menschen angeschmiegt haben mußte, so konnte man hoffen, daß solche Höhlungen als Form für Gypsguß dienen möchten. Man goß also Gyps in diese Aushöhlungen, und die gehegten Erwartungen wurden nicht getäuscht, ja teilweise übertroffen. Der Gypsabguß gab die Gestalt des vor 1800 Jahren verschütteten Menschen in einer zum Teil höchst überraschend klaren Weise wieder, und eine Anzahl solcher Abgüsse befindet sich im genannten Museum in einer Reihe von Glaskästen. Dieser Anblick rückt uns die vergangene Zeit nah.

Wir sehen eine menschliche Gestalt auf dem Rücken liegend, die Hände krampfhaft zusammengezogen, das rechte Bein etwas in die Höhe gehoben, die Form des auf die Brust hinaufgeschobenen Kleides tritt klar hervor, hinten in der Gypsmasse des Kopfes zeigt sich ein Rest des Hirnschädels dieses einstigen Bewohners der Stadt. In einem andern Kasten sehen wir eine ebenfalls auf dem Rücken liegende Gestalt, der rechte Arm ist seitwärts gestreckt, die linke Hand am Leibe zusammengezogen und hat offenbar einen Geldbeutel festgehalten, denn bei der Hand hat man ein Häuflein Goldstücke gefunden. Eine andere Figur liegt, sich seitwärts stützend, mit gestreckten Beinen und mit offenem Munde. In der Glut der Luft und der Asche suchte der Arme vergebens Lebensluft. Die folgenden Gypsabgüsse zeigen weibliche Leichen, als solche erkennbar an dem deutlich hervortretenden Haarputz, sowie an der weicheren Gliederform. Die eine Leiche liegt mit dem Angesicht der Erde zugekehrt, den Arm als Stütze, eine andere ballt die linke Hand, die aufwärts steht. In einem anderen Kasten sehen wir zwei weibliche Leichen, gleichfalls in Gyps dargestellt, es mögen Mutter und Tochter sein, letztere krümmt im Todeskampfe die Beine. Dicht dabei wurde auch das Bild dessen gewonnen, der als Vater der letztgenannten vermutet wird. Bei ihm ist durch den Gypsguß ein vollkommen gelungenes Angesicht dargestellt: er hat eine etwas gebogene Nase, ruhige Züge und scheint, sich mit dem Haupte auf den rechten Arm legend, ruhig zu schlafen. Ein wahrhaft jammervolles Bild ist der Gypsabguß eines Hundes, der wohl deshalb sich nicht retten konnte, weil die Kette ihn hielt. Im schweren Todeskampfe hat das arme Tier sich zusammen gekrümmt, dann fiel Asche, immer mehr Asche darauf und begrub dasselbe, wie jene Menschen, die gleichfalls sich nicht retten konnten.

Der Charakter des Öden und Leeren verschwindet in Pompeji dem Auge des Wanderers erst dann vollständig, wenn es ihm nach und nach gelingt, die toten Steine zum Reden zu bringen, das *Menschenleben* in der Stadt sich zu rekonstruieren und dabei mit Staunen zu entdecken, wie sich im modernen Leben auf diesem Boden Züge des antiken Lebens erhalten haben. Diese

Entdeckungen geschehen mühsamer, gehen langsamer vonstatten, als die Forschungen der Archäologen, denn es handelt sich dabei um die Kenntnis zweier Welten, der alten und neuen, endlich um die Auffindung des Alten in der modernen, neuen Welt. Diese Arbeit ist mühsam, wie die Entzifferung jener Papyrusrollen von Herkulanum, welche man dort in einem verkohlten Schrank entdeckte. Eintausendsiebenhundertdreiundneunzig Schriftrollen sind gefunden und werden als kostbarer Schatz im Museum zu Neapel verwahrt. Durch die Glasthüren hoher Wandschränke blickt man in das Innere der letzteren und sieht in den zahlreichen Abteilungen lauter Kohlen — so sehen die Schriftrollen aus —, Klumpen oft recht unförmlicher Art glaubt man zu erblicken. Zugleich sitzen dort emsig arbeitende Männer, es gilt nämlich, diese verkohlten Papyrusrollen wieder auseinanderzuwickeln, eine überaus mühsame Arbeit, und allein dadurch ermöglicht, daß die spröde, feine, schwarze Papiermasse sanft gedreht wird, wobei die feinen Schichten an einer mit feinem Leim bestrichenen Fläche einer Blase kleben bleiben. So viel ich erfahren, hat man bereits weit über 500 Rollen entziffert. — Die Wände des ersten jener Säle sind behängt mit solchen abgewickelten und gelesenen schwarzen Papierfragmenten; man hat letztere auf weißes Papier geklebt und diese Stücke mit Glas und Rahmen versehen. Eine seltsame Bildergalerie! — In eben dieser Einrahmung hängt an der Wand des zweiten Saales ein vollständig auseinander gerollter Papyrusstreifen. Ich maß ihn mit der Hand und fand ihn siebzehn Handspannen lang und eine Spanne breit. Sieht man genau auf diese kohlschwarze Fläche, so gewahrt man die griechische Schrift. Der lange Papierstreifen ist in Abteilungen beschrieben und gehört zu einem Werk des sonst unbekannten Griechen Filodemus über die Redekunst.

Wer im südlichen Menschenleben die Spuren des antiken Lebens sucht, hat eine ähnliche Arbeit, wie jene Entzifferer herkulanischer Papyrusrollen. Zu Anfang liest er nur einzelne Bruchstücke heraus, oft findet er Lücken, die allmählich ergänzt werden, oft ist die Schrift unklar und verlangt scharfe Betrachtung. Erst nach und nach erlangt der Betrachter dieser Schriftrolle,

— modernes Menschenleben genannt — eine zusammenhängende Übersicht. — Verfasser kennt Pompeji aufs beste, er hat ebenfalls die Schriftrolle des modernen südlichen Menschenlebens mit warmem Interesse gelesen, hat sie nach und nach entziffert und gesehen, wie viele Züge der antiken Welt im modernen Leben vorhanden sind. Litterarische Hilfsmittel standen ihm bei dieser Beobachtung nicht zu Gebote. Werke über Pompeji freilich giebt es in Hülle und Fülle, aber nur solche, die sich mit den Altertümern, mit der vergangenen Welt beschäftigen. Niemand hat seither nachgewiesen, wie die alte Welt auf dem Boden Italiens, besonders im Süden fortlebt. Für unseren Zweck handelt es sich um das religiöse, sowie um das sittliche Leben, um aber das Fortleben der antik-heidnischen Religion begreiflicher zu machen, ist es nötig, zunächst andere Lebensgebiete zu berühren. Im ersten Teile dieser Schrift ward bereits auf einiges aufmerksam gemacht und wird der Leser es nicht für eine unnütze Wiederholung ansehen, wenn wir auf das hier und da kurz Erwähnte bei diesem Anlaß zurückkommen.

Die gesegneten Fluren, denen der Boden Pompejis angehört, hießen einst das „glückliche Kampanien", werden aber jetzt mit größerem Recht als Terra di lavoro, Arbeitsland bezeichnet. Ohne Zweifel gehören diese Gauen zu den fruchtbarsten der Erde. Der Tourist staunt über die Üppigkeit des Wachstums, über die Pracht der Weinpflanzungen und meint, daß hier dem Ackersmann der Lohn eines behaglichen Lebens zuteil werde. Der Schein trügt. Mietbauern, Coloni, bestellen diese Fluren und haben von ihrer Arbeit nicht einmal den Lohn der Sonntagsruhe. — Kein Sonntagsfriede! Diese Wahrheit ist wie ein Fluch, der auf jenen scheinbar paradiesischen Fluren lastet. Kein Sonntagsfriede! Das ist für ganz Süditalien ein Erbe des antik-heidnischen Lebens. Kurz vor Christi Geburt verfaßte Virgil in Neapel in siebenjähriger Arbeit sein Lied vom Landbau und lesen wir im ersten Buch folgende merkwürdige Strophen:

„Einige Arbeit vergönnt ja am Festtag selbst zu betreiben
Sitt' und Gesetz, nie wehrt uns Götterverehrung, die Bäche
Abzuleiten in Rinnen, die Saat mit Gehege zu säumen,

Niederzubrennen die Dornen und Schlingen zu legen den Vögeln,
Auch in den heilsamen Fluß zu tauchen die blökende Herde.
Öfters belastet mit Öl dem bedächtigen Esel der Treiber,
Oft mit gewöhnlichem Obste den Rücken und bringt den behau'nen
Stein sich zurück von der Stadt, auch Massen von dunkelem Peche."

Dies heißt mit dürren Worten: Feldarbeit nebst Handel und Wandel gehen am Festtag ihren ruhigen Gang ohne Unterbrechung weiter. So ist es noch heute. In protestantischen Ländern deutscher Zunge ist das Volk auf dem Lande noch immer von heiliger Scheu vor dem Sonntag durchdrungen, staatliche Gesetze halten in Deutschland den gemeinen Eigennutz in Schranken, schützen Tier und Menschen vor gemeiner Ausnützung und fördern den Sonntagsfrieden. Im katholischen Süditalien giebt es solchen Schutz nicht, der Sonntag ist der Willkür preisgegeben und findet man in Stadt und Land kaum einen Unterschied zwischen Sonntag und Werktag. Deshalb herrscht im Süden eine heidnische Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft, wie wir in einem späteren Kapitel beweisen werden. Die von Ruhmessucht aufgeblähte römische Kirche hat in der Stadt Neapel dreißig — schreibe dreißig — Madonnen gekrönt (seit 1704), aber eins hat sie in 1500 Jahren in Italien nicht fertig gebracht: Sie hat dem Volk nicht den christlichen Sonntag, nicht das Bewußtsein von der Heiligkeit der Sonntagsruhe eingeflößt und kümmert sich nicht um das Seufzen von Millionen, welche diesen schweren Mangel fühlen. Papst Leo XIII. ernennt Heilige, baut ein astronomisches Observatorium, aber der Jammer, welcher die notwendige Folge davon ist, daß Italien im großen Ganzen den christlichen Sonntag nicht kennt, dringt nicht in sein marmornes Palastgefängnis. Ich habe hundertfältig das Volk Süditaliens an Sonntagen beobachtet, beides in Stadt und Land, und mich vergebens bemüht, einen wesentlichen Unterschied zwischen den Zeiten Virgils und der jetzigen zu finden. Aus dem Munde plattdeutsch redender norddeutscher Bauern habe ich vom Sonntag stets die Bezeichnung gehört: „De hillige Dag *)", der Bauer Süditaliens

*) Der heilige Tag.

dagegen hat von einer Heiligkeit des Sonntags trotz aller Heiligen, die er anruft, kein Gefühl und kein Bewußtsein.

Das genannte Gedicht des Virgil habe ich erst hier in Kampanien voll verstehen gelernt, als ich sah, wie hier alles beim Alten geblieben. Die Tenne des Bauern, das Dreschen durch Stiere, das Joch, der Pflug, alles beim Alten, wie vor zweitausend Jahren. Ich habe gesehen, wie ein Bauer am Sonntag seinen Wein kelterte, nämlich mit den Füßen. Virgil redet von Trauben, die geeignet sind, die Füße zu erproben, nämlich ihre Ausdauer. (2. Gesang, 94.) Ob die Pompejaner ein Gesetz hatten, welches ihren Bauern eine Fußwäsche vor der Weinkelter auflegte, weiß ich nicht, weiß aber so viel, daß den heutigen Bauern Kampaniens das Zertreten der Trauben als Fußwäsche dient. Die Vorrichtung zur Pressung der Oliven ist so ursprünglich, daß auch diese kümmerliche Maschine Jahrtausende zählen mag. Wer die in Pompeji gefundenen Thongefäße zur Aufbewahrung von Öl und Wein kennt, findet sie heute in Kampanien wieder. In den Vesuvstädten trinkt das Volk den Wein nach antiker Sitte nicht aus Gläsern, sondern aus stattlichen antik geformten Krügen, die von Mund zu Mund gehen. Was aber die Zucht der Reben anbetrifft, so sehen wir dasselbe, was Virgil im genannten Liede beschreibt: „Aber sobald sie mit mächtigem Wuchs umschlingend den Ulmbaum sich ausbreiten“. — Die „fröhliche Rebe, dem Ulmbaum vermählt“, bietet heute mit ihren Guirlanden dasselbe Bild eines Rebenwaldes, wie vor zwei Jahrtausenden. — Ebenso wenig, wie das antike Leben, kennt Süditalien Windmühlen. Wassermühlen und Handmühlen geben das Mehl, das „Mark der Männer“, und wenn jüngst eine Dampfmühle entstand, so war diese Neuerung selbstverständlich das Werk eines Fremden. — Ein Schmuck kampanischer Rosse, bestehend in dem mit rotem Band aufgebundenen Mähnebüschel zwischen den Ohren, zeigt sich schon an jener prächtigen Rossegestalt, welche im Theater zu Herkulanum gefunden ist, die Glöcklein an den Zug- und Lasttieren kannte schon das antike Leben, dem sie gegen den Zauber des bösen Blickes dienten. Vom Cisium der Römer und dem Corricolo Süditaliens siehe Kap. VI. Die ländliche

Frauenwelt in den meisten Distrikten Süditaliens beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Webestuhl und der Spindel, erinnert also an die Strophe des Homer (Odyssee I, 356): „Besorge du deine Geschäfte, Spindel und Webestuhl“. Dies Wort ist gerichtet an die Penelope, also an eine Fürstin, heutzutage zeichnen sich die Fürstinnen, Gräfinnen &c. Süditaliens durch Nichtsthun aus, und nur die niederen Stände bewahren antike Traditionen. — Die phrygische Kappe auf dem Haupte der Fischer ist antikes Erbe, wie ein pompejanisches Bild (Odysseus und Penelope) beweist, ein eben solches Erbe ist das Tuch der Weiber, welches von der Stirn nach hinten fällt, eine Bedeckung, die sich auch auf den Inseln, z. B. Ischia findet. „Ich zerreiße mein Sidon-Stirntuch“ — so sagt ein Griechenweib in der Tragödie des Äschylos, die Schutzflehenden. — Die antik-griechische Liebhaberei für Zwiebeln hat man in Süditalien bewahrt und was das Wirtshauswesen anbetrifft, so giebt es weite Gebiete, wo man nichts dieser Art findet, als jene „schmorigen“ Kneipen, über welche Horaz in seiner fünften Satire klagt, indem er seine Reise nach Brundisium beschreibt. Gabeln kannten die Pompejaner nicht; selbst ein Kaiser Augustus, der goldene Gefäße für seine Tafel besaß, hat nie eine Gabel gesehen, die hellenisch-römische Welt aß mit den Fingern. — In Süditalien giebt es heute Millionen Hände, welche nie, einige höchst selten die Gabel benutzen. In den ältesten Stadtteilen Neapels giebt es eine Unmasse volkstümlicher Speisewirtschaften, welche nie eine Gabel gesehen haben. In Pompeji war der Gebrauch des Glasfensters sehr beschränkt, eine Unkultur, die man heute sofort bemerkt, wenn man das Stadtgebiet Neapels verläßt und z. B. das Gebiet der Paduli (siehe Kap. VI) besucht. Die meisten Fensteröffnungen sind in den Häusern der dortigen Coloni nicht mit Glas, sondern mit Holzladen versehen, wie ich auch an zahlreichen anderen Orten, z. B. im Städtlein Corpo di Cava, gesehen habe. Man untersuche einmal in solchen glaslosen und gabelfreien, abseits von der Heerstraße gelegenen Orten den Weinvorrat der Weinbauern. Homer nennt den Wein funkelnd, fröhlich, lieblich, herzerfreuend, mutstärkend, ein Göttergetränk, balsamisch, dunkel; von allen diesen Prädikaten paßt heute leider

nur das letzte: dunkel! Süditalien hieß zur Griechenzeit Önotria, Weinland, aber wie jammervoll ist die Weinbereitung ruiniert! Gehen wir nach Pompeji selbst.

Große Häuser daselbst haben, wie heute im Süden überall, in der Straßenwand Thüröffnungen für solche Wohnungen, welche man in Neapel Bassi (d. h. niedrige) nennt, Räume, welche meistens dem Handel dienen. Dasselbe zeigt sich in Pompeji. Ihr Raum hat mit dem übrigen Hause nichts zu schaffen, und war ohne Zweifel eben wegen dieser Bassi das Straßenleben in Pompeji vor denselben ebenso wie in heutigen Städten des Südens. Räume für öffentliche Tanzbelustigungen der niederen Stände (Tanzböden) kannte man in Pompeji nicht und sind dieselben im ganzen Süden noch heute unbekannt. Den Volkstanz der Pompejaner, etwa der heutigen Tarantella entsprechend, begleitete das auf einem Wandbilde sichtbare Tamburin, dem heute beim Volkstanz gebräuchlichen völlig gleich. „Wenn beim bakchischen Fest den schallenden Reigen sie tanzen.“ — Eine nordische Hausfrau, welche in Pompeji eine Küche besucht, muß sich wundern, wenn sie sieht, daß man für diesen stets kleinen Raum eine schlechte Stelle auswählte, wo Luft und Licht mangeln, sie muß sich noch mehr wundern, wenn sie sieht, wie es sich in den älteren Wohnungen Neapels genau ebenso verhält. Die Einrichtung des pompejanischen Küchenherdes habe ich in kampanischen Bauernwohnungen als die allergewöhnlichste Sache wiedergefunden. Einige Ziegelsteine auf die schmale Langseite gestellt, in ihren Zwischenräumen das Feuer, das ist die Herdvorrichtung heute, wie vor Jahrtausenden. Ein Tageblatt mit Anzeigen hatten die Pompejaner nicht, daher malten sie, wenn z. B. eine Wohnung zu vermieten war, diese Bekanntmachung an die Wand des betreffenden Hauses. Man las: Locandum est (zu vermieten). Neapel hat Tageblätter, bleibt aber mit seinen Wohnungsanzeigen trotzdem bei der pompejanischen Sitte. Man sieht an dem betreffenden Hause ein Täfelchen mit der Aufschrift: Si loca, man vermietet. Im heutigen Rom heißt es noch jetzt lateinisch: Locandum est. Keinem neapolitanischen Hausbesitzer fällt es ein, solche Dinge in

die Zeitung zu bringen. — Pompeji zeigt uns zwei vortrefflich erhaltene Theater und können wir annehmen, daß das Publikum dort ähnliche Dinge schaute, wie im kaiserlichen Rom, mithin auch die Possen der sogenannten Atellanen mit ihren stehenden Figuren nicht fehlten. Eine derselben, der dumm-pfiffige, allzeit hungrige Maccus, hat sich in der stehenden Figur des neapolitanischen Pulcinella erhalten, der eine Maske trägt, wie bei allen römischen Schauspielern üblich war. Die Volksposse im heutigen Kampanien ist in Hinsicht gemeiner Scherze und lasciver Ausdrücke der heidnisch-römischen Volksposse so ähnlich, wie ein Ei dem anderen. Kaiser Augustus begünstigte in Rom auf dem Theater die pantomimischen Darstellungen, welche in der ganzen Kaiserzeit sich leidenschaftlicher Beliebtheit erfreuten. Dieselbe Leidenschaft für den Pantomimus, den man heute Ballet nennt, ist im Süden geblieben, mag auch dasjenige, was damit geboten wird, noch so sehr in die Kategorie des Blödsinns gehören. „Die Hellenen sind immer Kinder.“

Die heutige Zeichensprache der Neapolitaner ist ein Erbteil aus der Griechenzeit. Sie hat sich in einer wundersamen Vollkommenheit erhalten, vielleicht auch vervollkommt und geschieht hauptsächlich mit dem Instrument der Finger, welche aber durch Arme, Haupt, Schultern und Mienen unterstützt werden. Sie befähigt, auf weite Entfernung vollständige Unterhaltungen mit wundersamer Schnelligkeit zu führen. Beim Verneinen neigt der Neapolitaner das Haupt zum Nacken. Dies nannten die Griechen: „ananeuein“. Auch auf Sicilien ist diese Zeichensprache allgemein üblich.

Nach dieser keineswegs erschöpfenden Übersicht haben wir das Fortleben der Religion zu beweisen.

Daß die Einwohner Pompejis das Christentum kannten, läßt sich nicht behaupten. Daß aber die Bibel, und zwar zunächst das Alte Testament, dort nicht unbekannt war, erhellt aus einem daselbst gefundenen Wandgemälde, welches das Urteil des Königs Salomo darstellt.

Zur rechten sitzt der mit weißer Toga umkleidete Salomo; seine Linke hält ein hochragendes Scepter, ihm zur Seite sehen

wir je einen Minister, deren einer mit weißer Toga angethan ist, während der andere eine grüne Umhüllung trägt. Die Stühle dieser drei stehen auf einer Erhöhung, einer Art Terrasse, hinter welcher ein Baldachin angebracht ist; wachhaltende Krieger befinden sich in der Nähe. König und Minister schauen aufmerksam auf die Scene vor ihnen. Auf einem Tische liegt ein Kind, um dessen Besitz sich zwei Mütter streiten. Dicht am Tische steht ein behelmter Krieger, welcher gerade zum Schlage ausholt, um nach Salomos Befehl das Kind in zwei Teile zu teilen. Am Tische steht ferner mit dem Ausdruck der Frechheit die falsche Mutter, während die wahre Mutter vor der Terrasse auf den Knieen liegt und flehend die Hände zum König emporstreckt. Zur linken erblickt man einen Volkshaufen, der sich neugierig hinzudrängt. Dies nicht sehr große, langgestreckte Fresko ist durch einen breiten, schwarzen Strich eingerahmt, den ein weißer, schmaler Strich begrenzt.

Wie kam der betreffende Einwohner Pompejis dazu, sich eine Geschichte aus der Bibel malen zu lassen? War er ein Christ oder ein Jude? Beides müssen wir verneinen; denn — und nun kommt das Merkwürdigste — dies Bild ist, wie jeder auf den ersten Blick sehen kann, als Karikatur gemalt. Die mit der Toga bekleideten Männer, welche den Vordergrund der Neugierigen bilden, sind Pygmäen mit dicken Köpfen, die zu den kurzen Rümpfen und kleinen dünnen Beinen einen komischen Gegensatz bilden. Der Tisch, auf dem das Kind liegt, ist sofort als ein dreibeiniger Metzgerblock zu erkennen; das Kind selbst ist mit verzweifelten Windungen seines Körpers dargestellt, der Krieger davor zeigt eine pathetisch-lächerliche Stellung und schwingt nicht etwa sein Schwert, sondern ein Fleischhackmesser. Halb Krieger also, halb Schlächter, hat er einen gewaltigen Kopf, der mit riesigem Helm bedeckt ist, auf dem sich ein mächtiger Roßschweif befindet. Der Rumpf ist kurz, die Beine klein, so daß die ganze Gestalt Lachen erregt. Auch die der falschen Mutter ist ins Lächerliche gezogen; ihr Angesicht ist breit, und dabei trägt sie eine mächtige Kopfbedeckung; der Maler überläßt es dem Beschauer, zu erraten, ob er ihr eine Haube oder einen Turban aufs Haupt

gesetzt hat. Auch Salomo ist karikiert; das rohe, derbe Gesicht stiert auf den Haublock, keine Spur königlicher Würde ist an ihm zu entdecken. Jene flehende Mutter zu karikieren, war die heitere Laune des Malers wohl nicht im stande. Mit wenigen Strichen brachte er in ihrer Gestalt dasjenige zum Ausdruck, was in diesem Augenblick die Seele der armen Mutter bewegte. Nirgends giebt sich der Maler die geringste Mühe, das einzelne, z. B. Gesichter, Kleider ꝛc. genau auszuführen. Betrachtet man das Bild aus unmittelbarer Nähe, so sieht man, mit welcher Nachlässigkeit und Geschwindigkeit der Führer des Pinsels verfuhr. Wer weiß, ob er nicht gewettet hat, daß er im stande sei, ein solches Bild in einer Stunde zu malen. Das Bild will also, und das gilt von vielen pompejanischen Bildern, aus einiger Entfernung betrachtet sein. Geschieht dies, so wird man in manchen Zügen gewahren, daß es dem pompejanischen Maler keineswegs an Genialität fehlte.

War etwa seine Absicht, die Bibel zu verspotten? Wir müssen diese Frage verneinen, und zwar deshalb, weil jene Karikatur einen durchaus naiven Charakter trägt. Heitere Malerlaune ist die Mutter des Bildes, von dem sich annehmen läßt, daß es demselben Pinsel entstammt, der auch andere in Pompeji gefundene Bilder dieser Art gemalt hat.

In diesem Bilde zeigt sich uns ein Zug jener Heiterkeit, welche sich in der gesamten pompejanischen Bilderwelt ausspricht. Nirgends begegnen wir in letzterer einer Erinnerung an die großen Männer und Begebenheiten römischer Geschichte. Auch über der Götterwelt, welche uns in den Bildern entgegentritt, lagert Heiterkeit, die jedes tiefen, ernst-sittlichen Gedankens bar ist. Konnte doch ein Maler wagen, an einer Wand den bakchischen Zug des trunkenen Herkules darzustellen! Die Sonne Kampaniens bescheint heute denselben *heiteren Kultus*, welcher sich uns daselbst in lebenden Bildern zeigt. Denkmäler des pompejanischen Religionslebens sind die dortigen Tempel.

Der Boden Süditaliens ist auf Erden deshalb einzig in seiner Art, weil er Tempel aus drei verschiedenen Perioden der Religionsgeschichte nahe bei einander vor Augen stellt; in Pästum sehen

wir das religiöse Leben der Griechen, in Pompeji dasjenige der Römer in seinen Kultusbauwerken vor uns und dazu treten die „Tempel" der römisch-katholischen Kirche. Dies Beisammensein fordert zu einem Vergleiche auf, welcher zum Nachteil der letztgenannten ausfällt. Für unseren Zweck handelt es sich bei diesem Vergleich nicht um die künstlerische Seite, sondern um die Frage nach der religiösen Würde, die sich in den Bauten jener drei Perioden ausspricht. — Der säulenumspannte, „prangende" Tempel der Griechen, umgeben von dem heiligen Götterhain, „wo süß ertönt zahlloser Nachtigallen Lied", ist die gleichsam personifizierte religiöse Würde, welche in demselben einen unübertrefflichen Ausdruck findet*). Vergleichen wir damit die auf dem Boden Süditaliens erwachsenen römisch-katholischen „Tempel". Kein einziger derselben ist, wie die Griechentempel, dem profanen Treiben entnommen, sie alle befinden sich mitten im Lärm der Straße, fast immer in einer Reihe mit Profangebäuden, von denselben rechts und links eng begrenzt, und anstatt des Liedes holder Nachtigallen, anstatt des Rauschens heiliger Tannen und anderer Bäume werden sie umtost von dem wüsten Straßenlärm, der bei gewissen Gelegenheiten sogar bis in das Innere hineindringt. Als den bedeutendsten Kirchenbau unseres Jahrhunderts haben wir für Italien St. Francesco di Paola in Neapel zu betrachten, welchen „Tempel" wir hier als das Beispiel einer wahrhaft skandalösen Würdelosigkeit anführen können. Unter den zu jenem Tempel gehörenden, an sich würdevollen Arkaden (Nachbildung derjenigen des St. Peter in Rom) treiben nämlich alle möglichen Geschäfte in vermieteten Lokalen ihr geräuschvolles Werk, unter ihnen eine der frequentiertesten Bierwirtschaften, welche namentlich im Sommer einen heillosen Lärm und wüstes Treiben zur Nachtzeit ins Leben ruft. Man vergleiche: der vom Waldesrauschen und Nachtigallenliedern umgebene heidnische Tempel in Pästum, Anno 600 vor Christo, und der Tempel St. Francesco zu Neapel, 1889, wo jenes Rauschen und jene Lieder durch wüsten Lärm, geschäftliches Treiben und Klappern der Bierseidel ersetzt werden!

---

*) Siehe Teil I, erstes Kapitel.

Zwischen den religiös würdevollen Griechentempeln und den würdelosen römisch-katholischen Kirchen Süditaliens stehen die Tempel Pompejis in der Mitte. Nur drei derselben sind durch einen Hof und eine Umfriedigung dem profanen Treiben entnommen, die meisten kennen diese der religiösen Würde entsprechende Abtrennung nicht. Jedoch nehmen wir überall das Streben wahr, den Eindruck der Würde zu erzeugen, welchem Zwecke die Höhe des Unterbaues dient, auf dem sich das Heiligtum selbst befindet. Führen doch z. B. zum Tempel des Jupiter achtzehn Stufen hinauf. Es ist nicht schwer, sich im Geiste diese Tempel zu rekonstruieren, die Säulenstümpfe wachsen zu lassen, den Giebel über der Säulenvorhalle sich vorzustellen. Ein solcher über das profane Häusermeer emporragende Bau bot sicherlich das Bild feierlichen Ernstes und religiöser Würde, welche den neumodischen Kirchenfassaden völlig abgeht, denn letztere gleichen dem Anzug einer eitlen Dame, die nach mühseligem Studieren eines Modejournals endlich einen Anzug zusammengesetzt hat, der sie aber in den Augen jedes geistig Höherstehenden lächerlich machen muß. Die Freude an bunten Farben und Dekoration, wie man sie in und an modernen Kirchen Süditaliens bemerkt, ist ein Erbe des antiken Lebens, denn die antiken Tempel, Statuen und Säulen waren bemalt; leider weiß man in der römisch-katholischen Kirche in dieser Hinsicht kein Maß zu halten und huldigt dem Grundsatz: Je bunter, desto besser, je prahlerischer, desto schöner. Durch diesen Mangel an Gefühl für religiöse Würde stellt sich die römische Kirche in Süditalien u n t e r das hellenische und das römische Heidentum.

Die römischen Tempel waren die Behausung der „Himmlischen“, welche in ihren Statuen als dort anwesend gedacht wurden, sie waren also nicht Versammlungshäuser, wie jeder in Pompeji bemerken muß, der auf den kleinen Raum achtet, welchen jene Kultusstätten einnehmen. In der Cella erblickte die vor dem Tempel am Opferaltar versammelte Volksmenge das betreffende Götterbild und dicht vor demselben dampften die Wolken des Weihrauchs. Die christlichen Kirchen der ersten Jahrhunderte waren bekanntlich nur Versammlungshäuser der Gemeinde und wählte man aus diesem Grunde

als Muster für solche Gebäude die römische Basilika, welche dem öffentlichen Verkehr diente und in mancher Hinsicht eine Börse war. Als aber in den zwei Jahrhunderten nach Konstantin das alte Heidentum wieder in die Kirche einzog, wurden die Kirchen, wie einst die heidnischen Tempel, auch Behausung von Göttergestalten der sogenannten Heiligen, wurden also von den Bildern der „Himmlischen" bevölkert, blieben aber dabei auch Versammlungsstätten. Vergleichen wir die Bilder der Himmlischen, welche sich in Pompeji gefunden haben, mit denen, welche wir in den heutigen römisch-katholischen Tempeln Süditaliens finden *). Bunte Farben an beiden, die Spuren der Bemalung pompejanischer Statuen zeigen sich noch jetzt. Die Pompejaner aber bemühten sich, in den Darstellungen der „Himmlischen" göttliche Hoheit zum Ausdruck zu bringen. Im ersten Buch der Ilias Vers 550 legt Homer der Hera das Prädikat „hoheitblickend" bei. So wollten die Pompejaner die Gestalten ihrer Himmlischen sehen, wie uns z. B. jene in Pompeji gefundene Jupitergestalt beweist, welche das Nationalmuseum bewahrt. Eine Legion von Gestalten der Himmlischen **) bevölkert die süditalischen Kirchen, welche also alle mit einander als Behausung von Gottheiten anzusehen sind und in dieser Hinsicht den heidnischen Tempeln entsprechen. Aber was für Gestalten sehen wir da vor uns! Elende Machwerke aus elendigem Material, keine Spur von „hoheitblickenden" Himmlischen, auch nicht der leiseste Gedanke an ein Höheres erfaßt uns, wenn wir diese bemalten und meist bekleideten Figuren in ihren vergoldeten und verschnörkelten Glaskäfigen vor uns sehen und dabei wie in einer Menagerie von Käfig zu Käfig wandern. Ein Griechentempel hatte stets nur ein einziges Götterbild, welches die Blicke auf sich zog, in einigen Tempeln Pompejis fanden sich zwei Götterbilder, in einem süditalischen römisch-katholischen Tempel unserer

---

*) Verfasser weist zurück auf das zweite Kapitel des ersten Teiles dieser Schrift.

**) Cölites ist ein klassisches Wort der Römer für die Götter, dasselbe braucht die römisch-katholische Kirche für ihre Heiligen. Das that schon Paulinus (siehe Teil I, Kap. III dieser Schrift).

Tage sehen wir deren oft ein Dutzend und mehr. „Israel, das sind deine Götter!“ Antike Bilder der Himmlischen führten stets ein Ideal vor Augen, die römisch-katholische Kirche, einem wachsenden Bilderdienst huldigend, scheint von Idealen nicht die leiseste Idee zu haben und huldigt dem gemeinsten Naturalismus. Wie ihre Kirchen in Süditalien im profanen Straßentreiben liegen, so kommt sie mit der plastischen Darstellung ihrer Himmlischen nicht über die gemeine Wirklichkeit hinaus. M. Terentius Varro, einer der fruchtbarsten und bedeutendsten römischen Schriftsteller des letzten Jahrhunderts vor Christo, ein Römer von echtem Schrot und Korn, ein Zeitgenosse des Julius Cäsar, hielt seiner Zeit den Jammer des Bilderdienstes vor, der in Pompeji natürlich ebenso arg war wie in Rom, welches aller Welt als Muster diente, und erinnerte daran, daß die römische Religion in der ersten Zeit bilderlos gewesen. Er sagt: „Diejenigen, welche zuerst den Völkern den Bilderdienst gaben, haben ihnen die Gottesfurcht geraubt und sie in Irrtum gebracht *).“ Er sagt ferner: „Wäre das römische Volk bei seiner ursprünglichen bilderlosen Religion geblieben, so würde sich der Gottesdienst reiner und edler erhalten haben.“ Wo ist heute ein Terentius Varro, der dem „christlichen“ Italien dasselbe sagte? Der jetzige Papst ist es nicht, denn dieser fördert das Heidentum durch beständige Schöpfung von neuen Himmlischen (Heiligen), sowie durch Krönung immer neuer Madonnen **). — Was Varro vor neunzehnhundert Jahren sagte, war der Seufzer eines edlen Römers, den seine polytheistische Umgebung anwiderte, der in allem damaligen Prunk des Kultus, in aller Vermehrung der Tempel und Himmlischenbilder, in allen

---

*) Qui primi simulacra Deorum populis posuerunt, eos civitatibus suis et metum dempsisse et errorem addidisse. — Quodsi adhuc mansisset, castius Dii observarentur. Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

**) Am heutigen Tage, 29. September 1889, ward auf päpstlichen Befehl wiederum einmal eine Madonna gekrönt, welche diese Ehre für die vielen durch ihre prodigiosa statua bewirkten Wunder empfing, in der Erwartung, daß sie dem Kronenspender für diese Ehre erkenntlich sein werde. So geschehen in der Kirche St. Domenico in Neapel.

Prozessionen und dem gesamten toten religiösen Zeremoniell nur einen tiefen Verfall der Religion erblickte und sich deshalb nach reiner, wirklicher Religion sehnte. — Die Kirche hat sich Jahrhunderte hindurch von dem Heidentum des Bilderdienstes rein bewahrt, steht aber heute mit allen ihren bekleideten, frisierten, bemalten, mit Schnupftüchern versehenen, gekrönten Puppen tief unter dem Heidentum *). Jene Menagerie von Kultusstatuen, welche süditalische Kirchen aufweisen, ist eine elende Karikatur des römischen Bilderdienstes, der doch wenigstens für „hoheitblickende" Gestalten der Himmlischen sorgte und diesen Kultus lebensgroßer Puppen als unwürdig und durchaus unzulässig bezeichnet haben würde. Dieser Kultus wunderthätiger Puppen erscheint um so widerlicher und unglaublicher, weil er in einem Lande geschieht, wo die Museen die Gestalten der „hoheitblickenden" Götter bewahren und allem Volke zeigen. Gestalten erhabener Götterideale bewahrt der Vatikan, der keine Ahnung davon besitzt, welches Zeugnis diese Ideale gegen ihn erheben. Letztere hat man dem Volk genommen und als Ersatz ihm dafür Puppen gegeben. Ihr Leiter der „Kirche", die ihr z. B. den Kultus der mythischen St. Anna fördert, welche mit ihrer halbgöttlichen Leistung bei den Ehefrauen an Stelle der Juno getreten (siehe Kap. VI), gebt doch dem Volk, welches ihr im Heidentum laßt und fördert, die antike Idealgestalt der Juno wieder und werft die Puppe, welche gelb und grün die St. Anna vorstellt, aus den Kirchen! — Was Fra Benedetto, der Freund des Savonarola, geschrieben, gilt heute: „Italien schläft und Rom will nicht erwachen".

Die Cölites (Himmlischen), welche die römisch-katholische Kirche in den obengenannten Puppengestalten durch einen Kultus ehrt, in welchem die Weihrauchwolken des Heidentums einen wesentlichen Bestandteil bilden, werden von dieser Kirche als die „Heiligen" und die „Seligen" bezeichnet. Offenbar weiß der Vatikan nicht,

---

*) Die im Jahre 306 zu Elvira gehaltene Synode beschloß: „Bilder dürfen in den Kirchen nicht sein, damit nicht dasjenige, was verehrt und angebetet wird, sich an den Wänden finde". — Hase, Kirchengeschichte S. 409.

daß solche Bezeichnungen durchaus nicht originell, aber desto mehr heidnisch sind, wie ein jeder sieht, welcher die griechischen und römischen Dichter einigermaßen kennt. „Erbarm dich, Heiliger, richt uns nicht zu Grunde“, so wird in einer Tragödie des Äschylos (die Schutzflehenden) eine Gottheit angeredet. Im Ödipus auf Colonos, einer Tragödie des Sophokles, heißen schützende Götter einmal die Seligen, ein anderesmal die Heiligen. „Artemis, heilige Göttin“, so lesen wir in der Tragödie Hippolytos, einem Werk des Euripides, und von der seligen Diana redet Iphigenia in einer Tragödie desselben Dichters. „Heilige, höre mich an, du gesegnete Mutter der Götter“, — so redet der römische Dichter Ovid zur Zeit des Augustus jene weibliche Gottheit an, welche die Römer mit dem Namen der „großen Mutter“ und grandiosen Festen verehrten. Es ist dieselbe Anrede, welche die heutige römische Kirche an ihre große Mutter richtet, welche sie als **la santissima Maria** bezeichnet und mit grandiosen Festen verehrt. Der Kaiser Augustus wurde bekanntlich schon bei Lebzeiten mit Tempeln und Kultus verehrt. Ovid in seinem Lied vom Festkalender (Fasti) redet ihn im zweiten Buch also an:

> „Mögen, o Heiliger, dir, der Tempel erbaut und erneuert,
> Götter den liebenden Dienst liebend vergelten allein.“

Augustus war also dem Dichter dasselbe, was die Kirche heute einen Santo nennt. Dies erhellt noch mehr, wenn wir ein wenig weiter denselben Augustus als den Schutzherrn, Patronus, bezeichnet lesen, welchem Ovid den Namen „Heiliger Vater des Landes“ beilegt. Wie man den gestorbenen Augustus betrachtete, werden wir alsbald berichten. War er schon im Leben ein schützender Heiliger, so noch viel mehr nach seinem Tode, nach welchem er in die Reihe der Himmlischen eintrat, wie der vergöttlichte Cäsar, von dem Ovid (Fasti, Buch 3) sagt, daß er in den Himmel versetzt sei, worauf man ihm Tempel geweiht habe. (Mithin Cäsar der erste Santo, dem bis heute tausende nachgefolgt sind.) Die Pompejaner also hatten ebenso ihre Beati und Sankti, wie dasjenige Volk, welches heute jenes Land bewohnt, in welchem Pompeji liegt.

Im Verhältnis zu ihren Cölites, ihren Beati und Sankti werden die Römer vom gesamten Altertum als religiosissimi bezeichnet, und Cicero in seiner lehrreichen Schrift über die Natur der Götter (Buch II, 3) sagt uns, was die römische Welt unter Religion verstand, was also auch von den Pompejanern darunter verstanden wurde. Er sagt: Durch die Religion, d. h. durch den Kultus der Götter, sind wir allen Völkern bedeutend überlegen (Religione, id est cultu Deorum, multo superiores). Nach römischen Begriffen war also Kultus und Religion dasselbe, mithin Religion nichts weiter als die strenge, gewissenhafte Beobachtung der vom Staate erlassenen Gesetze über den Götterglauben und über den Kultus der Götter. Pünktliche Genauigkeit in den von den Göttern und vom Staat verlangten Kultusleistungen und Kultusübungen war Religion. Um das Wesen der Himmlischen, der Heiligen, der Seligen hatte sich der religiöse Mensch nicht im mindesten zu kümmern*). Die Himmlischen galten dabei als Schutzmächte, welche die Kultusehre durch geneigte Hilfeleistung vergalten. Dies ist die religiöse Anschauung, welche uns aus der Litteratur des griechischen und römischen Altertums entgegentritt, wie namentlich auch die Werke der Dichter beweisen. Was im griechischen Leben uralter, heiliger Brauch war, das gestaltete sich im römischen Leben zu einem bis ins kleinste ausgebildeten staatlichen Zeremonialgesetz, als dessen Urheber der König Numa Pompilius bezeichnet wurde. „Die väterlichen Götter ehre stets, wer in dem Lande wohnt, nach altem Brauch“, sagt Äschylos. „Denn Furcht ergreift mich, ob es nicht das Beste sei, uralten Brauch zu ehren lebenslang.“ „Die Götter nach Gebühr zu ehren heischt die Pflicht.“ — Durch Versäumnis der Opfer und Kultusehre macht man sich die Götter zu Feinden (Äschylos). Die Götter erfreuen sich an Gaben und Gelübden. „Gaben sind selbst Göttern wert“ (Euripides, Medea). „Ich bin durch die heiligen Haine gegangen, wo sie die Götter mit Opfern erfreun“ (Euripides, Iphigenia). Als Zeus vom Olymp die blutige Gestalt des Hektor schaut, jam=

*) Siehe im Anhang zu diesem Kapitel die Stellen aus der Schrift des Minutius Felix.

mert ihn seiner, denn letzterer hat ihn so vielfach mit Opfern „erfreut“ (Ilias 22, 150). Herkules in seiner letzten Pein macht den Göttern Vorwürfe und sagt: „Altäre des Zeus, welch schrecklichen Dank, ach, spendet ihr mir für die Fülle der heiligen Opfer?“ Er hatte also schützende Gegenleistung von den Himmlischen erwartet (Sophokles' Tragödie, Die Trachinierinnen). — Wer sich des himmlischen Schutzes erfreuen will, muß Gaben und Geschenke, Ehre und Gelübde bringen. „Wo stets den Seligen fromme Opfer flammen, bleibt der Vernichtung wilde Göttin fern“ (Äschylos). „Helft uns, ihr Ewigen“, lesen wir bei demselben Dichter, „es frommt auch euch.“ Dies will sagen: „Wenn uns die Himmlischen helfen, so erhalten sie neue Ehre und Opfer von uns. Als die Gallier Rom belagerten und alles verwüsteten, schien der den Göttern geweihte Weihrauch nichts genutzt zu haben (Ovid, Fasti, Buch VI), während man doch eine gefällige Hilfe als Gegenleistung hätte erwarten sollen, denn duftige und dampfende Altäre bereiten den Göttern Freude. Das ist die Anschauung, welche sich auch durch die Äneis des Virgil hindurchzieht. Rom verehrte eine Gottheit namens Mutter Matuta und feierte ihr das Fest der Matralien, von dem Ovid (Fasti VI) sagt: „Jetzt noch erfreuen am Fest der Matralien Kuchen die Göttin“ *). Man muß daher, wenn man die Götter anfleht, ihnen zugleich für den Fall der Gewährung eine Gabe geloben. „Fleht zu den Göttern, die stets frommen Gelübden geneigt“ (Ovid, Fasti VI). Weihegeschenke, Gelübdegaben werden an zahlreichen Stellen hellenischer und römischer Dichter und Prosaiker erwähnt.

Wer sich überzeugen will, wie sich die Menschheit Pompejis mit der heutigen in religiöser Hinsicht berührt, der vergleiche die Votivgaben, welche in den Tempeln Pompejis gefunden sind,

---

*) Im vierten Jahrhundert bildete sich ein Verein thracischer Weiber, welche die Maria durch Darbringung solcher Opferkuchen verehrten, die man früher der Ceres dargebracht hatte. Damals lehnte die Kirche solches Heidentum ab, bald aber wurde es anders. Was die Kirche heute billigt, davon im vierten Kapitel. (Siehe auch Hase, Kirchengeschichte I, 601.)

mit denen, welche sich heute in den Tempeln der römischen Kirche derselben Gegend finden. Hier ist nicht Ähnlichkeit, hier ist Identität der Religion, denn gerade hier zeigt sich dasselbe Wesen, dieselbe Auffassung derselben. Als ich zum erstenmale die Übereinstimmung jener heidnisch-römischen mit den römisch-katholischen Gelübdegaben bemerkte, ward mir Pompeji eine Stadt der Lebenden, denn das scheinbar dort vernichtete Leben sah ich bis zur Stunde vorhanden.

Die Cölites, Beati und Sankti der römischen Kirche fordern, wie die heidnisch-römischen Cölites, Beati und Sankti, Ehre der Opfer (Messen), Gaben (z. B. Kerzen) und Feste; derjenige ist nach römisch-katholischen Begriffen religiös, der genau die vom Vatikan erlassenen Gesetze über Glauben und den Kultus jener „Himmlischen" befolgt; um das Wesen der letzteren hat sich der religiöse Mensch nicht zu kümmern; sie sind Schutzmächte verschiedener Art, jede Schutzmacht verlangt ihre Kultusleistung, und die römisch-heidnische Geltung des Herkömmlichen, Gebräuchlichen spielt dabei in der römischen Kirche eine wichtige Rolle. Der römisch-katholische Kultus mit allen seinen unzählbaren Formeln, Vorschriften, Zeremonieen ist eine neue Auflage der ebenfalls bis zur Haarspaltung ausgedehnten Kultusgesetze des Numa Pompilius; die heidnisch-römische Werkgerechtigkeit hat sich in dem römisch-katholischen Kultusapparat ein neues, gigantisches Denkmal gesetzt, an welchem Pharisäer und Buchstabendiener, Geistesträgheit, Eitelkeit, Herrschsucht, Priesterstolz, Sklavensinn und Geldgier als Baumeister und Handlanger bis heute gearbeitet haben.

Um die Zeit der Verschüttung Pompejis lebte in Rom Persius Flaccus, Anhänger der stoischen Philosophie. Von ihm besitzen wir sechs Satiren, worin er auch die Verkommenheit des religiösen Lebens seiner Zeit geißelte. Hier nur ein Beispiel.

Er führt uns in den Tempel, wo sich vor dem Götterbilde eine zahlreiche Menge der Devoti versammelt hat. Das Rauchfaß in der Hand, tritt einer vor das Götterbild, und man hört, wie er um ein gutes Gewissen, Treue und Achtung fleht. Das Gebet ist aber nur Schein und keiner hört das inwendige Flehen des

Bittenden. Sein unhörbares, eigentliches Gebet zu dem Gott lautet: „Möchte doch mein Oheim bald abschnappen! Es gäbe eine prächtige Leiche!“ Der Beter also hat keineswegs sittliche Güter im Auge, sondern nur materielle. Er möchte seinen Onkel beerben. Darum fährt er fort: „Wenn doch Herkules mir eine Tonne Silber erklingen ließe! Wenn doch der Pflegesohn, der mir beim Erben hinderlich ist, stürbe! Ihm wäre wohl, denn er hat ja schon längst die Gelbsucht und die Skropheln.“ Dieser Beter, welcher also allein materielle Dinge im Auge hat, wird uns von dem Dichter als ein äußerlich sehr frommer Mann geschildert, denn er hat, um rein vor dem Gott zu erscheinen, das von der Religion vorgeschriebene Bad im Tiberstrom genommen, also nichts versäumt, und läßt dem Götterbilde alle Ehre zuteil werden, indem er den Weihrauch aufsteigen läßt. Alle halten ihn für einen vorzüglichen Mann, da er laut um ein gutes Gewissen, Treue und Achtung bittet.

Der Dichter beschreibt uns dann diejenigen, welche Stiere als Opfer darbringen, damit der Gott ihre Wünsche befriedige. Hat einer aus der Reihe der Götter dem Bittenden unzweideutige Träume gesendet, so wird zum Dank dafür dem betreffenden Götterbilde der Bart vergoldet, wobei also der eine Gott dem anderen vorgezogen wird. Unwillig sagt der Dichter:

„Ärmliche Seelen, zur Erde gekrümmt und dem Himmel entfremdet!“

Er fragt voll Bitterkeit: „Was sollen die Gaben, welche man den Göttern reicht, was nützt das Gold im Tempel, ihr Priester? Was nützen die Puppen, welche von jungen Mädchen, wenn sie erwachsen sind, der Venus geweiht werden?“

Was Persius Flaccus um die Zeit der Zerstörung Pompejis schrieb, das gilt heutzutage auch von dem religiösen Leben der Fluren, welche Pompeji umgeben. Vielleicht giebt es keinen Erdenwinkel, wo sich die berühmtesten und besuchtesten Heiligtümer so sehr häufen, wie auf den Fluren am Vesuv. Die Besucher, welche alljährlich in diesen Tempeln mit Gaben und Gelübden erscheinen, machen alljährlich etwa eine Million aus. Kommen doch z. B. nach Madonna dell' Arco jährlich 70000, nach Monte Vergine

200 000, nach Pompeji nuova fast ebenso viel. Damit haben wir nur einen Teil der dortigen Heiligtümer genannt, wo man mit Gaben und Gelübden nichts anderes erreichen will als Materielles, wie es von Persius Flaccus seinen Zeitgenossen vorgehalten wurde.

Derselbe Dichter schließt: „Geben wir den Göttern lieber, was kein Reichtum zu geben vermag: Ein Gemüt voll Redlichkeit, heiligen Frieden im tiefen Herzen und ein mit dem Sittlichen getränktes Leben. Bringen wir dies in den Tempeln dar, so werden wir bei den Göttern Erhörung finden!"

So rief die Stimme eines Heiden Worte religiösen Ernstes seinen Zeitgenossen ins Gewissen. Was würde dieser edle Römer sagen, wenn er sähe, wie man heute die wunderthätigen Statuen und Bilder der Madonnen krönt? Was würde er von Neu-Pompeji sagen, wo eine neue Isis, die Nachfolgerin der Isis Pompejana, kürzlich auf Befehl des Papstes gekrönt ward, nachdem sie fünftausend Wunder vollbracht hat?

Wenn Archäologen uns die Tempel in Pompeji im Bilde rekonstruieren, so ist dies ein Ergänzen, ein Vervollständigen von Resten antiker Mauern und Stümpfen antiker Säulen. Wer sich das religiöse Menschenleben, wie es sich in den Tempeln, auf den Straßen, in den Häusern Pompejis bewegte, rekonstruieren will, der muß die heidnisch-römische Religion aus der Litteratur der Römer kennen, muß dann etwa zehn Jahre hindurch das religiöse Leben in der Umgegend Pompejis beobachten, worauf er nichts weiter zu thun braucht, als die ihm heute entgegentretenden Äußerungen religiösen Lebens nach Pompeji zu verlegen, nachdem er zuvor den Menschen des Jahres 1889 ein römisches Kleid, Tunika oder Toga umgehängt und den Priestern der Jetztzeit den breitkrämpigen Hut abgenommen hat. Eine Tonsur braucht er den Priestern nicht angedeihen zu lassen, denn diese zweifelhafte Zier besitzen sie, wie einst die heidnischen Priester in Pompeji.

Die auf pompejanischen Fluren heute lebende Bevölkerung findet in Pompeji keineswegs solche Dinge vor, welche ihr fremdartig wären oder mit ihrem religiösen Kultus in Widerspruch ständen; sie vermißt auch nichts von dem, was ihr wichtig und heilig

erscheint oder durch Gewohnheit lieb geworden ist. — Wir werden dies nachweisen.

An Wegen und Pfaden, an den Straßen und Plätzen der Städte hat die Gegenwart zahllose, oft winzig kleine, mit Bildern versehene Heiligtümer, wo wir den dargebrachten Schmuck des täglich erneuerten Blumenopfers und die brennende Lampe erblicken. Ebenso geformt zeigen sich die Straßenheiligtümer in Pompeji; es sind Nischen in der Wand oder kleine Giebel, wie man sie zu hunderten, z. B. in Neapel, sehen kann. Die Laren, deren Figuren die Pompejaner in jenen Kapellen erblickten und mit Blumenschmuck versahen, waren Beschützer der Fluren, des Verkehrs, wie die Heiligen und Madonnen, die man heute in den Kapellchen an den Straßen sieht. Nach römischer Anschauung hatte solches Heiligtum einen bestimmten Distrikt, dem es angehörte, und heutzutage vereinigen sich stets bestimmte Quartiere und Distrikte zur gemeinsamen Unterhaltung und Ausschmückung dieser römisch-katholischen Larenheiligtümer. Später identifizierte man solche Schutzmächte oft mit den waltenden Geistern der Geschiedenen, auch ward Augustus nach seinem Tode den Lares viales (Wegeslaren) in Rom und Italien zugesellt, eine Thatsache, welche nun die römische Kirche bis heute dadurch ins Gedächtnis ruft, daß die Bilder, welche wir heute in den Straßenkapellen und heiligen Nischen an den Wegen erblicken, Verstorbene darstellen, die man sich als Beschützer denkt, wie einst den Augustus und die übrigen Laren. „Schützende“ Laren nennt sie Ovid (Fasti V, 145) und sagt, daß in Rom deren tausend gewesen. Wie wichtig die Stellung solcher in kleinen Figuren dargestellten Götter war, sehen wir z. B. daraus, daß ein großer Teil des Volkes die Errettung Roms vor Hannibals Eroberung und den Abzug desselben den Laren zuschrieb. Neben diese Thatsache sei eine solche aus der letzten Cholerazeit Neapels gestellt. Als im September 1884 die Cholera entsetzlich zunahm, behauptete das wilderregte Volk, die Epidemie sei eine Folge des Frevels, den man anno 1860 begangen, als man die meisten kleinen Heiligtümer an den Straßenwänden der Häuser vermauerte. Das Volk forderte seine Laren wieder! Mit eigenen Augen habe ich wilde Volkshaufen auf Straßen und Plätzen da-

mals gesehen und die Reden, welche Männer und Weiber voll Leidenschaft hielten, gehört. Sofort machte man sich ans Werk; man suchte und fand die vermauerten Nischen; man holte Leitern, Hammer und Beile; man legte diese christlichen Larenbilder wieder frei. Sechshundert Nischen hat man damals in wenigen Tagen hergestellt; dazu mehrere hundert neue, so daß Neapel im Jahre 1889 ebenso viele Laren besitzt, wie Rom im Jahre 1. In der Cholerazeit wohnte ich einer Scene bei, die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Wild erregte Gruppen von Männern und Frauen, Greisen und Kindern erfüllten einen Platz und folgten mit Spannung der Arbeit eines Maurers, welcher die vermauerte Nische eines christlichen Laren von Mauerwerk und Kalk befreite. Endlich war der letzte Schutt entfernt, von dem Mosaikbild der Staub abgewischt, man sah das Bild. Wildes Freudengeschrei von allen Seiten: St. Gennaro! St. Gennaro, o mio bello, bellissimo St. Gennaro! Hunderte fielen auf die Kniee, die Weiber weinten, die Kinder schrieen, und nun begann das Flehen zu dem schützenden Lar. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß diese Scene, die jeder Beschreibung spottet, eine auch für mich ergreifende war, betone aber desto mehr, daß sie mir den klarsten Beweis von dem durch und durch heidnischen Wesen des Volkes lieferte. Römisch-katholische Heilige und römisch-heidnische Laren als Beschützer an den Straßen sind Gottheiten, die sich nur durch den Namen voneinander unterscheiden.

Das römisch-katholische Volk hat seine Hauskapellen, mögen diese auch noch so formlos sein und vielleicht nur in einem Bilde mit der Lampe bestehen. Pompeji zeigt ihm dasselbe, und nicht nur dies, sondern auch Hausgötter, welche der Gegenwart wunderbar bekannt vorkommen müßten, wenn sie Lust hätte, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Das katholische Volk Süditaliens ist von oben bis unten von dem Glauben an den bösen Blick, sowie von dem Glauben an überirdische Schutzmittel dagegen erfüllt. Es findet in den Pompejanern die eifrigsten Glaubensgenossen. Wir finden in Pompeji die Zeichen einer seltsamen Schlangenverehrung, und auch diese ist Süditalien nicht

fremd. Wir werden diese Gegenstände in besonderen Abschnitten behandeln *).

Das Volk Süditaliens hat ferner seine Heiligen und findet dieselben in Pompeji wieder; mithin können Pompeji und die Pompejaner ihm nicht fremdartig erscheinen. Die Heiligen der Jetztzeit zerfallen in zwei Klassen: die einen sind Erwählte des Volks, die anderen Kanonisierte des Vatikan. Auch diese Zweiteilung kann Pompeji aufweisen. Herkules, ein hochgeehrter Heiliger daselbst, hatte seinen Nimbus von Volkes Gnaden, wie alle vergötterten Heroen; Augustus, gleichfalls ein „Heiliger“ der Pompejaner, hatte seinen Heiligenschein der feierlichen Kanonisation durch den römischen Senat zu danken.

Der Tempel des Herkules in Pompeji, ein Griechentempel, ist leider verschwunden und heute von demselben nur die Basis vorhanden. Wahrscheinlich wurde er bei der Verschüttung im Jahre 79 nicht vollständig bedeckt und das Material desselben nach und nach im Laufe der Jahrhunderte zu anderen Zwecken benutzt. In ganz Italien war der Kultus des Herkules, des größten der hellenisch-römischen Halbgötter, verbreitet, wie die gesamte antike Litteratur, zahlreiche Tempelreste sowie die uns erhaltenen Vasenbilder und plastischen Kunstwerke beweisen. Seine erhabene Riesengestalt steht vor uns im Museum Neapels, die Gestalt des ruhenden Herkules, welcher die letzte, schwerste seiner mühevollen Arbeiten vollbracht hat und als Preis seiner Mühsal die goldenen Äpfel aus den Zaubergärten der Hesperiden in der Hand trägt. Der Kultus dieses vielgeprüften, kämpfenden, leidenden, durch große Wunderthaten und Siege bewährten Heros hat sich von Cumä aus in Italien verbreitet. Zwischen Cumä und Neapel bezeichnete die antike Mythologie diejenige Stätte, wo Herkules mit dämonischen Ungeheuern, den Giganten, siegreich kämpfte, nämlich die sogenannten phlegräischen Felder, deren großartige, sagenvolle Einsamkeit bis heute von jenem Mythus erzählten. Seine Gestalt ist von der römischen Kirche unbewußt in mehr als einer Hinsicht in ihren zahllosen Legenden der Heiligen reproduziert. Wie Herkules, so

---

*) Siehe Kap. II, IX, X.

müssen auch die Heiligen schwere Kämpfe bestehen; sie kämpfen mit bösen Geistern und Dämonen, wie Herkules mit den Giganten; sie verrichten Wunderwerke überirdischer Kraft wie jener, um sich, wie Herkules, als Heroen zu beweisen und zu bewähren. Der heroische Grad ihrer Tugend wird bekanntlich vom Vatikan festgestellt. Herkules galt im Altertum als das Muster der Tugend, seitdem der griechische Philosoph Prodikus die Legende von: „Herkules am Scheidewege" erfunden hatte, welche im gesamten Altertum sich der höchsten Beliebtheit und fleißigsten Benutzung erfreute. Am Scheidewege wählte der Heros ein Leben voll Mühsal, Kampf und Entsagung und verwarf dagegen die Freuden des Lebensgenusses. Ebenso machen es die „Heiligen", nur mit dem Unterschiede, daß sie in den Legenden tausendfältig als widerwärtige Karikaturen jenes mythischen Herkulesbildes auftreten. Fast alle Biographieen der Heiligen, welche auf dem fruchtbaren Boden Süditaliens emporgewachsen, sind widerwärtige Zerrbilder einer ekelhaften Unnatur, eine kindisch=lächerliche Parodie auf den großartig gestalteten Herkules=Mythus. Was soll man sagen, wenn man jene Erwählung des entsagungsvollen Lebens bei den Heiligen fast immer in die Kindheit der letzteren verlegt und bei vielen dieselbe schon in der Säuglingsperiode eintreten läßt, indem man behauptet, der heilige Säugling habe zwei= oder dreimal in der Woche mit wunderbarem Entschluß gefaßtet und zu dem Ende ebenso oft die Muttermilch verschmäht? *)

Was soll man sagen von all' den Selbstpeinigungen, Stacheln, Ketten auf der bloßen Haut, von sauern Apfelsinenschalen als Speise und solchen Dingen mehr, von denen die in Süditalien legionenweise verbreiteten Heiligenlegenden wimmeln, wie die Sümpfe von Stechmücken? Wenn Herkules die Laufbahn der Entsagung wählte, so bestand letztere in mühevoller, rastloser Arbeit zum allgemeinen Besten, während jene Heiligen=Karikaturen bei ihren Büßungen, Verzückungen und himmlischen Phrasen nur an sich selber denken, nämlich an das sogenannte Paradies, in dessen Beschreibungen manche Katechismen der „Kirche" allzu sehr den Koran

---

*) Siehe Anhang zu Kap. V.

der Türken benutzt haben. — „Herkules am Scheidewege“ ließ sich im Jugendunterricht des Altertums erfolgreich verwenden; was soll man aber mit den fastenden Säuglingen, den salbadernden Kindern, den verzückten Frauenzimmern, den zerfleischten Mönchen anfangen? — Dem kampfesvollen Leben des Herkules ließ der Mythus die in der antiken Litteratur so oft erwähnte Apotheose desselben folgen. Von der Höhe des Öta schwingt sich der im Todesfeuer geläuterte Heros zum Himmel, zum Wohnsitz der Götter, zur Unsterblichkeit auf, um dort, wie Pindar in schwungvollen Worten sagt, Götterfreude im Kreise der Seligen als Lohn für sein entsagungsvolles Leben zu genießen. Seneca in seiner Tragödie Öta läßt den Herkules sagen: „Denn die Tugend hat mir zu den Sternen und zu den Göttern den Weg gebahnt“ *). Am Schluß einer Tragödie des Sophokles (Philoktetes) läßt der Dichter den verklärten Herkules auf einer Wolke vom Himmel niedersteigen und einen leidenden Dulder also anreden:

„Ich stieg vom Olymp, der Unsterblichen Sitz,
Aus Liebe zu dir.
Vernimm jetzt meine Gebote.
Und zwar zunächst erinnere ich dich an mein Geschick,
Wie manche Mühsal duldend ich Unsterblichkeit
Und Himmelsglanz, der jetzo mich verklärt, errang.
Und gleiches Schicksal, wisse, ward auch dir verhängt.“

Mit diesen Worten spricht Herkules diejenige Auffassung aus, welche die römische Kirche von ihren Heiligen hegt und von ihr in allen Biographieen und Legenden derselben bis zur Stunde ausgesprochen wird. Die antike Auffassung, welche die Apotheose des Herkules als Lohn für seine Tugend auffaßte, ist in die Lehre der römischen Kirche übergegangen. Die Tugend bahnt den Heiligen den Weg zu den Sternen. Dies Wort des Seneca haben Tausende von Inschriften der römischen Kirche abgeschrieben. Mit all' diesen schönen Phrasen bietet uns die römische Kirche ein Plagiat aus dem Heidentum **). — Die Phantasie antiker Dichter

*) „Seneca Hercul. Oet.“ 1485 sqq.
**) Libera sidereum mens ipsa petivit Olympum. Der freie Geist eilte

malte das Eingehen des Herkules in den olympischen Himmel glänzend aus. Die gesamte Götterwelt empfängt den Ankömmling, vor allen Dingen sind Apollo und Athene dabei thätig. Die römische Kirche hat diesen Gedanken sich angeeignet und denselben in Tausenden solcher Bilder benutzt, welche die olympische Ankunft eines verklärten Heiligen darstellen. Zu Hunderten finden wir solche Bilder in süditalischen Kirchen, namentlich in den Kuppelgewölben, wo sie die ganze Fläche ausfüllen, welche von Wolken, von Armen und Beinen, von Heiligen und Amoretten wimmelt. Wir finden den römisch-katholischen Olymp versammelt, der „heilige" N. N. kommt auf einer Wolke angeflogen und wird von zweien der Cölites empfangen. Statt Apollo erblicken wir Christus, statt der Athene die Madonna. Die römische Kirche ist so armselig, daß sie bei der heidnischen Mythologie betteln geht, oder richtiger: die Apotheose des heiligen N. N. ist eine neue (keineswegs verbesserte) Auflage der Apotheose des Herkules! Auf zahllosen anderen Bildern sehen wir diese christianisierten Herkulesse aufwärts fliegen, wobei sie Wolken als Beförderungsmittel benutzen; schwang doch auch der mythische Herkules sich zum olympischen Himmel empor. Solche Bilder, kindische Parodieen auf den tiefsinnigen und erhabenen Herkules-Mythus, hängen bei festlichen Gelegenheiten über den Thüren der Kirchen oder dienen dem Inneren derselben als Dekoration, d. h. als Beweis von dem Heidentum in der römischen Kirche. — Was endlich den Kultus des Herkules betrifft, so hatte derselbe eine große Mannigfaltigkeit, bald einen öffentlichen, bald privaten Charakter, und war so populär, daß man das Herkules-Bild sogar als Amulet benutzte. Unter den Vasen im Museum Neapels sind viele, welche die Herkules-Sage zeigen; viele Wandbilder Pompejis, sowie zahlreiche daselbst gefundene Figuren aus Thon oder Bronze beweisen bie Popularität jenes Kultus. In allen möglichen Notfällen rief man zum Herkules um Hilfe, weshalb die Griechen ihn als Heiland (Sotēr)

---

zum sternenumkränzten Olymp. So liest man an dem von Tugendgestalten getragenen Monument des Königs Ladislaus in St. Liovanni in Neapel. Hier nur dies eine Beispiel.

bezeichneten; man nannte ihn auch den Parastatēs (Beistand); am meisten aber trug er den Beinamen: Alexikakos, d. h. Abwehrer des Übels. Wie man in Pompeji diesen heidnischen Santo betrachtete, zeigt eine daselbst gefundene, in die Wand gekritzelte Inschrift: „Der Sohn des Zeus, der siegesfrohe Herkules, bewohnt dies Haus; nichts Schlimmes komme da hinein." — Jeder Santo der römischen Kirche hat dieselbe Funktion, welche Herkules hatte; jeder Santo ist ein Alexikakos und wird als solcher angerufen. Wir haben also wiederum bewiesen, daß dasjenige, was man in Pompeji findet, dem süditalischen Volk nichts Fremdartiges ist. Dies gilt besonders von einer Spezialität, welche uns in Hinsicht des Herkules-Kultus bekannt ist. Zu Agrigent (Girgenti) auf Sicilien war eine berühmte Herkules-Statue, welche, wie Cicero in seinen Reden gegen Verres erwähnt (4, 43) von den Küssen der Verehrer ganz abgeschliffen war. Dies Küssen der Statuen ist der Menschenwelt Süditaliens nichts Fremdartiges. Man küßt die Heiligenstatuen, Heiligenbilder, Heiligenreliquien. Wie Rom zur heidnischen Zeit den Provinzen das Vorbild war, so auch heute. An der Petrus-Statue in der Peterskirche zu Rom hat der Fuß, obgleich von Eisen, von den Küssen schwer gelitten. Sicherlich haben die Pompejaner ihren Herkules in seinem Tempel geküßt, wie die heutigen Römer ihren St. Peter. — Pompeji ist also keine Totenstadt!

Die heutigen Heiligenanbeter finden in genannter Stadt ferner die Spuren des Augustus-Kultus, der ihnen ebenfalls nicht fremdartig sein kann, falls sie mehr, als gewöhnlich, nachdenken.

Julius Cäsar, der sich selber bei Lebzeiten den Göttern zuzählte (Sueton, Leben desselben, Kap. 76), ward nach seinem Tode durch Senatsbeschluß unter die Himmlischen versetzt und ihm Kultusehre zuerkannt. Sueton sagt: „Seine Aufnahme unter die Zahl der Götter geschah nicht nur durch den Mund der Beschließenden, sondern auch durch Zustimmung des Volkes" (Kap. 38). Ein Komet, welcher gleich nach der Apotheose sich am Himmel zeigte, galt als die Seele des neuen Genossen der Cölites (Beati, Sankti). Die Apotheose des Augustus geschah im Jahre 14 n. Chr. unter pomphaften Feierlichkeiten auf dem Marsfelde zu Rom; ein zwie-

facher Panegyrikus ward ihm gehalten und die heuchlerische Schmeichelei Roms lieferte sogar einen Meineid. Sueton sagt (Augustus, Kap. 100): „Auch fehlte es nicht an einem Manne — er war prätorischen Ranges —, der eidlich bezeugte, er habe die Gestalt des verbrannten Augustus zum Himmel emporsteigen gesehen." Von Augustus sagt Tacitus in seinen Annalen I: „Nachdem das Begräbnis vollendet war, beschloß man, daß ihm ein Tempel zu errichten und göttliche Ehren — coelestes honores — zu erweisen seien." — In seinem Panegyrikus auf Trajan erzählt Plinius, daß Augustus, Claudius, Vespasian, Titus unter die Götter versetzt, also mit Tempeln und Altären geehrt wurden. Dasselbe geschah dem Kaiser Antoninus Pius, sogar dem Pertinax. Durch Senat und Volk ward letzterer den Göttern beigezählt. Livia, die Gemahlin des Augustus, erlangte göttliche Ehren, ebenso Faustina, Gemahlin des Antoninus, ebenso Drusilla, Schwester des Caligula. Wie Dio Cassius, ein Schriftsteller des dritten Jahrhunderts n. Chr., erzählt, leistete Livius Geminius, ein Senator, den feierlichen Eid, daß er die Drusilla habe zum Himmel steigen und mit den Göttern reden sehen! (Dio, Buch 59.) Ein gewisser Proculus schwor, er habe den Romulus zum Himmel aufsteigen gesehen. (So Plutarch im Leben des Romulus.) Als Vespasian die Nähe des Todes fühlte, sagte er scherzend: „Ich glaube, jetzt werde ich zum Gott." (Sueton, Vespasian. 23.)

Daß Augustus in Pompeji einen Kultus hatte, wird bewiesen durch das diesem Zweck gewidmete Gebäude am Forum Pompejis. Der römische Senat hatte dem Reich durch Kanonisation des Augustus, oder, wie es damals hieß, durch Konsekration, einen neuen Reichsbeschützer, eine neue Reichsgottheit geschenkt, und überall beeilte man sich, wo es nicht schon bei Lebzeiten des Kaisers geschehen war, dem „Divus" Augustus Altäre, Heiligtümer, Tempel zu errichten, Opfer, Gelübde, Feste zu weihen. Pompeji besaß an Neapel ein Vorbild, denn diese Stadt hatte dem Kaiser schon bei Lebzeiten desselben großartige Wettspiele geweiht, eine Ehre, die sonst nur den Himmlischen zukam, und als Augustus auf seiner letzten Fahrt nach seinem lieben Capri beim heutigen Pozzuoli vorbeisegelte, dampfte ihm von einem Schiff der Weihrauch, die

Ehre der Götter. Wir wissen nicht, welche Funktion der kanonisierte Kaiser-Heilige in den Augen der Pompejaner hatte, ob er etwa, wie in Alexandria, als Schutzheiliger des Meeres und der Schiffahrt betrachtet wurde. Virgil, der sein Lied vom Landbau in Neapel bei Lebzeiten des Augustus schrieb, wendet sich zu Anfang dieses Gedichtes an letzteren und sagt, man wisse noch nicht, welches Gebiet künftig dem vergöttlichten Kaiser unterstellt sein werde, ob die Schutzherrschaft über die Städte, oder die Überwaltung der Länder, oder auch das Spenden der Früchte und Beherrschen der Winde, oder das göttliche Walten über das Meer. Vielleicht hatten die Pompejaner ebenfalls in dieser Hinsicht noch keine Klarheit, weil sie mit verschiedenen Schutzgottheiten schon versehen waren. Daß nun den heutigen Heiligenanbetern dieser pompejanische Augustus-Kultus nicht fremdartig sein kann, erhellt aus folgendem Nachweis.

Die Konsekration der Kaiser durch den Senat kam so zustande, daß zunächst ein Antrag gestellt wurde, worauf Beratung und Beschluß erfolgte. So ist es heutzutage im Vatikan, im Senat der Kardinäle. Die Konsekration selbst geschah öffentlich unter großartigen Feierlichkeiten, sowie mit Darstellung des Überganges in den Himmel; dasselbe heute bei einem Kanonisationsakt. Die Konsekration war der Befehl fürs ganze römische Reich, dem neuen Divus einen Kultus zu widmen; die Kanonisation ist der Befehl für die ganze römische Kirche, dem neuen Divus die Kultusehre zu geben. Altäre und Tempel entstehen in beiden Fällen. Die Heiligen haben ihre Feste, oft mit allerlei Spielen (Eselwettrennen und Sacklaufen, Wettfahren und Lotterie) verbunden; die Kaiser ebenfalls, nur etwas großartiger. Die Heiligen haben im Himmel ein verschiedenes Gebiet ihres Waltens; sei es, daß sie eigener Liebhaberei folgen, sei es, daß sie sich dies Gebiet dekretieren lassen, wobei sie vielleicht nicht immer angenehme Geschäfte verwalten. Von Augustus sahen wir oben, daß ihm verschiedene Gebiete zur Auswahl gestellt werden. Nach den konsekrierten Kaisern wurden oft Städte oder Stadtteile benannt; ebenso erhalten Städte und Straßen oft den Namen der Heiligen, wie in Süditalien das allergewöhnlichste Ding. Viele Santi Italiens haben nach ihrem Namen

genannte Brüderschaften, welche den Kultus des betreffenden Santi pflegen; ebenso war es schon bei Augustus und anderen konsekrierten Kaisern. Die Bezeichnung „Sanktus N. N.“ ist ein Ehrentitel, welcher dem Titel „Augustus“, den die Kaiser trugen, entspricht. Ovid im ersten Buch seines Liedes vom Festkalender, V. 610, sagt ausdrücklich, daß die Bezeichnungen Augustus und Sanctus (erhaben und geheiligt) gleich zu achten seien.

„Heißt doch erhaben den Vätern, was heilig erschien, und die Tempel,
Welche der Priester geweiht, heißen erhaben darum.“

Die römischen Heiligenanbeter versehen ihre Santi mit dem Nimbus, den schon die Heidenzeit vor Augustus kannte. Die syrischen Könige trugen eine Strahlenkrone, welche Virgil in der Äneis (12, 162) ausdrücklich bei dem König Latinus erwähnt; Nero verhielt es ebenso; den runden Nimbus hat eine Ceres auf einem Bilde aus Pompeji; auch trugen dies heidnische Abzeichen die Kaiser nach Constantin. In der anno 534 erbauten Kirche St. Vitale zu Ravenna hat der christliche Kaiser Justinian sich mit dem heidnischen Nimbus dargestellt, und dasselbe Gottheitzeichen trägt an derselben Stelle seine Gemahlin, die verworfene Kaiserin Theodora, die Tochter eines Bärenführers.

Den Nimbus der Heiligen hat die römische Kirche von den Heiden geerbt; mithin können sich die Anbeter der Heiligen nicht wundern, wenn sie im Augustus-Kultus in Pompeji jenes Stück Heidentum wiederfinden. Pompeji ist eben keine Totenstadt. Endlich unterlassen wir nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß Augustus in seiner frühesten Kindheit ein Wunderkind war und in dieser Hinsicht den Heiligen nichts nachgiebt. Allerlei Wunderzeichen wiesen, wie bei Hunderten von Heiligen, auf seine spätere ruhmvolle Laufbahn hin. „Als kleines Kind war er eines Morgens, nachdem die Amme ihn am Abend vorher in die Wiege gelegt hatte, plötzlich verschwunden, und nach langem Suchen fand man ihn auf einem hohen Turm, der Sonne zugewendet, liegen. Als er zu sprechen anfing, gebot er einmal den in seiner Nähe lärmenden Fröschen, sie sollten schweigen, und seitdem sagt man, daß an jenem Ort die Frösche nie wieder gequakt haben.“ Diese läppische

Erzählung ist nicht etwa einer Heiligenlegende entnommen, sondern bezieht sich auf die Jugendzeit des Kaisers Augustus und steht zu lesen in dem oft citierten Werk des Sueton (Augustus, Kap. 94). Leider sind Tausende von Episoden aus dem Leben der Heiligen, wie die römische Kirche sie zu bieten sich nicht schämt, jener kindischen Erzählung nur allzu ähnlich.

Daß im römisch-heidnischen Kultus die Pompa, d. h. die Prozession, dieselbe Rolle spielte wie im römisch-katholischen Kultus, scheint man im Vatikan nicht zu wissen. Die antike Litteratur ist in dieser Hinsicht so reichlich und klar mit Angaben versehen, daß jeder Maler imstande ist, das Bild einer solchen Pompa zu malen, wie sie die Straßen Pompejis heiter und würdevoll, an einem „farbigen" Festtage durchschreitet. Man trägt das Götterbild, Musik schreitet voran, die buntgekleidete Priesterschaft folgt, singende Mädchen und Knaben folgen, viel Volk schließt sich an, andere werfen Blumen, und die Straßen wimmeln von Menschen, Wasserträgern, Fruchthändlern, Kuchenbäckern u. s. w. Die Prozession ist das Werk einer pompejanischen Brüderschaft, die sich für den speziellen Kultus der betreffenden Gottheit konstituiert hat. — Vor achtzehnhundert Jahren hat die Sonne über Pompeji gelacht wie heute; vor achtzehnhundert Jahren hat sie dort dieselben farbigen Festtage und luftigen Prozessionen gesehen wie anno 1890 in irgendeiner Stadt auf derselben Flur. Kultusbrüderschaften sind in Prozessionen noch heute.

Diese Prozessionen der Heiligen sind auch an die Stelle der römisch-heidnischen Ambarvalien getreten. Hierunter verstand man feierliche Prozessionen mit bekränzten Opfertieren und Götterbildern zum Zweck der Segnung des Ackers, dessen Schutz man bei diesem Fest den betreffenden Göttern (Ceres und Bacchus) empfahl. An diesen festlichen Tagen ruhte alle Arbeit, und die Pflugstiere standen, mit Kränzen geschmückt, an voller Krippe. Als Opfertier ward ein Lamm geführt, dem in feierlichem Zuge die mit Oliven bekränzte Schar folgte. „Heimische Götter, das Feld entsühn' ich mir heut' und den Pflüger. Möget ihr jede Gefahr wenden von meinem Gebiet." An diesem Festtage folgte, wenn die religiöse Funktion beendigt war, ein heiteres Zechgelage. Alter

Falernerwein ward in Krügen gebracht, Heilrufe erklangen in lustiger Gesellschaft, und der Dichter Tibull, dem wir vorstehende Beschreibung verdanken (Elegie II, 1), fügt hinzu: „Nicht schäme sich, wer an dem Festtage fühlet ein Räuschchen und heut' taumelt mit wankendem Fuß.“ Ich habe an den verschiedensten Orten Süditaliens im Laufe von zehn Jahren zahllose Prozessionen zu sehen Gelegenheit gehabt, unter ihnen auch solche, welchen die Opfertiere nicht fehlten. Man führte nämlich als Glied der Prozession Tiere (Lämmer und Kälber), welche man dem Santo als Gabe gelobt hatte und die nachher zum Besten des Heiligtums verkauft wurden. In einer Prozession in St. Giorgio am Fuße des Vesuv sah ich zwei fette, mit Bändern und Kränzen geschmückte Kälber; in Pagani, eine gute Stunde von Pompeji entfernt, hatte die Madonna als Opfertiere dieser Art Geflügel. Wir werden später dies echt heidnische Fest kennen lernen. In Calabrien sind solche Prozessionen, in denen man geschmückte Tiere, als Ziegen, Schweine, sogar Stiere erblickt *), sehr gewöhnlich. Daß solche Pompa ein klares Bild einer heidnischen Prozession giebt, brauche ich nicht erst zu bemerken. Als ich zum erstenmale diese Opfertiere sah, traute ich meinen Augen nicht. In Angri sah ich echt heidnische Ambarvalien. Diese Stadt, etwa eine Stunde von Pompeji entfernt, hat den Schutz ihrer Menschen, Tiere und Fluren St. Johannes dem Täufer anvertraut, er ist der altbewährte Schutzherr des ganzen Gebietes. Um nun seinen segensreichen Schutz überall in der Umgegend zur Geltung zu bringen, stellt man eine Prozession an. Dabei aber benutzt man den alten St. Johannes, nicht den neuen, denn der alte ist besser und wirksamer. Die Männer von Angri haben nämlich eine uralte, schlechte Holzfigur ihres genannten Stadtbeschützers und diese nennen sie den alten St. Giovanni. Eine neue, stattliche Figur desselben Heiligen dient mehr zur Parade; der neue St. Giovanni muß die Ehre seiner guten Stadt zur Geltung bringen, indem er, bei seinem Feste königlich thronend, von Kerzen und Blumen umgeben, in der Kirche steht und mit olympischem Stolze auf die versam-

*) Siehe Kap. XIV.

melte Menge niederblickt. Der alte St. Giovanni kann nicht Parade machen, aber desto mehr segnen, denn in ihm steckt die im Lauf der Jahre vermehrte Zauberkraft.

Wenn also einmal im Sommer der Regen allzu lange ausbleibt, oder wenn im Winter der Regen allzu reichlich fällt, dann muß der alte St. Giovanni ans Tageslicht, um nach heidnischem Brauch seinen Umgang durch die Fluren zu machen. In der oben angeführten Stelle aus den Elegieen des Tibull ist die Rede von heiteren Gelagen, welche einst die römisch-heidnischen Prozessionen beschlossen. So war es natürlich auch im lebenslustigen Pompeji und so ist es noch heute unter der heiteren Sonne Kampaniens sowie des ganzen Südens. Nach der Prozession kommt allemal die uralte Strophe des Homer zur Geltung: „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle." Was aber das von Tibullus am Schluß seiner Elegie erwähnte „Räuschchen" anbetrifft, so müssen wir dafür heute oft das Wort „Rausch", bisweilen sogar „Orgie" setzen.

Wir haben nachgewiesen, daß die heutige Welt, welche auf den Fluren Pompejis atmet, in dieser Stadt sich heimisch fühlen muß, weil sie zahlreiche, zur heutigen Religion daselbst gehörige Dinge dort vorfindet. Wir erwähnten Straßenheiligtümer, Hauskapellen, Hausgötter, Mittel gegen den bösen Blick, Schlangenverehrung, Heilige, mit und ohne Kanonisation, Kultusvereine, Apotheose, Heiligenlegenden, Prozessionen, Opfertiere, endlich Schmäuse mit ihren Folgen. Zum Schluß erhebt sich die Frage: Finden die Anbeter der Madonna auch die letztere in Pompeji wieder, die große Mutter, die holdlächelnde Königin?"

Als Schutzgottheit ihrer Stadt verehrten die Pompejaner die Venus, deren Name aus derselben Sprachwurzel stammt wie Vinum, der Wein. An allen Küsten des Mittelmeeres blühte ihr Kultus; ihr mit Rosen geschmücktes Bild sah man in den Heiligtümern, wo man sie ebenso sehr als die beherrschende Gottheit der sprießenden Natur, wie als Meeresgöttin verehrte. Zahlreiche Bilder, in Pompeji gefunden, beweisen den ihr gewidmeten eifrigen, vielseitigen Kultus, und ihr Heiligtum war unter den Tempeln der

Stadt das größte und schönste; Bilderzier und Säulenschmuck war, wie die malerischen Reste heute beweisen, reichlich in demselben sowie im Umkreise desselben zu schauen; an festlicher Pompa, an täglichen Opferschauspielen, an Gelübden und Weihgeschenken fehlte nichts. Jahrhunderte hindurch hatte die Allherrscherin Venus Thron und Scepter dort besessen, da fand sie in einer aus dem Orient kommenden neuen Gottheit, der Isis, eine Nebenbuhlerin. Auch diese Gottheit ward im Altertum Königin (Regina) genannt, auch ihr Kultus breitete sich am ganzen Mittelmeer aus, ward überall Modesache und fand namentlich bei den Frauen eine ebenso eifrige als wirksame Gönnerschaft. Ihr Kultus war neu, mannigfaltig, reich an symbolischen Handlungen sowie an glänzenden Aufzügen. Auch sie war die mächtige Beschützerin des Meeres und Handels; aber ihre göttliche Macht erstreckte sich weiter, umfaßte Himmel und Erde sowie die Unterwelt, und eine endlose Reihe von Beinamen erinnerte an die Vielseitigkeit ihrer göttlichen Leistung. Der Isistempel in Pompeji ist zwar klein, aber mit seinem Tempelhof und allem Zubehör vortrefflich erhalten und übertrifft in dieser Hinsicht alle anderen Tempel der Stadt. Die dort gefundenen Wandbilder, jetzt im Museum, sind vorzüglich geeignet, uns das bewegte Menschenleben in und bei dem Tempel, wie es der Kultus mit sich brachte, zu vergegenwärtigen.

Venus und Isis! Namen thun nichts zur Sache. Nehmen wir sie weg und setzen dafür Madonna, so bleibt die Sache dieselbe. Es bleibt die Gottheit, welche hold lächelt wie Venus, deren Bild man heute, wie einst, mit Rosen schmückt; es bleibt die Gottheit, der man in Süditalien den ganzen Mai geweiht hat, damit man wisse, daß auf den Fluren Pompejis die holde Venus Pompejana noch nicht vergessen ist, vielmehr als Herrscherin über alles, was sprießt und blüht, weiterlebt. Nehmen wir die Namen weg, so bleibt die Regina, welche heute das Meer beherrscht wie die „Königin" Isis, so bleibt die Gottheit, welche nur einen anderen Namen angenommen; es bleibt die Regina, welche im Himmel und auf Erden mächtig ist und ihre segnenden Hände sogar in der Unterwelt spüren läßt; es bleibt die Gottheit, welcher

tonsierte Priester dienen, wie einst die „glatzige Herde“ der Isis. **Evviva la Madonna!** — Pompeji ist keine Totenstadt. —

Zur Madonna ruft man, wie einst zur Isis, auch, wenn der Vesuv Tod und Verderben droht. Vor drei Jahren verlebte Verfasser den heißesten der Sommermonate in Sorrento und hatte Gelegenheit, Scenen der Angst und des Entsetzens mit eigenen Augen wahrzunehmen. In der Nacht vom 14. August 1886 wurden wir durch zwei arge Erdbebenstöße aufgeschreckt; es grollte in der Tiefe, alle Häuser krachten und schwankten, alle Bewohner stürzten ins Freie. Auf dem Marktplatze, wo eine alte Statue des Ortsschutzheiligen steht, fand ich heulende, schreiende, betende Menschenhaufen, aber niemand wandte sich an den Schutzheiligen, sondern alle stürzten nach der nahen Madonnenkirche, in deren Räumen beim Lichte weniger Kerzen sich Scenen der Verzweiflung abspielten. Keiner war, der Ruhe und Besinnung bewahrt hätte. Im Jahre 79 (Monat August) haben sich in Pompeji beim Tempel der Isis ähnliche Scenen zugetragen. Aus den Akten der Ausgrabungen geht nämlich hervor, daß man nur auf dem Altar der Isis Opferreste gefunden hat. Man hat sich also, als der Berg zu drohen begann, allein auf die Isis verlassen, und ihr, als das Donnern und Rollen schon furchtbar war, ein Opfer gebracht, um sie hilfsbereit zu machen. Einige Priester zögerten im Gefühl der Sicherheit so lange, bis es zu spät war. Man hat im Tempelhof, wie Overbeck erwähnt, Reste einer Mahlzeit gefunden, bei welcher diese Priester beschäftigt waren, wahrscheinlich, um ihr Vertrauen auf die Isis zu zeigen. Als in Sorrento genanntes Erdbeben war, trat in derselben Nacht ein heftiger Feuerauswurf des Vesuv ein, verbunden mit unterirdischem Donner, Kanonensalven zu vergleichen. Wie mag es bei der Zerstörung Pompejis gewesen sein! Feuersäulen, Asche, Steine, Rauch, erstickende Dünste, Finsternis am hellen Tage. Von diesen Schrecknissen redet der Naturforscher Plinius, Augenzeuge jenes entsetzlichen Ereignisses. Das Opfer dampfte auf dem Isis-Altar, Schreien und Flehen der Todesangst stieg zu ihr hinauf; Isis aber hemmte die Eruption des Vesuv nicht. Die meisten Einwohner indes entflohen dem Verderben. Als man nach einigen Tagen wiederkehrte, war alles tot und still, Venus und

Isis, Jupiter und Juno in ihren Tempeln begraben, die Fluren völlig verändert, die Stadt mit einem Leichentuch von Asche und Bimsteinen bedeckt. Im ersten Jahrhundert n. Chr. schrieb in Rom Martialis, Hofdichter des Kaisers Domitian, also:

„Dies hier ist der Vesuv, von Weinlaub jüngst noch beschattet,
Hier ward einst der Saft edler Trauben gedrückt.
Dies sind die Höhen, die einst der Weingott am meisten geliebt hat,
Der Berg hatte noch jüngst Tänze der Satyrn geschaut.
Dies war der Venus Sitz, ihr lieber als Lacedämon,
Dies war der Ort, den berühmt Herkules Tempel gemacht.
Alles lieget in Glut, von trauriger Asche verschüttet.
Und daß sie nicht es gekonnt, hätten die Götter gewünscht.“

Zweites Kapitel.

Schlangenverehrung.

„Die Schlange des Äsculap ist zu Schiff nach Rom gebracht und wird häufig in Häusern gefüttert."
Plinius.

Ein in Süditalien weit verbreiteter, namentlich in Calabrien wirksamer Aberglaube schreibt der Schlangenhaut magische Heilkraft zu und wähnt, daß letztere dann zur Geltung komme, wenn man jene unter das Kopfkissen des Kranken legt. Es ist dies keineswegs der einzige dort vorhandene medizinische Aberglaube, vielmehr giebt es auch andere Tiere, von denen gewisse Teile magische Kräfte besitzen sollen, z. B. Stücke der Wolfshaut, die man als Amulette benutzt. Schreibt man doch auch einem auf den kranken Körperteil gelegten Kirchenschlüssel magische Heilkraft zu.

Der medizinische Aberglaube hatte im römischen Reich zur Kaiserzeit eine Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, die uns ebenso unfaßbar ist, wie die Ausdehnung des Orakelwesens, von welchem im ersten Teile die Rede war. Die Römer hatten Ärzte vollauf, auch Spezialärzte für die verschiedensten Gebrechen und Krankheiten, sogar Ärztinnen. „Ärzte kommen sogleich herbei und Ärztinnen gehen" — sagt Martial im ersten Jahrhundert (Buch XI, 71), und Juvenal, der römische Satiriker des zweiten Jahrhunderts nach Christo, erzählt in seiner zweiten Satire von einer aufgedunsenen Ärztin Lyde, welche mit ihrer von Arzeneien gefüllten Büchse in Rom die Frauen besuchte, — aber das Ansehen der

Hausmittel, namentlich der magisch wirkenden, scheint in Rom größer gewesen zu sein, als dasjenige der damaligen Heilkünstler, deren viele allerdings Quacksalber waren. — Diesen Eindruck erhält ein jeder, welcher sich ein wenig mit der dem ersten Jahrhundert angehörenden Naturgeschichte des Plinius beschäftigt. Dieser römische Gelehrte, welcher mit staunenswertem Fleiß das naturkundliche Wissen seiner Zeit in dem genannten Werke zusammenfaßte, war im Vergleich mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen ein Freidenker und erklärte den Glauben an die Unsterblichkeit für lächerlich und anmaßend *), nennt auch den Menschen das höchstgeartete Tier, trotzdem huldigt er dem riesengroßen Aberglauben seiner Zeit. Man lächelt über die Naivetät, mit welcher dieser grundgelehrte Forscher, der zugleich hoher Staatsbeamter war, im zwanzigsten Buch die Heilmittel aufzählt, welche den Gläubigen seiner Zeit die Gartengewächse boten. Er zählt sie auf und nennt alte und neue Gewährsmänner. Eingekochter Kürbis befestigt die wackelnden Zähne, das Wasser der abgekochten Rettigblätter heilt Schwindsucht u. s. w. Am Schluß des genannten Buches teilt er sogar ein Rezept mit, welches man an der Vorderseite des Tempels des Heilgottes Äsculap in Rom lesen konnte und zweifelt nicht im mindesten an der Wirkung der angegebenen Mixtur. Im 21. Buch erfahren wir, welche Heilmittel die Blumen bieten, wie z. B. Wein aus Rosenblättern das Fieber heilt, und was die Zauberer mit der Wurzel einer Anemone beginnen. Die Fortsetzung finden wir im 22. Buch. Außer tausend anderen Heilmitteln erfahren wir auch ein zauberhaftes, welches in den Sonnenblumen enthalten ist, die man sich unter Gebeten gegen das Fieber umbinden muß. Im folgenden Buch erfahren wir von den hundertfältigen Wundermitteln des Weinstocks, des Ölbaumes, der Datteln, Pinien, Myrten, im nächsten Buch werden die Arzeneiwunder

*) Im 7. Buch, Kap. 56, sagt Plinius höhnisch: Nach dem Tode hat Leib und Seele ebenso wenig Gefühl, wie vor der Geburt und doch macht man (oft) den zu einem Gott, der aufgehört hat, ein Mensch zu sein. Von diesem Gesichtspunkt aus ist ihm natürlich die Apotheose der Kaiser lächerlich. Trotzdem nennt er Augustus stets: Divus, vergöttlicht.

der wildwachsenden Bäume enthüllt. Wunderdinge lesen wir auch im 25. Buch. In Italien wächst nach Plinius das Zwölfgötterkraut, welches alle Krankheiten heilt. Leider erfahren wir nicht, wo man es suchen soll; ebenfalls wächst daselbst das von Homer schon gekannte Kraut Moly, ein Mittel gegen alle Gifte.

Es ist dasselbe, welches Hermes (Merkur) dem Odysseus zeigte, und wodurch dieser gegen den Zaubertrank der bösen Circe geschützt ward. (Odyssee X, 304.) Im folgenden Kapitel spottet Plinius über zauberhafte Künste und sagt, es gebe Menschen, welche durch Kräutersäfte Ströme und Seeen austrocknen zu können behaupten, sowie solche, welche durch ähnliche Mittel Thore öffnen, Heere verjagen und Lebensmittel vermehren wollen. Trotzdem redet Plinius von Liebestränken und anderen Wundermitteln. Nun aber kommt das Beste. —

Vom 28. bis zum 33. Buch sagt uns nämlich der Genannte von solchen Heil- und Zaubermitteln, welche im Körper der Menschen und der Tiere enthalten sind. Plinius sagt kein höhnisches Wort, wenn er von der Zauberwirkung des Besprechens (incantare) und des menschlichen Speichels redet, er lächelt nicht, wenn er berichtet, daß die große Zehe des Pyrrhus *) Heilkräfte besaß, ebenso eine Rippe des Pelops (Buch 28, Kap. 4). Er zweifelt nicht, daß, wie einige Menschen ein giftiges Auge haben, so bei manchen der ganze Leib Heilkräfte besitzt (Buch 28, Kap. 3), er hat nichts einzuwenden, wenn man Geschwüre mit dem Knochen eines Menschen zum Zweck der Heilung umschreibt, oder wenn man von dem zuerst abgeschnittenen Haar eines Kindleins erwartet, daß es das Zipperlein vertreibt, also magische Kräfte besitzt. Der Strick eines Gehängten heilt Kopfschmerzen, der von den Wänden der Fechtschulen abgekratzte Unflat **) zerteilt Geschwüre, Asche verbrannter Menschen heilt Krebsschaden, frisches Menschenblut die

*) Plinius sagt wörtlich: „Einiger Menschen Teile haben eine Heilkraft, wie wir vom großen Zeh des Königs Pyrrhus gesagt haben." — Diese Nachricht des heidnischen Römers nimmt den römisch-katholischen Wunderreliquien die Originalität. Siehe Kap. VI, St. Anna.

**) Über eine im Besitz des Verfassers befindliche seltsame Apotheke siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

Bräune und fallende Seuche. (Buch 28, Kap. 4.) Alle denkbaren und undenkbaren Teile von Land- und Wassertieren werden in den folgenden Büchern aufgezählt, alle möglichen Krankheiten werden genannt, die solchen Mitteln weichen müssen, grauenhafte, oft scheußliche Rezepte werden verzeichnet. Hundeblut und Mäuseschwänze, Hühnergehirn und Eidechsenmagen, Eulenfüße und Löwenmähne, Fledermausgalle und Spinnenaugen, Straußenfett und Ziegengalle, Gänseblut und Fliegenköpfe, Igelgalle und Schwalbengedärme, Entenblut, Hirschzunge, Schafleber, Schneckenasche, Spinnengewebe, Rattenfelle, Spinnenschleim, Grillenköpfe, Gartenwürmer, Schafsmilch, Schwanenfett, Tausendfüße, Wieselleber, Schneckenschaum, Regenwürmer, Pferdezähne, Maulwurfsblut, Hahnenkämme, Mäusenasen, Wolfsmilch, Geierfedern, Eierschalen, Schwalbenschnäbel, Schildkrötengalle, Skorpionenfleisch — — mit diesen Dingen haben wir nur eine geringe Auswahl aus tausenden, welche roh, gebraten, geschmort, als Asche, sei es allein, sei es mit anderen zusammen, ihre heilende Kraft und oft rein magische Wirkung offenbaren sollen.

Im 10. Kapitel des 28. Buches weist Plinius ausdrücklich auf die im Wolfe angeblich vorhandene magische Kraft und sagt: „Ein Wolfsrachen, an die Thorwege eines Landgutes genagelt, wehrt bösen Zauber ab, auch glaubt man, daß das Wolfsfell dieses bewirke.“ — Zu Anfang unseres Kapitels zeigten wir, daß ähnlicher Glaube noch jetzt fortdauert.

An zahlreichen Stellen weist Plinius auf die magische Wirkung gewisser Teile der Schlangen hin und kein Tier wird so oft von ihm in dieser Hinsicht genannt, wie das letztere. (Buch 28, Kap. 10; Buch 29, Kap. 4 und 5; Buch 30, Kap. 7 und 12; Buch 7, Kap. 2.) Verschiedene Teile der Schlange werden genannt, am öftersten aber ihre abgelegte Haut. Schlangenhaut vertreibt Krämpfe, Rotlauf, macht helle Augen, heilt die Tollwut, Schlangeneingeweide kuriert den Schlangenbiß, Vipernsalbe, aus der Asche einer verbrannten Viper bereitet, giebt dem Leibe Stärke. Genuß von Schlangenfleisch verleiht dem Menschen langes Leben. Aus Plinius' Darstellung erhellt unzweifelhaft die Thatsache, daß das Altertum vorzugsweise in der Schlange Heilkräfte zu finden

meinte, ein Glaube, welcher noch heute nicht ausgestorben ist, wie der Anfang unseres Kapitels beweist.

Vor reichlich dreißig Jahren war ein Schlangenfänger und Schlangenzauberer auf Capri, nämlich der Einsiedler auf den Ruinen der Tiberiusvilla, deren grandiose Reste das weitschauende Kirchlein St. Maria del Soccorso tragen. Dieser Eremit besaß eine Zauberformel, die, wie er sagte, imstande war, die Schlangen zu bändigen, er hatte sie gelernt von einem Mönch. In diesem Zaubersprüchlein, welches er keinem mitteilte, war eine Hauptsache der Name St. Pauli. — Die gefangenen Schlangen schickte jener Eremit an die Apotheken Neapels *).

Ich habe Gelegenheit gehabt, mich bei Apothekern hierüber zu informieren, und in Erfahrung gebracht, daß dieser Schlangenhandel in entlegenen Teilen Süditaliens noch immer fortdauert und dem uralten heidnischen Aberglauben von dortigen Apothekern Rechnung getragen wird.

Wie nun das Altertum im Körper der Schlange Heilmittel zu haben glaubte, so betrachtete dasselbe dies Tier auch als Symbol der in der Natur überhaupt vorhandenen Heilkräfte. Wir dürfen diese Thatsache nicht außeracht lassen, wollen wir anders dasjenige verstehen, was wir später über Schlangenverehrung zu berichteu haben.

Als zu Rom im Jahre 291 v. Chr. eine verheerende Pest wütete, wandte man sich an die auf dem Kapitol verwahrten heiligen Bücher der Sibylle **), und das Priesterkollegium, welches zur Erforschung derselben bestellt war, erklärte, es sei notwendig, den Heilgott Äsculap aus Epidaurus zu holen. So geschah es. Der Heilgott kam nach Rom in Gestalt einer Schlange, die im Heiligtum zu Epidaurus als Inkarnation und Symbol desselben angesehen wurde. Als das Schiff in Rom anlangte, schwamm diese Schlange nach der Tiberinsel und jedermann erkannte, daß dort ein Tempel des Äsculap erbaut werden müsse. So geschah es und die ganze Insel ward dem Gott der Gesundheit heilig.

*) So berichtet Gregorovius in seinen Wanderjahren, I, 375.

**) Siehe Teil I, Kap. 8, Orakel.

Im Tempel desselben fanden sich die um Heilung Flehenden ein, die Heilmittel wurden den Kranken durch Träume offenbar und zahlreiche Boten meldeten jederzeit, daß Äsculap zu helfen imstande sei. Im Tempel ward die Äsculapschlange gehegt, bis derselbe dem noch heute vorhandenen Heiligtum des St. Bartolomäus weichen mußte *). Dasselbe besitzt aus jenem Tempel die Säulen und bot seit vielen Jahrhunderten den Leidenden einen Nachfolger des Äsculap, nämlich den genannten Heiligen. Als dieser dort den Heidengott ersetzte, vergrub man auf der Insel die aus Terracotta verfertigten Votivgaben, Arme, Füße, Beine u. s. w., aber die Neuzeit hat sie wieder ans Tageslicht befördert und bewiesen, daß sie denjenigen Votivgegenständen, welche man im Isistempel zu Pompeji fand, sowie denjenigen Votivgaben, welche man heute in fast allen süditalischen Kirchen erblickt, sehr ähnlich sehen. Das Relief einer Schlange ist noch heute auf jener Insel sichtbar.

Auch die Isis war eine Heilgottheit und als Symbol dieser Würde befand sich in ihrem Tempel auf dem Marsfelde zu Rom gleichfalls eine Schlange, freilich keine lebendige, sondern eine silberne. Der Satiriker Juvenalis, welcher im 6. Buch die Verehrerinnen der Isis mit derbem Spotte geißelt, sagt höhnisch von dieser Silberschlange, daß sie ihr Haupt schüttele, wenn die Frauen nicht das beim Isiskultus notwendige Fasten ausüben.

„Und man die silberne Schlange ihr Haupt hat schütteln gesehen.“

Diese Schlange des Heilgottes ward zur römischen Kaiserzeit von Quacksalbern benutzt, um sich bei dem abergläubischen und leichtgläubigen Publikum Ansehen zu verschaffen. Dies schildert in ergötzlicher und unübertrefflicher Weise Lucian, der Satiriker des zweiten Jahrhunderts nach Christo in seiner Satire: Alexander, der Lügenprophet. Der genannte Held dieser Geschichte will in seiner Vaterstadt als Zauberer, Heilkünstler und Prophet auftreten und rüstet sich zu dem Zwecke mit einer zahmen Schlange aus. „In Pella fand er eine Art großer Schlangen, die so zahm

*) Die Statue des Äsculap, welche im Tempel auf der Tiberinsel stand, befindet sich jetzt im Nationalmuseum zu Neapel.

sind, daß sie von Frauen gehalten werden, mit den Kindern zusammen schlafen, sich treten und streicheln lassen, ohne zornig zu werden, und wie die Säuglinge Milch saugen. Die schönste von diesen Schlangen kaufte Alexander für eine geringe Summe.“ So reist dieser Betrüger nach seiner Vaterstadt, zeigt sich dort im Purpurgewande, giebt sich für den zweiten Äsculap aus, umwindet sich mit der zahmen Schlange und erfreut sich eines glänzenden Erfolges. Man staunt das Wunder an und Alexander wird in kurzer Zeit ein berühmter und reicher Mann *).

Wie alt jenes Schlangensymbol sein mag, ist schwer zu sagen, gewiß ist, daß schon die alten Ägypter dasselbe besaßen und aus diesem Grunde, wie Herodot im fünften Jahrhundert v. Chr. erzählt, lebendige Schlangen in Tempeln hegten. Den vorhin erwähnten Kultus der Heilgöttin Isis empfingen die Römer von den Ägyptern und war derselbe auch in Süditalien allgemein verbreitet. Noch heutzutage erblickt man das Schlangensymbol auf einigen ägyptischen Denkmälern **). In Ägypten wurde dasselbe den Israeliten bekannt, und so kam es, daß Moses dasselbe benutzte, als er in der Wüste während einer Heimsuchung durch giftige Schlangen, das Symbol der Schlange, also das Sinnbild der Heilung und Heilkraft, wie ein Panier aufstellte. (4 Mose, Kap. 21.) Die Schlange ist wohl der Giftträger und deshalb den Menschen unheimlich, ein Bild des Verderbens, aber schon die Ägypter wußten, daß im Gift, falls ein kundiger Arzt dasselbe anwendet, heilkräftige Arzenei vorhanden sei; schon die Ägypter sahen in der Schlange, welche in dunkler, geheimnisvoller Erdentiefe wohnt, die Hüterin und Beschützerin verborgener Heilmächte, welche die in den Heilkräutern waltende Naturmacht in ihrem Schoße birgt.

Obiges genügt, um die im Altertum so allgemeine Schlangenverehrung zu erklären, welche von Ägypten aus zum Abendlande, z. B. nach Italien gelangte. Plinius sagt im 4. Kapitel des 29. Buches seiner Naturgeschichte: „Die Schlange des Äsculap ist von Epidaurus zu Schiff nach Rom gekommen und wird häufig

*) Im achten Kapitel des ersten Teils lernten wir ihn schon kennen.
**) Herodot II, 74. Kreuzer, Symbolik I, 504.

in Häusern gefüttert.“ Buch 7, Kap. 36 desselben Werkes lesen wir, daß im Hause des Vaters der Gracchen sich zwei Schlangen fanden. Jaspissteine sollten nach dem Glauben römischer Ärzte magisch wirkende Heilkräfte besitzen und wurden als Amulette getragen, nachdem man das Schlangensymbol eingraviert hatte. Im 72. Kapitel seiner Biographie des Tiberius sagt Suetonius, daß dieser Kaiser als seinen Liebling eine Schlange hegte.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß die Tradition von Tiberius (Timberio) in Capri bis heute lebendig ist, auch ein Beispiel vom Festhalten uralter Überlieferung. Die Tradition von ihm haftet an der Insel, wie das glühende Rot, von dem man sie so oft gegen Abend umgossen schauen kann. Der Timberio ist mit der Insel und seinen Bewohnern verwachsen, wie die Steintrümmer seiner Villa mit dem Fels, worauf dieselbe errichtet ward. Obgleich nun die Einwohner in ihm den Inbegriff der Verworfenheit erblicken, so möchten sie ihn doch um keinen Preis entbehren, er ist der Ruhm ihrer Insel, ihre historische Größe.

Als der Kaiser sich nach Capri begab, um dort für die Dauer seinen Wohnsitz zu nehmen, hatte er bereits das siebenzigste Lebensjahr fast erreicht, war jedoch von ungeschwächter Körperkraft und Gesundheit. Kräftiger Körperbau, breite Brust und Schultern, wohlproportionierte Glieder vom Kopf bis zur Zehe, ungewöhnlich hohe Statur zeichneten ihn aus. Unter den Trümmern seiner Villa weilend, baute ich mir in der Vorstellung den Palast mit seinen Säulenhallen wieder auf. In einer solchen sah ich im Geiste zwei Männer auf- und niederwandeln; der kleinere, lebhaft redend und gen Himmel deutend, ist Trasyllus, der Sterndeuter; der große, stattliche Mann neben ihm ist der Kaiser. Selten spricht er ein Wort zu seinem Begleiter, denn schweigsam und von langsamer Rede war er, so daß sein Stiefvater ihn einst den Mann „mit langsamen Kinnladen“ nannte. Der Kaiser hält das Haupt, wie bei ihm gewöhnlich, vornübergeneigt, nur dann und wann erhebt er es ein wenig, um auf Meer und Horizont zu blicken. Die ungewöhnlich großen Augen, welche ihn befähigten, in der Nacht, einer Katze gleich, zu sehen, blicken auf ferne, düstere Wolken, welche ein drohendes Gewitter künden. Das Haupt des

Kaisers ist mit einem Lorbeerkranz geschmückt, denn dieser schützte ihn — so war sein Glaube — gegen den Blitz. Die Farbe seines Angesichtes ist weiß, letzteres entstellt durch Geschwüre. So dachte ich mir den Kaiser auf Grund meines römischen Gewährsmannes.

Als Augustus zum letztenmale auf Capri war, ließ er sich herab zu heiterem Verkehr mit den Einwohnern, die vor seinen Augen ihre griechischen Turnübungen anstellten. Für dergleichen hatte Tiberius, ein durch und durch kalter Aristokrat, keine Ader, und mit scheuer Angst mögen die Insulaner seine schweigsame, düstere Erscheinung von ferne geschaut haben, so oft er denn überhaupt sich außerhalb seiner prächtigen Einsiedelei sehen ließ. Sein Stiefvater Augustus hatte in der Person des Musa einen berühmten Leibarzt stets in seiner Nähe, Tiberius besorgte von seinem 30. Lebensjahre an das Departement seiner Gesundheit selbst, und stand sich gut dabei. Der populäre Götterglaube lag ihm fern, auch hierin war er kalter Aristokrat, sein Glaube war, daß die Welt durch ein blindes, bewußtloses Fatum (Schicksal) regiert werde, dem das Große und Kleine willenlos und freiheitslos sich beuge. Indem er also den Umgang mit den Einwohnern vermied, verkehrte er desto eifriger mit einem Tier. Der Leser denkt natürlich an einen treuen Hund u. dgl. Weit gefehlt! Der Liebling des Tiberius war eine große Schlange, die er eigenhändig zu füttern pflegte. Im 72. Kapitel seiner Biographie des Tiberius sagt Sueton, der Geheimschreiber des Kaisers Domitian: „Tiberius, auf der Reise von Capri nach Rom begriffen, kehrte auf der Appischen Straße um, durch ein Vorzeichen gewarnt. Zu seinen Vergnügungen gehörte nämlich eine große, gezähmte Schlange. Als er diese unterwegs wie gewöhnlich füttern wollte und sie von Ameisen verzehrt fand, sah er darin eine Mahnung, sich vor der Macht der Menge zu hüten.“

Jene antike Schlangenverehrung in Italien tritt uns am deutlichsten in den zu Pompeji gefundenen Bildern entgegen, welche beweisen, daß man den Schlangen einen Anteil am häuslichen Kultus gewährte. Ein großes Wandbild dieser Art befindet sich unter vielen anderen pompejanischen Bildern im Nationalmuseum

zu Neapel und gehört zu den merkwürdigsten dieser auf Erden einzigen Sammlung. Das genannte Bild stellt eine häusliche Opferscene dar, wir sehen neben dem Altar den Genius des Hauses als jugendliche Gestalt, den Flötenspieler, welcher die heilige Handlung begleitet, einen kleinen Opferdiener *), welcher das häusliche Schwein dem Altar zuführt, sowie einen zweiten Gehilfen mit einer Schale. Seitwärts befinden sich zwei Gestalten der Laren d. h. Hausgötter. Zur rechten und linken ringeln sich zwei große Schlangen, denn in diesen erblickten die Pompejaner das Symbol einer schützenden Gottheit, Personifikationen häuslicher Genien. Wer jemals Pompeji mit Aufmerksamkeit durchwanderte und die mannigfaltigen Zeichen des religiösen Lebens in den Häusern beobachtete, hat zahlreiche Schlangenbilder dieser Art in der „Totenstadt" gesehen. Während man nämlich früher die Freskobilder mit ihrer Wandschicht abnahm und in das Museum Neapels brachte, läßt man sie jetzt an Ort und Stelle und gewährt ihnen zu ihrer Erhaltung so viel Schutz als möglich. Freilich müssen auf diese Weise manche Bilder, die man nicht genügend schützen kann, im Lauf der Zeit zugrunde gehen. Uralter heidnischer Glaube tritt uns in diesem Schlangenkultus entgegen. Bei vielen Völkern uralter Zeit ist letzterer ein Stück des Ahnenkultus, denn die Seelen der als schützende Mächte verehrten Vorfahren wähnte man in den Hausschlangen wohnend, Schlangen waren nach Anschauung des Mittelalters Hüter der in Gräbern geborgenen, den Helden ins Grab gelegten Schätze, denn die Seele des Geschiedenen dachte man bei den Schätzen weilend. Eine Schlange (Drache) bewachte bekanntlich auch die Gärten der Hesperiden, den Wundergarten der Griechen mit seinen goldenen Äpfeln, und Cerberus, der Wächter an den Pforten des an Schätzen reichen Gebietes der Unterwelt, wo Pluto (Dis, Dives, der Reiche) herrscht, wurde mit Schlangen dargestellt, welche seinen dreifachen Hals umwickelt hielten.

---

*) Dieser Diener, der auch Opferschlächter war, hieß auf lateinisch Popa. Dieser Name hat sich bekanntlich in der griechisch-katholischen Kirche erhalten, welche ihre Priester Popen, also Opferdiener, nennt.

Fast zweitausend Jahre sind verstrichen, seitdem Tiberius, der kaiserliche Einsiedler, auf Capri eine Schlange liebkoste, fast zweitausend Jahre sind vergangen, seitdem ein unbekannter Maler in Pompeji jenes genannte Bild anfertigte, die Schlangenverehrung aber hat sich auf dem Boden Süditaliens erhalten. In Deutschland erinnern zahlreiche Märchen daran, daß einst bei den Heidenvölkern daselbst Schlangen in hoher Verehrung standen, aber es sind Märchen, welche anfangen: „Es war einmal“, Märchen, von denen es heißt, „die Kinder hören es gerne“, — im römisch-katholischen Süditalien dagegen hat sich dies Stück Heidentum selbst erhalten. Wir wandern nach Calabrien, einem Gebiet, welches den heutigen Italienern weniger bekannt ist, als Massauah und Asmara am Roten Meer. Es ist das Land, an dessen Küsten einst Städte der Hellenen prangten, wie Metapontion, Kroton, Sybaris, das Land, wo der Spaten des Archäologen in unseren Tagen begonnen hat, letztgenannte Stadt von ihrer Grabeserde zu befreien, um ein zweites Pompeji den staunenden Augen der jetzt lebenden Menschheit zu zeigen, — es ist das Land, welches aus der Blüte jener Hellenenzeit heutzutage nichts besitzt, als einige Ruinen, dabei aber, als die alte Welt in Trümmer sank, das antike Leben in Anschauung, Sitte und Brauch bewahrte und bis heute bewahrt. Um die in Calabrien noch jetzt vorhandene Schlangenverehrung im Zusammenhang zu erklären, sei zunächst auf einen größeren Komplex antiker Überlieferung hingewiesen.

Im vierzehnten Buch der Odyssee erzählt uns Homer, wie Odysseus, auf Ithaka landend, in der Gestalt eines Bettlers von seinem treuen Knecht, dem Sauhirten Eumäus, gastlich aufgenommen und in der einsamen Hütte desselben am heiligen Herde verpflegt wird. Man durchwandere heutzutage die entlegenen Gegenden Calabriens, fernab von der Heerstraße, man findet dort nicht nur den „steinigten Pfad von der Meerbucht über die waldbewachsene Gebirgshöhe hin“, (Odyssee 14, 1), sondern auch die Hütte des Eumäus, in derselben aber dieselbe Gastlichkeit und schließlich gar den treuen Sauhirten selbst in der Gestalt des calabresischen Bauern, welcher Sandalen aus Rindsleder und das

zottige Ziegenfell (Odyssee 14, 530) trägt, wie jener. Ebenso erinnert die Wohnung des calabresischen Bauern an das altrömische ländliche Haus, wie es vor Jahrtausenden war. Das Atrium war dort das Familien- und Speisezimmer, wo man, ins Haus eintretend, sofort in der Mitte den heiligen Herd erblickte, der zugleich als Altar diente, auf dem sich die Bilder der Laren und Penaten befanden. Vollständig ebenso finden wir's, wenn wir die Bauernwohnung in Calabrien betreten, wo es Distrikte giebt, deren Bewohner niemals einen Wagen, nie ein Wagenrad gesehen, wo Ackerbau- und Hausgeräte an die Zeiten vor Jahrtausenden erinnern. Heilig ist der Herd des heutigen Bauern, wie ehedem, Mittelpunkt der um denselben in Freud' und Leid versammelten Familie. Das Feuer darf, wie zur Römerzeit, auf demselben nur dann für einige Zeit erlöschen, wenn ein Todesfall im Hause sich ereignet. Am Herde waltet der Hausvater, wie einst der Römer, als Priester, dort verrichtet er sein Gebet, und am Weihnachtsabend legt er, nach uralt heidnischer Sitte, auf denselben einen Holzblock, welcher in der Nacht verbrennt, jenen Block, den die heidnischen Deutschen den Julblock nannten, dargebracht in der längsten Nacht, wenn die Sonne wieder anfängt, Macht zu gewinnen, jenen Block, der später eine christliche Deutung erhielt und „Christbrand" in deutschen Gauen genannt wurde. Calabrien ist auf Erden das einzige Land, welches diesen, der arischen Völkerfamilie einst gemeinsamen Brauch bis zur Stunde bewahrt. In der Nähe des Herdes fehlen aber auch die Laren und Penaten nicht. Dort sehen wir ein bekränztes Bild der Madonna, dem sich andere Bilder zugesellen. Mit den Heiligen verkehrt die Familie ebenso, wie einst die Römer mit ihren Laren. Die Frauen des Homer saßen mit Spindel und Webstuhl am heiligen Herd, selbst Penelope und die Königin der Phäaken. Mit Spindel und Webstühl sitzt die schlichte Bauernfrau Calabriens am häuslichen Herd, teilt indes oft die Mühsal ihres Mannes bei der Feldarbeit. Mehr als alles erinnert uns aber an die Griechenzeit eine auffallende Inferiorität ihrer Stellung. — Kehren Mann und Frau vom Felde heim, so reitet der Mann stets auf seinem Esel die steinigen Pfade bergauf zur

jedesmal hochgelegenen Wohnung, die Frau dagegen reitet nie, geht vielmehr nebenher. Auch im Hause tritt solche Stellung in kleinen Zügen hervor. Wird z. B. ein neuer Wasserkrug gekauft, so darf nie die Frau zuerst daraus trinken, sondern stets der Mann. Im allgemeinen ist das Leben der ersteren ein häuslich zurückgezogenes, ganz wie wir es bei den alten Griechen finden, und wir gedenken bei dieser Gelegenheit daran, daß einst Griechen die Küsten Calabriens bevölkerten und das Land in ein Paradies verwandelten. (Was ist aus diesem Paradies, was ist aus diesem Groß-Griechenland geworden!) Das Kohlenbecken, dessen man sich heute in Calabrien im Winter bedient, entspricht völlig demjenigen, welches die Griechen benutzten, und die Sitte derselben, nach beendeter Mahlzeit ein Trinkgelage (das bekannte Symposion) anzustellen, ist noch jetzt in Calabrien üblich. Die Spiele der Kinder erinnern an die Römerzeit (ebenso in ganz Süditalien). Jünglinge und Männer aber, hohe und niedrige, haben bei jedem der stets religiösen Feste, wie die Griechen, ihre Kampfspiele. Der Diskus, die bekannte Scheibe bei den hellenischen Kampfspielen, ist noch heute dort bekannt, den griechischen Speerwurf hat man nicht vergessen. Die Doppelflöte der Hirten in dem einst so verrufenen Waldgebirge des Sila kannten schon die Römer. Der stolz und frei im Silawalde hausende Brigant hat in den Augen des Volkes immer noch den Glorienschein eines Helden, und die Mütter in jenen dem Weltverkehr so fernen Gegenden nennen ihr Wiegenkindlein noch heute mit dem Kosenamen: „Mein süßer Brigant, mein kleiner Räuber." Der Brigant gilt heute ebenso wenig als Verbrecher, wie z. B. Odysseus wegen seiner Seeräuberei als Verbrecher angesehen wurde. Man fragt ihn in der Odyssee, ob er vielleicht ein Pirat sei, und Odysseus findet in dieser Frage keine Beleidigung, vielmehr erzählt er treuherzig: „Neunmal führte ich Männer und leichthin segelnde Schiffe gegen entlegenes Volk und sehr viel Leute gewann ich" (Odyssee 14, 230). — Wohl nirgends (heidnische Völker ausgenommen) ist der Glaube an Geisterspuk so allgemein wie in Calabrien, und kein Wort wird dort so häufig gebraucht, als „Spiriti", Geister. Sie treiben ihr Wesen in Feld und Wald, wie die Wald- und Feldgötter der

Römer und Griechen, sie huschen und flüstern in nächtlicher Dämmerung, und wer einen Kreuzweg passiert, schlägt das Kreuz, als hause dort noch jetzt Hekate, die hellenisch=römische Gespensterkönigin, deren Heiligtümer sich meistens an Kreuzwegen fanden. Nur mit Angst geht die Calabreserin des Nachts zu einer Quelle, denn Geister treiben dort ihr Spiel. Auch fürchtet sie, in der Dämmerung einem Wolfs=Menschen zu begegnen, denn es ist, wie zur Römerzeit, allgemeiner Glaube, daß Menschen imstande sind, unter gewissen Bedingungen sich in Wölfe zu verwandeln, welche im Abenddunkel einsame Wege heulend durchrennen *).

In Calabrien, dessen bis heute klar ausgeprägtes Heidentum uns in späteren Kapiteln wiederholt beschäftigen wird, werden noch jetzt weiße, giftlose Schlangen im Hause der Landleute gehegt und genährt, und bezeichnet man ein solches Tier als Fata, d. h. Fee. Würde solche Schlange das Haus verlassen, so wäre dies eine ungünstige Vorbedeutung für die betreffende Familie, jene freventlich zu töten wäre ein schweres Unrecht. Gute, schützende Geister sind Bewohner solcher Hausschlangen, welche dem Hause und seinen Bewohnern Heil und Segen bringen. — In dieser Schlangenverehrung begegnet uns also der oben erwähnte pompejanische Glaube, welcher in der Hausschlange die Verkörperung eines schützenden Genius schaute, aber auch ein Stück hellenischer Mythologie birgt sich in jenem calabresischen Brauch. Auf der Akropolis zu Athen hegte man die sogenannte Burgschlange, die Inkarnation des Heros Erechtheus, welcher dort seinen Tempel hatte und als schützender Genius Athen überwaltete. Kekrops, der sagenhafte erste Ansiedler Athens, also ein Gründerheros, ward mit einem Schlangenleibe dargestellt und Triptolemos besuchte mit einem Schlangenwagen alle Länder, um die Gabe der Demeter, den segensreichen Ackerbau, überall zu verbreiten.

Neben der Schlangenverehrung hat sich in Süditalien auch die uralte, aus dem heidnischen Orient stammende Schlangenbezauberung erhalten. Daß im Orient die Schlangenbändiger als Zauberer gelten, ist allgemein bekannt, unbekannt aber dürfte

*) Siehe hierüber den Anhang zu diesem Kapitel.

sein, daß auch Sicilien noch heutzutage solche besitzt. Ein solcher Hexenmeister, der seine unheimliche Kunst öffentlich für Geld zeigt, heißt dort im Dialekt Ciaráulu. Dies Wort entstammt der griechischen Sprache (Keraulēs) und bezeichnet einen Trompetenbläser.

Auch in Calabrien fehlen diese Schlangenbändiger nicht, welche sich zugleich auf die Heilung von giftigen Schlangenbissen verstehen. Beides war vor Jahrtausenden in Griechenland die Kunst der Priester des Sabazios, unter welchem Beinamen Dionysos (Bacchus) bei den Griechen verehrt wurde. Griechen bevölkerten einst das südliche Festland Italiens und Sicilien, und gerade auf diesem Gebiet war der lärmende Kultus genannter Gottheit sehr beliebt; kein Wunder, daß die Bezeichnung der Schlangenbändiger auch in Calabrien aus dem Griechischen stammt. Man nennt sie daselbst Ceráuli, bisweilen auch Sanpaulari *). Auch in den Abruzzen finden sich heutzutage Schlangenbändiger, vom Volke mit heiliger Scheu betrachtet. Dort gilt St. Domenico als Beschützer gegen Schlangenbiß und am Fest dieses Heiligen wird die in Prozession getragene Statue desselben mit lebendigen Schlangen geschmückt, welche den Heiligen umwinden, aus den Kleidern desselben hervorlugen und den Befehlen eines Schlangenkünstlers gehorchen. Vor dem Feste des St. Domenico geht der Schlangenbändiger auf seinen Fang aus und wendet manche Nacht daran, um seltene Schlangen zu fangen, welche die Ehre jenes Santo erhöhen. „Um Mittag begann die Prozession. Der Heilige ward auf den Schultern von acht kräftigen Bauern getragen, über ihm ein prächtiger Baldachin, dem Heiligen folgten die Priester und eine endlose Reihe der Feiernden. Jedermann wandte sich an den Heiligen, flehte ihn knieend an, und dabei ward seine Statue lebendig. Aus den Blumenhaufen zu den Füßen derselben, aus den Ärmeln des Gewandes, aus der Kapuze, aus der Brust kamen langsam, sich windend und züngelnd die S c h l a n g e n. Die einen umwickelten den Hals, andere die Brust, die Arme und den Leib, krochen in die offenen Augen, in die offenen Ohren der hohlen

*) Siehe über diesen Namen das Weitere in Kap. VII.

Statue, um dann wieder zum Vorschein zu kommen. Schweigen, ängstliches Schweigen! Man vernahm das Zischen der Schlangen, der Schlangenbändiger aber entlockte seiner Flöte seltsam klagende Töne, ließ aus seinem von Ziegenleder verfertigten Sack andere Schlangen hervorkriechen, beförderte sie in die Nähe des Heiligen, wo sie nach den Tönen des Zauberers seltsame Bewegungen ausführten.“ (Fanfulla della Domenica.) Ein in den Abruzzen sehr berühmter Schlangenbändiger war noch vor kurzem ein gewisser Biscione, der auch von den Folgen des Schlangenbisses befreite, dann aber seine unheimliche Kunst in den Dienst der Eifersucht stellte und seine Frau, die er für treulos hielt, durch den Biß einer Viper, die er gefangen hatte, ermordete.

Blicken wir zum Schluß noch einmal auf die noch heute nicht verschwundene Schlangenverehrung*) und die ihr zu Grunde liegende religiöse Anschauung zurück, so haben wir zweifellos in derselben einen Rest des Tierdienstes zu erblicken. Zu Ende des sechsten Jahrhunderts, als Staat und Kirche mit allen Mitteln schon seit zweihundert Jahren das Heidentum bekämpft hatten, waren noch alle Bauern Sardiniens Heiden, und wie es in Süditalien damals bestellt war, erhellt aus der Thatsache, daß dort noch Baumanbeter sich fanden. Solche und andere bemerkenswerte Thatsachen erhellen als zweifellos aus den Briefen Gregors I. Daß Griechenland erst damals nach und nach äußerlich der Kirche einverleibt wurde, ist ebenso gewiß. Hätte Gregor I. gewußt, daß Schlangenverehrung in Süditalien sei, so würde er sicherlich dieselben Zwangsmaßregeln angeraten haben, wie er solche gegen die Bäumeverehrer zur Anwendung bringen ließ. (Brief II, 908 und VIII, 18.) Leo XIII. scheint von calabresischen Schlangenverehrern nichts zu wissen, jedenfalls hat man nie vernommen, daß er sich um Reformierung dortiger heidnisch-religiöser Zustände jemals gekümmert hätte.

Im Jahre 368 v. Chr. erließ der Kaiser Valentinian ein Edikt, welches das Heidentum mit dem verächtlichen Ausdruck: „Bauernreligion“ (religio paganorum) vor aller Welt brandmarkte.

---

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

War jener Ausdruck damals zutreffend? War der Verfall des Heidentums damals wirklich so weit vorgeschritten, daß die gebildete Welt dem veralteten Aberglauben entsagt und derselbe nur noch beim niederen Volk einen unsicheren Schlupfwinkel gefunden hätte, wie der Nebel, dessen Reste bei aufgehender Sonne sich in Schluchten und Höhlen verstecken? Konstantin hatte die Kreuzesfahne entfaltet, Toleranz war an die Stelle der Verfolgung getreten, wobei freilich der Kaiser selbst nicht aufhörte, „die Zauberkünste der alten Götterwelt zu ehren und zu fürchten". Später sehen wir die Staatsgewalt feindlich gegen das Heidentum auftreten, ein (keineswegs überall befolgtes) Gebot, die Tempel zu schließen, dann ein Edikt, welches manchen mit Trug und Lastern verbundenen Kultus unterdrückte, ward erlassen und Kaiser Julians Regierung zeigte, daß es vergeblich sei, das sinkende Heidentum zu restaurieren. Das war vor 368. — War also in diesem Jahre das Heidentum nichts weiter als ein verdorrter Baum, eine Bauernreligion? Wenn das, so wäre es damals in kurzer Frist vom Erdboden verschwunden. Wir sehen aber das Gegenteil. — Wohl lag der Riese — Heidentum genannt — schwer getroffen am Boden, aber sein Todeskampf dauerte von da an noch Jahrhunderte, ein welthistorischer Beweis von seiner Lebenskraft. Vom vierten bis zum sechsten Jahrhundert, von Theodosius bis zu Theodorich, bis zu Justinian, war die Losung: Gewaltsame Unterdrückung des Heidentums, d. h. gewaltsame Vernichtung seiner Lebensbedingungen. Drakonische Gesetze wurden erlassen, Tempel geschlossen oder in Kirchen verwandelt, Heiligtümer zerstört, trotzdem dauerte der Todeskampf fort. Die Grundstücke der Tempel wurden konfisziert, den Priestern und Priesterinnen der Lebensunterhalt genommen, das Wahrzeichen des Heidentums, der Viktoriaaltar, aus der Kuria des Senates entfernt. Die meisten der sichtbaren Spuren des Heidentums verschwanden vor der Gewalt, aber die Geisteskraft des Heidentumes dauerte fort und die Welt erlebte jene merkwürdige Metamorphose, als die alten Götter unter neuem Namen sich wieder auf dem Plane zeigten. Was wir bereits im ersten Teil dieser Schrift wiederholt nachgewiesen haben (Kap. I, III, VI), das tritt uns sonnenklar auch

in Deutschland entgegen. Hatte man dort unter Wodans Scepter die Minne der Götter getrunken, so trank man später die Minne der Heiligen. Die germanischen Götter wurden zu Unholden, an Stelle des Wodan, Donar und Tiu hatte man St. Martin, St. Peter, St. Michael; Freia hatte sich in „unsere liebe Frau" verwandelt, und unter dem Namen St. Johannes lebte Baldur weiter.

Von dem Lande, welches diese Schrift vorzugsweise ins Auge faßt, von Italien, hauptsächlich von seinem Süden, gilt noch immer das uralte Wort des Äschylos:

„Die väterlichen Götter ehre stets
Wer in dem Lande wohnt nach altem Brauch."

Drittes Kapitel.

Schutzengel und Genius.

„Folget dem heiligen Brauch,
Wie ihn die Väter geübt."
Tibullus.

„Stürmenden Schwunges entflog sie den Felsenhöh'n des Olympos
Stand nun in Ithakas Reich, am hohen Thor des Odysseus,
Dort an der Schwelle des Hofes und trug die eherne Lanze,
Gleich an Gestalt dem Gaste, dem König der Tafier, Mentor."

So erzählt uns Homer (Odyssee I, 102) von der Pallas Athene. In einer Ratsversammlung der olympischen Götter hat sich die Genannte des Odysseus angenommen und bewirkt, daß Zeus die Rückkehr des vielgewanderten Heroen beschließt. Kaum ist die Beratung zu Ende, da macht sich Pallas Athene auf den Weg nach Ithaka, wo sie in Menschengestalt dem Telemach entgegentritt, sich demselben als Gastfreund des abwesenden Vaters bezeichnet und ihn ermuntert, eine Reise zur Auffindung desselben zu unternehmen. Telemach willigt ein, Pallas Athene unterstützt sein Unternehmen, sorgt für ein Schiff und begleitet den Jüngling zum nächsten Ziel, nämlich nach Pylos, zum greisen Nestor. Dort angelangt, hat sie ihre Mission als geleitender, schützender Engel erfüllt. Nachdem sie den Nestor gebeten, daß er seinen Gastfreund Telemach zum Menelaos entsende, verschwindet sie und wird erst jetzt in ihrer Götternatur erkannt.

„Also sprach und enteilte die Herrscherin Pallas Athene
Plötzlich in Adlergestalt, und Staunen ergriff, die es ansahn.
Auch erstaunte der Greis, da er's mit Augen gesehen."

Nestor hat erkannt, daß dieser „Mentor" niemand anders war als Pallas Athene. An sie wendet er sich mit den Worten: „Sei uns, Herrscherin, hold", ihr gelobt er ein breitstirniges, fehlerloses Rind mit goldumzogenen Hörnern und ermutigt dann den Telemach:

„Lieber, ich hoffe, du wirst nicht zaghaft werden, noch kraftlos,
Da dich Jüngling bereits obwaltende Götter begleiten."

Diese dichterische Episode aus der Odyssee entspricht allseitig einer anderen Dichtung, welche sich unter den sogenannten apokryphischen Schriften des Alten Testamentes befindet und die bekannte Überschrift trägt: Das Buch des Tobias. Auch hier handelt es sich um einen Jüngling, der eine weite Reise machen soll und bei dessen Abschied die Mutter ebenso weint, wie die treue Schaffnerin Eurikleia beim Abschied des Telemach, welcher von der letzteren das feierliche Gelübde fordert, der Mutter diese Abreise zu verheimlichen. — Auch dem Tobias wird ein himmlischer Begleiter zuteil, der ebenso in Verkleidung demselben entgegentritt, wie Athene dem Telemach. „Er fand einen jungen Gesellen stehen, der war begürtet, als wäre er bereit, zu wandern. Und er wußte nicht, daß es der Engel Gottes war." — Dieser Geleitsmann bezeichnet sich als „Azarias, des großen Anania Sohn", aber bald lesen wir in genannter Dichtung, daß sich in jener Gestalt der „Engel Raphael" verbarg. Dieser Schutzengel, ein Produkt dichterischer Phantasie, wie die Schutzgöttin des Telemach, begleitet den jungen Tobias auf seiner langen Reise, steht ihm mit Rat und That zur Seite, schützt ihn in Gefahr und giebt sich erst dann zu erkennen, als er seine Aufgabe vollendet hat. „Ich bin Raphael, einer der sieben Engel, die vor Gott stehen. Ich habe dein Gebet vor Gott gebracht. Nun ist es Zeit, daß ich zu dem wieder hingehe, der mich gesandt hat." — Nach diesen Worten verschwindet der Schutzgeist ebenso, wie Pallas Athene, der Schutzengel des Telemach.

Wir haben in Übereinstimmung mit der gesamten heutigen

wissenschaftlichen Exegese das Buch des Tobias eine Dichtung genannt, eine Behauptung, deren Richtigkeit schon durch den obigen Vergleich mit der Homerschen Episode klargestellt wird, die aber auch durch den übrigen Inhalt genannter Erzählung bewiesen wird. — Wir lesen im dritten Kapitel von einem bösen Geist, Asmodi genannt, welcher nach einander sieben Männer der frommen Sarah jedesmal bei der Hochzeit ums Leben brachte, und erfahren im sechsten Kapitel das von dem Schutzgeist Raphael bezeichnete Mittel, um diesen Dämon zu vertreiben. Tobias fängt unter dem Schutz seines Begleiters einen Fisch und muß auf den Rat seines Schutzengels diese Beute zerschneiden, um sie teils als Mundvorrat, teils als Arzenei zu benutzen. Da sprach der Engel: „Wenn du ein Stück vom Herzen und der Leber des Fisches auf glühende Kohlen legst, so vertreibt der Rauch allerlei böse Geister (Dämonen) von Männern und Frauen, also daß sie nicht mehr schaden können. Die Galle vom Fisch aber ist gut, die Augen damit zu salben, daß es einem den Staar vertreibe.“ — Diesen Rat seines Schutzgeistes befolgt der junge Tobias, nachdem ihm die genannte Sarah zum Weibe gegeben ist. Es heißt im achten Kapitel: „Tobias dachte an die Rede des Engels und nahm aus seinem Säcklein ein Stück von der Leber und dem Herzen und legte es auf die glühenden Kohlen. Als nun der Geist den Geruch roch, entfloh er. Und der Engel Raphael nahm den Geist gefangen und bannte ihn hinein in die Wüste des oberen Ägyptens.“ — Da nun niemand wird behaupten wollen, daß ein Engel medizinischen Aberglauben fördert, so kann niemand den rein dichterischen Charakter der Tobiaserzählung leugnen. Als Dichtung ist letztere ein Produkt und Spiegelbild ihrer Zeit. Glaube und Aberglaube, wie sie die Gemüter frommer Israeliten etwa hundert Jahre vor der Geburt Christi beherrschten, kommen in der genannten Erzählung zum Ausdruck, wie in der Homerschen Dichtung Glaube und Aberglaube, welcher die Gemüter der Menschen tausend Jahre vor der Geburt Christi bewegte. — Wie es nun Thorheit wäre, der Tobiaserzählung medizinische Vorschriften zu entnehmen, wie es thöricht wäre, sich eine Geisterlehre durch Lektüre jener Erzählung zu gestalten, so ist es in demselben Grade

unerlaubt, sich aus jenem Buche ein Dogma über Schutzengel zu bilden und das Vorhandensein solcher dem einzelnen Menschen beigegebenen Schutzgottheiten zu behaupten. Eine erzählende Dichtung will keine Quelle für Dogmen sein, und wer das Tobiasbuch als solche benutzen zu können meint, kann mit demselben Recht sich an die Odyssee des Homer wenden.

Wenn wir also das Tobiasbuch als eine erzählende Dichtung bezeichnen, so kann mit solcher Behauptung die Anerkennung des Wertes der letzteren aufs beste bestehen. Einen kulturgeschichtlichen Wert haben wir dieser Dichtung bereits zugestanden, und jeder, welcher dieselbe aufmerksam liest, wird manchen Stellen einen religiösen Wert nicht absprechen. Diese in ihrer Naivetät anziehende Dichtung steht zwar weit hinter der großartigen dichterischen Erzählung des Buches Hiob zurück, so daß sie mit letzterem überhaupt sich nicht vergleichen läßt, enthält aber manche schöne Stellen, in denen der Geist inniger alttestamentlicher Frömmigkeit waltet. Wir erinnern nur an den Lobgesang, welchen der Dichter Kap. XIII dem alten Tobias in den Mund legt.

Mit bemerkenswerter Vorliebe wendet sich die römische Kirche den apokryphischen Schriften des Alten Testamentes zu. Wer ihre „Redner" hört, wer in der Massenlitteratur der Panegyriken*) bewandert ist, weiß, wie die sacri oratori es lieben, den Text, oder richtiger gesagt, das Motto, aus den Apokryphen zu nehmen; wer die Kanzelreden in der Fastenzeit hört, weiß, mit welcher Scheu man sich vor den Paulinischen Briefen hütet und lieber zu den Makkabäern, zum Buch Judith, oder zum Buch des Tobias greift. Verfasser hat niemals gehört, daß solche Redner eine Stelle aus den Paulinischen Briefen anführten, wohl aber, daß sie sich auf Tobias 4, 11 beriefen: „Denn die Almosen erlösen vom Tode und lassen die Seele nicht in die Finsternis fahren", — oder auf 12, 9: „Gebet mit Fasten und Almosen ist besser, als viel Gold zum Schatz sammeln, denn Almosen erlösen vom Tod und tilgen die Sünde". — Letzteres sagt sogar jener Schutzgeist, den der Verfasser dieser Dichtung als „Engel" bezeichnet. Die

*) Siehe Teil I, Kapitel XII.

römische Kirche behauptet nun, daß ihre Werkgerechtigkeitslehre von einem Engel als direkte himmlische Offenbarung ausgesprochen sei. Wenn nun der „Engel“ Raphael wirklich in diesem Falle eine göttliche Offenbarung ausspricht, so muß doch folgerichtig auch das eine göttliche Offenbarung sein, wenn derselbe Engel den Rat erteilt, durch Fischherz und Fischleber den Dämon Asmodi zu vertreiben! Auf diese durchaus logische Schlußfolgerung läßt sich die „Kirche“ nicht ein, desto mehr betont sie, daß die Lehre von Schutzengeln göttliche Offenbarung sei und man deshalb diesen Lehrsatz als ein festgültiges Dogma zu betrachten habe.

Im Kalender der „Kirche“ ist ein Tag mit dem Namen St. Raphael bezeichnet, und weil an diesem Tage im Jahre 1483 dem Ehepaar Giov. Santi in Urbino ein Söhnlein geboren wurde, erhielt dasselbe den Namen des genannten Schutzgeistes. Aus dem Söhnlein ward jener Maler, der viele Engel und Heilige gemalt hat. Der Name dieses größten der Maler ist ein Beweis, daß die Kirche die rein dichterische Figur des Schutzengels Raphael als ein wirkliches Wesen betrachtet, denn nur auf Grund solcher Voraussetzung konnte sie demselben einen Platz unter den „Heiligen“ ihres Kalenders einräumen. Wer aber in der endlosen Reihe der Santi sich befindet, hat auch einen Kultus. In Neapel hat St. Raphael eine Kirche und in vielen Kirchen Campaniens finden sich nicht nur Altäre jenes von der dichtenden Phantasie geschaffenen himmlischen Schutzgeistes, sondern auch figürliche Darstellungen desselben. Die beste fand ich in der Kathedrale zu Maddaloni, einem sauberen Städtchen unweit Caserta. Im sechsten Kapitel des Tobiasbuches lesen wir: „Und Tobias zog hin und das Hündlein lief mit ihm“. — Diese Stelle hat der Künstler im Auge gehabt. Man sieht in letztgenannter Kirche eine stattliche Gruppe lebensgroßer Figuren: Raphael, Tobias, das Hündlein, im Hintergrund Hügel und Buschwerk. Raphael, der Schutzgeist, ist von dem Künstler gedacht und gebildet, wie wir Tobias 5, 5 lesen: „Da ging Tobias hinaus und fand einen feinen jungen Gesellen stehen, der war begürtet, als wäre er bereit zu wandern.“ Den jungen Tobias stellt der Künstler als einen etwa achtzehnjährigen, bartlosen Jüngling dar, auf dessen Schulter der geleitende

Engel seine schützende Hand legt, das Hündlein springt voran und scheint zum munteren Wandern aufzufordern, Tobias aber blickt wanderselig in die Welt hinaus, als hätte er das Wanderlied auf den Lippen: Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Als Verfasser diese in einem Glastempelchen befindliche Gruppe betrachtete, gesellte sich der Sakristan der Kirche zu ihm. „Wer ist dieser Heilige?“ Der Sakristan antwortete: „Das ist St. Raphael, l'angelo custode“ (Schutzengel). Auf weiteres Befragen erfuhr ich, daß jene Figurengruppe jährlich einmal beim Fest des Angelo custode in feierlicher Prozession durch die Stadt und ihre nächste Umgebung getragen, sowie, daß der heilige Raphael in Maddaloni hoch geehrt werde. Der Sakristan wußte sogar manches aus dem Buch Tobiae, konnte aber über die Quelle seiner Theologie nichts angeben. Während unserer Unterredung hatte sich ein Schwarm von Kindern um uns versammelt, unter ihnen, wie gewöhnlich, manch' liebliches Angesicht mit schönen, klugen Augen. An die Kinder wandte sich die erneute Frage: „Wer ist denn der Heilige da?“ Einstimmige Antwort: „L'angelo custode“. Warum heißt er denn so? — Allgemeines Schweigen. Was thut denn dieser Santo? Allgemeines Schweigen. Endlich die Antwort eines kleinen Mädchens von etwa zehn Jahren: „Non saggio“ *).

Selbstverständlich hat Neapel ein Fest des mythischen St. Raphael, was aber besonders charakteristisch erscheint, ist die Thatsache, daß jährlich ein Fest gefeiert wird, welches man offiziell als Festa Angeli Custodi (Schutzengelfest) bezeichnet. Dasselbe findet statt am achtzehnten Sonntag p. Tr. Hier haben wir es also mit dem Plural zu thun und sehen, daß die römische Kirche eine Vielheit von Schutzgeistern, dem St. Raphael gleich, mit einem Kultus ehrt. Nun hat zwar die Kirche niemals in ihrem offiziellen Bekenntnis ein spezielles Dogma über die Angeli Custodi aufgestellt, da sie aber dem mythischen Raphael und der Gesamtheit seiner Genossen einen Kultus weiht, so folgt daraus, daß faktisch

*) Dialekt für Non so, ich weiß nicht. — Das Wort: Non saggio wird ausgesprochen: Non saatsch. — Ebenso sagt der Dialekt: Non aggio (aatsch) für non ho, ich habe nicht.

ein Dogma in Hinsicht der Schutzengel vorhanden ist, daß also faktisch das Vorhandensein der Angeli Custodi angenommen wird. Die Kirche fand dies Stück der heidnischen Religion vor, sie hat es aufgenommen, hat ihm einen christlichen Stempel aufgedrückt, indem sie den Namen Raphael benutzte, und machte es auf diese Weise den in die Kirche eintretenden, äußerlich christianisierten Heidenmassen leicht, den durch Konstantin zur Ehre gelangten Christennamen zu tragen und dabei doch Heiden zu bleiben, indem letztere den uralten, mit ihrer Natur, ihrem Sein und Wesen verwachsenen heidnischen Glauben und Aberglauben behielten. Kürzlich richtete Verfasser an einen Deutschen, der seine deutsche Reichsangehörigkeit aufgegeben und sich in Italien hatte naturalisieren lassen, die vorwurfsvolle Frage: Wie konnten Sie einen solchen Schritt thun? Die Antwort lautete: Die Verhältnisse und die Aussicht auf Vorteile haben jenen Schritt veranlaßt, im übrigen bleibe ich in Anschauungsweise, Sitte und Sprache dasselbe, was ich war, bin und sein werde, ein Deutscher. — Ähnlich lautete die Antwort der Millionen, welche während der zweihundert Kampfesjahre nach Konstantin in die Thore der Kirche eintraten. Die Taufe war einer Naturalisationsurkunde zu vergleichen, welche ein neues Bürgerrecht verleiht, dabei aber den Naturalisierten innerlich nicht verändert, demselben seine Anschauungsweise, Sitte, Religion, Sprache läßt. Machte jemand einem in die Kirche eingetretenen Heiden damals wegen solchen Schrittes einen Vorwurf, so konnte er antworten wie oben: Zeitverhältnisse, Vorteile für mich und die Meinigen haben diesen Schritt veranlaßt, im übrigen ist meine Denkweise, meine religiöse Weltanschauung, meine Sitte, mein Brauch unverändert, nämlich heidnisch *).

Der mythische Schutzgeist St. Raphael, unter dessen Protektion die uralte, echt heidnische Anschauung von Schutzgenien in die Kirche einzog, um dort sich häuslich niederzulassen, wie die

*) Wir reden hier von der großen Mehrzahl damaliger Übertritte, daß einzelne Ausnahmen vorkamen und der Eintritt in die Kirche damals bei einzelnen auch eine innere Umänderung bezeichnete, leugnen wir durchaus nicht.

Schwalbe in ihrem Nest, ist vorzüglich geeignet, uns ein Beispiel von der Nachsicht zu bieten, welche den Heiden gewährt wurde, wenn sie den christlichen Namen sich gefallen ließen.

Ein dem einzelnen Menschen zur Hut und Wehr, zu Schutz und Wacht beigesellter, göttlich abgeordneter Schutzgeist! Wer wäre nicht imstande, den poetischen Wert dieses sinnigen Gedankens anzuerkennen, wer wäre unfähig, zu begreifen, daß ein frommer Heide gerade diesen religiösen Gedanken mit Vorliebe festhielt und sich ungern entschloß, solche Vorstellung aufzugeben? Über das Leben des einzelnen und der Gesamtheit breitete diese Vorstellung einen mildfreundlichen Verklärungsschimmer, dem ein frommer Heide nicht anders als mit schwerem Herzen entsagte. Er wollte die Nähe Gottes in solchen Wesen besitzen, die nicht in ewiger Ferne thronten, sondern in unmittelbarer Menschennähe waltend weilten, ihm war es ein Bedürfnis, jene ihm als unendlich erscheinende Kluft zwischen Mensch und Gottheit auszufüllen. Wie leicht mußte einem von solcher Anschauung erfüllten Heiden der Eintritt in die Kirche werden, wenn er erfuhr, daß ihm niemand seinen Spezialschutzgeist rauben wolle, und nichts weiter nötig sei, als nur den Namen des Schutzgeistes zu ändern. — Die Kirche sagte zu einem frommen Heiden: Allerdings hast du seither einen Schutzgeist gehabt, aber als Mitglied der Kirche erlangst du einen besseren, den wahren Schutzgeist nämlich, welcher St. Raphael heißt. Letzterer ersetzte den christianisierten Heiden dasjenige, was die hellenisch-römische Religion in den Genien besaß.

Die Lebenskraft des hellenisch-römischen Götterglaubens zeigte sich vor allen Dingen auch in der Thatsache, daß die Zahl der Götterwesen sich beständig vermehrte, und als die Kirche unter Konstantin zu einer politischen Macht erhoben wurde, fand sie den Genienkultus vor, der das gesamte Dasein mit einer Unzahl von niederen Gottwesen erfüllte. Jeder einzelne Mensch *), jede einzelne Familie hatte einen besonderen Genius, ebenso jede Stadt,

*) Die Frauen Roms nannten ihren Genius: Juno. Jede legte sich eine besondere Juno bei. Jeder feierte seinen Genius am Geburtstage.

jedes Land, jede Provinz, jeder Verein, jede Körperschaft. Dem Genius ward überall Huldigung und Kultus dargebracht, auf Märkten, im Theater, auf den Höhen, in den Thälern, an den Quellen, in den Warenläden, denn überall spürte der Mensch die waltende, schützende, erhaltende, hervorbringende Macht jener niederen Gottwesen und beständig ging in der religiösen Vorstellung des Menschen die Teilung der dem menschlichen Auge unerreichbaren einheitlichen Gottheit vor sich. Auch Menschen konnten zu Genien werden. Nachdem das römische Volk seit uralten Zeiten seinen eigenen Genius verehrt hatte, fing man schon bei Lebzeiten des Augustus *) an, dem Genius des letzteren ebenfalls einen Kultus zu widmen, der sogar von dem genannten Kaiser angeordnet wurde; anderen Kaisern, z. B. dem Markus Aurelius, geschah dasselbe. Dieser Genienkultus verlangte natürlich Darstellungen durch die Kunst. Auf dem Forum Romanum befand sich einst die aus vergoldeter Bronze angefertigte Statue, welche den Genius des römischen Volkes darstellte, und war die Darstellung solcher Stadtgenien im ganzen römischen Reiche allgemein. Es gab in Rom eine Künstlerzunft, welche nur Genienstatuen, sowohl kleine als große, herstellte und zweifellos besaßen alle größeren Städte des römischen Reiches solche Künstlerwerkstätten, in welchen Genien angefertigt wurden.

Daß nun der Genienglaube auch in israelitische Kreise drang, ist erklärlich und wird bewiesen durch das Buch Tobias, welches sicherlich, wie so manche andere jüdische Schrift der letzten Jahrhunderte vor Christo, aus einem solchen jüdischen Kreise hervorging, welcher eine Diasporagemeinde inmitten des Heidentums einer großen Stadt (Alexandria?) bildete. Der heidnische Genienglaube, so populär, so allgemein, so hold und tröstlich, fand im Judentum einen verwandten Anknüpfungspunkt, die Engellehre, und sehen wir deshalb, wie der fromme Verfasser ohne weiteres jenen Engelnamen Raphael **) erfindet, einen Namen, der in den

*) Siehe das erste Kapitel.

**) Das hebräische Wort Raphael bedeutet: Gott heilt. Dieser Name war in Israel als menschlicher Eigenname nicht ungebräuchlich, z. B. 1 Chron.

kanonischen Schriften des Alten Testamentes nie als Bezeichnung eines Engels genannt wird und dem Verfasser des Tobiasromans dazu dient, ein heidnisches Gottwesen (Genius) mit jüdischem Stempel zu versehen. Vielleicht steht die Sache auch so, daß der Verfasser des Tobiasromans den Namen Raphael in frommen jüdischen Kreisen schon vorfand, also nicht nötig hatte, für ein heidnisches Götterwesen einen jüdischen Namen erst zu erfinden. Daß dieser ins Judentum eingedrungene Glaube an Schutzgeister bei den Israeliten allgemein war, erhellt zweifellos auch aus Apg. 12, 15. Petrus, aus dem Gefängnis wunderbar befreit, klopfte nachts an die Thür der Mutter des Johannes Markus, wo viele betend beisammen waren. Eine Magd namens Rhode geht hin, die Thür zu öffnen, hört die Stimme des Petrus und wird so freudig erregt, daß sie, anstatt zu öffnen, zurückeilt, um den Versammelten die Freudenkunde zu melden. Keiner will der Magd Glauben schenken, man sagt zu ihr: „Du bist unsinnig“, und als die Genannte immer wieder behauptet, daß Petrus und kein anderer vor der Thür stehe, sagt man: „Es ist sein Engel“. Damit ist nichts anderes gemeint, als der nach heidnisch-jüdischem Volksglauben einem jeden beigegebene Schutzgeist (Genius).

Von einem aus palestinensischen Priestern und Schriftgelehrten bestehenden Kollegium ward im dritten Jahrhundert vor Christo der Kanon des Alten Testaments geschlossen, d. h. diejenigen Schriften zu einem Ganzen zusammengestellt, welche als heilig und normgebend angesehen wurden. Zu diesen kanonischen Schriften wurde das Buch Tobiae nebst den übrigen apokryphischen Schriften nicht mitgerechnet. Das Neue Testament bringt viele Citate aus dem Alten, aber nur solche aus den kanonischen Schriften, keine aus den Apokryphen, welche durch den Abschluß des Kanon dem öffentlichen Gebrauch entzogen waren. Die Kirche hat die zu einem Ganzen zusammengefaßten kanonischen Schriften des Alten Testamentes als kostbares Erbteil überkommen und bewahrt. Sie blieb

---

26, 7 und ebenso 9, 43. Als Engelname kennt ihn nur unser Tobiasroman.

trotz einigen Schwankens in den ersten Jahrhunderten bei dem Grundsatz, daß nur die Schriften des obengenannten hebräischen Kanons Dignität und Gültigkeit haben sollten. Die Synode von Laodicea in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts spricht dies klar und deutlich aus, auch der bekannte Kirchenlehrer Hieronymus (gestorben 420) will nur die im hebräischen Kanon überlieferten Schriften gelten lassen. Mit Augustinus trat eine andere Wendung ein, denn er war es, welcher die Apokryphen den kanonischen Schriften gleichstellte, also auch das Buch Tobiae den letzteren anreihte. Sein Ansehen hat aber keineswegs vermocht, den Apokryphen überall auch für die fernere Zeit das von ihm gewünschte Ansehen zu verschaffen, vielmehr hat die Ansicht des Hieronymus, daß die Apokryphen vom Kanon des Alten Testamentes auszuschließen seien, in allen Jahrhunderten des Mittelalters hervorragende Vertreter gefunden. Die Kirchen der Reformation verharrten bei jener Ausschließung der Apokryphen, die römisch-katholische Kirche dagegen hat durch die Beschlüsse des Tridentiner Konzils die Apokryphen in den Kanon aufgenommen, dieselben also an Wert den kanonischen Schriften gleichgestellt, es sind die alttestamentlichen Apokryphen: Tobias, Judith, Makkabäer, Baruch, Jesus Sirach und die Weisheit Salomonis. In der Sessio IV der Beschlüsse des „Sacrosancti Concilii Tridentini“ lesen wir das Verzeichnis der dem öffentlichen kirchlichen Gebrauch dienenden heiligen, als göttlich zu betrachtenden biblischen Schriften, „welche, vom heiligen Geist diktiert, in ununterbrochener Folge in der katholischen Kirche verwahrt sind und welche sie mit gleicher Liebe, mit gleicher Ehrfurcht annimmt und verehrt“. Hiernach also hat in den Augen der Kirche der Tobiasroman denselben Wert, wie z. B. die Psalmen und die Briefe Pauli. Wenn also die Kirche ein Dogma begründen will, so bedient sie sich ebenso des Tobiasromans, wie des Neuen Testaments. Wer anders denkt und handelt: Anathema sit! (der sei verflucht).

Aus dem Buch Tobiae begründet die römische Kirche den Kultus des mythischen Schutzgeistes Raphael und bewahrt damit ein Stück echten, uralten Heidentumes. Zwar giebt es keinen

förmlichen Lehrsatz, wodurch dieser christianisierte Genienkultus sanktioniert wäre. Derselbe ist aber faktisch vorhanden, hat, wie oben gezeigt, durch öffentliche kirchliche Handlungen, durch Bauwerke, Statuen, Feste, sowie durch kirchliche Reden genügende Sanktion bis auf den heutigen Tag. Der Genienkultus in Süditalien gehört freilich nicht zu denen, welche großartigen Pomp und Feuerwerklärm verursachen, steht also in dieser Hinsicht weit unter dem Kultus der mächtigen St. Anna, des Taumaturga St. Gennaro und anderer Gottheiten. Wir haben hier wieder ein Beispiel, welches lehrt, daß man die römische Kirche nicht nach den Lehrbestimmungen des Sacrosancti Concilii Tridentini, sondern nach ihrer Praxis beurteilen muß. Ob sich im katholischen Teil Deutschlands der christianisierte Genienkultus findet, ist mir nicht bekannt, in Rom tritt derselbe wenig hervor.

Von Geistern des Wassers und des Waldes redet bis auf den heutigen Tag der Volksglaube Calabriens. Man nennt dort ein solches Geistwesen Fata (Fee?) und wir haben hier offenbar eine Reliquie des Genienglaubens. Gute Geister sind diese Fate, ebenso wie die heidnischen Genien, sie bringen Glück, sie fördern die Kraft, wie jene. Der Name „Genien“ ist vergessen, die Sache ist geblieben. Dabei aber sei bemerkt, daß der Name uralter Götter keineswegs vergessen ist. Eine schöne Frau Calabriens wird noch heute als Venus bezeichnet, oder auch als Sirene, nicht selten als Diana. Auch den Namen Cyklop hat man in Calabrien nicht vergessen und jedermann weiß dort, daß das Wort Cicruopo einen mißgestaltenen Menschen bezeichnet. Den calabrischen Müttern gilt es als ein buon augurio, wenn ein Schmetterling die Wiege des schlafenden Kindes umflattert *), denn in dem fliegenden Tierlein naht sich ein guter Geist (Genius). Mit dem Genienglauben hängt der in ganz Süditalien verbreitete Geisterglaube zusammen. Als die Kirche die heidnischen Götter zu bannen trachtete, leugnete sie dieselben nicht, sondern verwandelte sie in böse Dämonen. Dies hat in Süditalien insofern keinen durchschlagenden Erfolg gehabt, als die Kirche die Genien christlich

---

*) Siehe das zweite Kapitel, Schlangenverehrung.

stempelte, eine Wirkung aber hatte die erwähnte Lehre der Kirche doch insofern, als sie einen Zwiespalt in die Gemüter brachte. Man gab den christianisierten Heiden christliche Genien, wo aber blieben die unzählbaren heidnischen Genien? Als zu fürchtende Wesen hausen sie jetzt in Feld und Flur, im Wald, im Meer, an den Quellen. Wenn der Mond sein mildes Licht über die Erde gießt, treiben die Geister ihr Spiel, man hüte sich vor solchen Genien! Man hüte sich vor den Geistern, die im Meere wohnen, man schlage ein Kreuz, ehe man ins Wasser steigt, um zu baden, denn die Genien der Heiden leben als schädliche Götter weiter. Glaubt nicht, daß sie verschwunden sind, die Götter dieser Fluren!

Eine merkwürdige Übereinstimmung zeigt sich in dieser Hinsicht zwischen Süditalien und Griechenland, eine Thatsache, die jedem sich leicht erklärt, welcher bedenkt, daß Süditalien einst gänzlich hellenisiert war und in derselben Zeit wie Griechenland äußerlich christianisiert wurde. Vielleicht ist der Geisterglaube, in welchem auch der Genienglaube weiterlebt, dort bei den niederen Volksmassen noch klarer ausgeprägt, als in Süditalien. Auch in Griechenland haben wir es in dieser Hinsicht meistens mit schädlichen überirdischen Gewalten zu thun, die ursprünglich den entgegengesetzten Charakter hatten und erst durch den Bann der Kirche die Rolle schädlicher Gewalten angewiesen erhielten. Die Genien der Quellen und Brunnen waren in heidnischer Zeit gute Gewalten, in der Zeit des christianisierten Griechenlands aber erhielten dieselben den Charakter böser Mächte. Solche Geistmächte (böse Genien) hausen nach hellenischer Vorstellung überall.

Ob nun in Griechenland sich auch der spezielle Raphael-Geniuskultus findet, ist mir nicht bekannt.

Ein interessantes Dokument über die römisch-katholische echt heidnische Schutzengellehre ist soeben an die Öffentlichkeit gelangt, nämlich ein Gebet des bekannten Silvio Pellico an seinen Schutzengel. Der genannte Freiheitsmärtyrer schmachtete lange als Gefangener in den Kerkern des Spielbergs. Eine in Neapel täglich erscheinende klerikale Zeitschrift schrieb kürzlich über ihn wörtlich also: „Silvio Pellico kehrte als Katholik aus dem Gefängnis des Spielbergs zurück. In dem Jammer seiner Gefangenschaft redete

der Himmel mit ihm. Er vergaß die heillosen Täuschungen menschlicher Freundschaft und suchte Freundschaft im Himmel. Einer von diesen wahrhaft treuen Freunden war sein Schutzengel (l'Angelo suo custode) *). Dieser milderte die Leiden des Gefangenen und Silvio Pellico ehrte jenen seinen Schutzengel bis an sein Lebensende mit folgendem Gebet, dessen Manuskript von Padre Clemente Burdizzo verwahrt wird. Wir veröffentlichen dasselbe, damit gute Katholiken in den Besitz dieses Schatzes gelangen."

Jetzt folgt das Gebet. Wir bringen es in genauer Übersetzung.

„Mein guter Schutzengel, laß dich herab und setze mich, während ich schlafe, unter die Obhut der allerheiligsten Jungfrau. Verfüge über alle Kräfte meines Daseins. Opfere die Kräfte meiner Seele dem Padre Eterno, die Gefühle meines Herzens dem Herzen unseres Herrn Jesu Christi, alle Gedanken meines Geistes dem tröstenden heiligen Geist, damit sie von ihm gelenkt werden. Ich wünsche, daß alle Regungen (palpiti) meines Herzens ebenso viele Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Reue (contrizione) seien, und daß also während dieser Zeit, in welcher es mir unmöglich ist, zur Ehre Gottes zu arbeiten, alles, was ich von ihm empfangen habe, der heiligen Trinität zum Opfer dargebracht werde. Amen." (Cosi sia.)

Ob nun Silvio Pellico, der Verfasser des vielgelesenen Buches: Le mie prigioni, jenes Gebet verfaßt hat oder nicht, ist für uns gleichgültig. Jedenfalls erhellt aus diesem Artikel der Libertà cattolica, daß ein buon cattolico an Schutzengel glaubt, denn zum Beweise dafür, daß Pellico auf dem Spielberg katholisch geworden, wird die angebliche Thatsache angeführt, daß er sein Gebet an seinen Schutzengel richtete. Aus jenem Berichte geht aber auch hervor, daß es nach katholischer Anschauung nicht nur einen Schutzengel namens Raphael, sondern viele namenlose Wesen dieser Art giebt. Pellico ruft seinen eigenen Schutzengel an, ein anderer Katholik ebenso seinen eigenen. Es giebt also ebenso viele Schutzgeister als Katholiken, und ist jenes angebliche Gebet des

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

Pellico ein unumstößlicher Beweis für das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum *).

Dabei dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß der Anfang des von Pellico verfaßten Gebetes dem zu Anfang erwähnten Gebet des Nestor sehr ähnlich ist, welches dieser letztere an den Angelo Custode des Telemach richtet. Das Gebet des Pellico beginnt: Degnate offrire u. s. w. In diesem Worte degnate liegt dasselbe, was Nestor meint, wenn er sagt: „Sei uns hold". Dies ersieht jeder leicht, welcher das griechische Wort des Homer kennt. — Degnare bezeichnet wie letzteres die gnädige Herablassung. — Ähnlich wie der Katholik Pellico, redet auch der Heide Äneas seinen Angelo Custode an. — Äneas, nach Afrika verschlagen, begegnet wie Tobias einer geleitenden Gottheit, nämlich der Venus, welche ihm ebenso in Verkleidung entgegentritt, wie der mythische Raphael dem Tobias. Äneas aber ahnt ein höheres Wesen in der ihm begegnenden Person und fleht: „Wer du auch bist, sei gnädig und schaff uns leichter die Arbeit". Äneis I, 330. Nachdem Venus ihres Schutzengelamtes gewartet, giebt sie sich als göttliches Wesen zu erkennen, wie Raphael dem Tobias.

„Sprach's und wendete sich, da erglänzte ihr rosiger Nacken
Und den ambrosischen Locken entatmete süß von dem Scheitel
Göttlicher Duft, tief floß das Gewand von den Füßen hinunter
Und ganz Göttin erschien in dem Gange sie." — —

Ein Angelo Custode oder Genius wird ebenfalls erwähnt in der Biographie der St. Maria Francesca, einer großen Heiligen Neapels, welche den Beinamen trägt: Delle cinque piaghe (der fünf Wunden). Ihr Leben ist beschrieben von dem Kanonikus Palmieri, Lektor der Philosophie, und von der Kirche approbiert. Auf Seite 9 lesen wir: „Der Angelo Custode, der ihr nie seinen Schutz mangeln ließ, erschien ihr sichtbar und machte sie tauglich, die teuflischen Versuchungen zu besiegen, indem er ihr

*) Da die römisch-katholische Kirche behauptet, daß die Protestanten außerhalb der Kirche stehen, also keine Christen sind, so wird sie schwerlich denselben hilfreiche Schutzgenien beigesellen, vielmehr behaupten, daß sich letztere unter Führung böser Genien befinden.

als Schutz die erhabenen Namen Jesus und Maria gab. St. Francesca hielt sich so hoher Himmelsgunst für unwert."

Vom Genienkultus handelt die zweite Elegie im zweiten Buch der Lieder des Tibullus.

„Nahe der Genius selbst, ein Zeuge der eigenen Feier,
Zart umschlinge der Kranz ihm das heilige Haar.
Ihm von den Wangen herab soll träufeln der lautere Balsam."

Vom Genius sagt der Dichter, daß er gerne jede Bitte erfülle, also auch die, wenn ein Freund des Dichters um die dauernde Liebe seiner Gattin flehe. „Bitte, so wird dir gewährt." —

Einen solchen persönlichen Schutzgenius finden wir auch Odyssee 13, 220 ff. Odysseus ist schlafend an der Küste seiner Heimatinsel Ithaka angelangt. Da naht ihm als Genius dieselbe Gottheit, welche wir zu Anfang dieses Kapitels kennen lernten: Pallas Athene, wie immer in Verkleidung.

„Einem Jüngling gleich an Gestalt, der hütet des Wollviehs,
Zart und lieblich an Wuchs, wie der Könige Kinder einhergehn,
Stattliches Doppelgewand auch trug sie gehüllt um die Schultern,
Sohlen an glänzenden Füßen zugleich, in den Händen den Wurfspieß.
Froh war Odysseus, jene zu schaun und ging ihr entgegen."

Trotz der Verkleidung erkennt Odysseus die Göttin und diese sagt ihm, daß sie sich seiner annehme, weil er mildredend, fertigen Sinnes und enthaltsam sei. Wir erinnern hier daran, daß auch der Engel Raphael als Belohnung für die Tugend des alten Tobias den Sohn des letzteren hilfreich begleitet. — Kaum hat Odysseus die Göttin erkannt, da richtet er an sie ein Gebet, welches beginnt (Odyssee 13, 229):

„Sei mir gegrüßt und nahe mir ja nicht feindlichen Herzens,
Sondern erhalte mir jenes und mich, denn wie einem der Götter
Fleh' ich zu dir und umfasse die teuren Kniee mit Demut."

Auch hier finden wir dem Sinn nach wieder, was Pellico zu Anfang seines Gebetes sagt: „Degnate!"

Verfasser hörte einen sacro oratore die Lehre von den Angeli Custodi verteidigen, wobei besonders auf die poetische Seite dieser

Lehre hingewiesen wurde. Wir haben bereits dies Moment bereitwillig zugestanden und gezeigt, wie jene Anschauung im Buch des Tobias, in der Odyssee, in der Äneis dichterische Verwendung gefunden. In der Religion ist aber nicht poetische Schönheit, sondern Wahrheit die Hauptsache. Als Christus seinen Aposteln den heiligen Geist verhieß, fügte er hinzu: der wird euch in alle Wahrheit leiten. Er sagte also nicht: Er wird euch Dinge lehren, welche poetisch schön und für Dichter brauchbar sind. Die römische Kirche besitzt und benutzt noch andere Dinge, welche ebenfalls poetisch schön sind. Wer wollte der Sage von der heiligen Cäcilia den poetischen Wert absprechen? Eine spätere Legende erzählt, daß sie vor ihrem Todesgange das Lob Gottes unter Orgelbegleitung sang und dann das Orgelwerk zertrümmerte, damit es keinem unheiligen Werke diene. Das ist Stoff für den Dichter, wie es den Meister der Maler zu einem allbekannten Bilde begeisterte. Bei aller poetischen Schönheit ist die heilige Cäcilia ein Mythus. Wenn es auf poetische Stoffe ankommt, so bietet die hellenische Mythologie ungleich mehr, als die Mythologie der römisch-katholischen Kirche mit allen ihren Heiligenheroen und allen Angeli Custodi. Ein unsterbliches Produkt des tiefreligiösen, heidnischen, hellenischen Geistes ist das von religiösem Sinn getragene Epos der Odyssee. Haben die „Heroen" der römischen Kirche jemals einen römisch-katholischen Dichter zu einem Epos begeistert? Am Gedächtnistage der heiligen Cäcilia geschah in einer protestantischen Stadt (London) die erste Aufführung des Messias, jenes von einem protestantischen Meister komponierten musikalischen Epos. Rom, die Stadt der heiligen Cäcilia, hat die Wunderklänge eines solchen Epos nie vernommen, Rom besitzt nur die angeblichen Totengebeine jener angeblichen Heroin, Rom besitzt nur ihr angebliches Grab, wo man murmelt: Ora pro nobis! Hat die römische Kirche mit aller ihrer Heiligenmythologie einen Stoff aufzuweisen, welcher sich an Tiefe, Reichtum und Ernst der allbekannten heidnischen Prometheussage an die Seite stellen ließe? — „Der Menschheit Künste sind Prometheus Werk." Weil er den Menschen ein Wohlthäter war, hat Götterneid sich gegen ihn gewendet und ihn an den Kaukasus geschmiedet. „Die Menschheit

trägt dein Trauerschicksal mit." Dem Prometheus, dessen Leid den Zustand der Menschheit darstellt, winkt Erlösung:

„Und nicht ein Ende hoffe deiner Qualen,
Bevor der Götter einer dir erscheint,
Bereit, in Hades Nacht für dich zu steigen,
Zum tiefen Nebelschlund des Tartarus."

Die Prometheussage fand durch Äschylos ihre dichterische Gestaltung; hat aber irgendeine der römisch-katholischen Heroensagen einen Äschylos gefunden? Die Lieder, mit denen St. Paulinus in Nola seinen heiligen Felix verherrlichte*), liegen im Staub großer Bibliotheken begraben, wie viele Sänger haben sich im Lauf der fünfzehnhundert seit Paulinus verflossenen Jahre durch die römisch-katholische Heroensage zu Liedern begeistern lassen? Seht doch, ihr Dichter, jene unabsehbare Reihe von Heroen! Dort ein Labre, welcher die Seife haßt und das Ungeziefer liebt, hinter ihm bleiche Asketen, gegeißelte Kapuziner, halbverhungerte Einsiedler. Wäre da nicht Stoff zu einem Epos? Seht, ihr Dichter, eine unabsehbare Reihe von Zauberern und Wunderthätern, welche Aale erwecken, wie Egidio, und ohne Flügel fliegen, wie Giovanni Copertino, Wunderthäter, welche mit einem Stücklein ihres Rockes Tote erwecken und Kranke gesund machen! — Findet sich kein Dichter, der diese Heroen verherrlicht? Dort eine unabsehbare Reihe von Weibern, Heroinnen, von Fasten krank, in Verzückung die Augen verdrehend, überspannt und geistesgestört, wie eine heilige Theresa, von freiwilligen Ketten zermartert, wie die heilige Francesca, oder gar im Herzen die Marterwerkzeuge Christi tragend, wie Kl. di Montefalco. Auch hier kein epischer Stoff für eine Dichtung? — Die Dichter wenden sich ab und die römische Kirche wartet vergebens, daß der Aalerwecker seinen Homer, die heilige Theresa ihren Virgil, oder der fliegende G. di Copertino seinen Klopstock finde.

Wenn die römische Kirche die poetische Schönheit ihrer echtheidnischen Schutzengellehre betont, so vergißt sie dabei, welchem Zwecke diese Schutzgenien, St. Raphael an der Spitze, dienen. —

*) Siehe Teil I, Kapitel III dieser Schrift.

Der Mensch braucht diese Schutzgeister, mögen sie nun, wie früher den heidnischen Namen Genien, oder wie jetzt, den christlichen Namen Angeli Custodi tragen, für rein materielle Zwecke. Religion ist nach katholisch-heidnischer Anschauung Kultus, letzterer giebt überirdischen Wesen Ehre und diese wird von den verschiedenen Gottwesen durch Schutz, Geleit und Hilfe in irdischen Angelegenheiten vergolten. —

Als Leo XIII. anno 1888 sein Jubiläum feierte und bei diesem Anlaß die geöffneten Schleusen eine trübe Flut der ekelhaftesten Schmeichelei einherströmen ließen, nannte man den jetzigen Papst: Genius der Kirche und des Christentums. Man ist im Vatikan so geistesarm, daß man selbst für das Werk der Schmeichelei bei den Heiden borgen muß. Das römische Volk verehrte, wie bereits bemerkt, einst seinen eigenen Genius, den Genius publicus, der als Schutzgeist betrachtet wurde und dessen vergoldete Statue man auf dem Forum erblickte. An die Seite dieses Genius publicus trat dann der Genius des Kaisers, gleichfalls das Lebensprinzip und die Schutzmacht des Reiches. Diese echt heidnische Anschauung wird auf das Papsttum übertragen, der Kaiser schützender, belebender Genius des römischen Reiches, der Papst schützendes Lebensprinzip der römischen Kirche.

Das ist das Wesen der römischen Kirche: An heidnischen Fabeln so reich, an christlicher Wahrheit so arm.

Viertes Kapitel.

Die große Mutter.

„Und kein Volk wetteifert so sehr in deiner Verehrung."
Virgil.

Am Rande des Apenninen=Hochthales von Avellino, dessen Gebiet für Neapel die besten Nüsse und die besten Ammen liefert, erhebt sich der stattliche und steile Monte Vergine, von dessen Höhe das in einer nach Osten gerichteten Einsattelung erbaute Kloster gleichen Namens niederschaut. Vor Jahrtausenden lag an derselben Stelle ein heidnischer Tempel, Wallfahrtsort bis in die späteste Kaiserzeit. Dann vereinsamte und verfiel jenes Heiligtum, weltflüchtige Eremiten fanden dort Herberge und bald entstand auf jener heiligen Höhe ein Kloster, „an Ehren und an Siegen reich".

Unter den Klöstern Italiens ragen Monte Cassino, Monte Vergine und St. Trinitá della Cava hervor. Äußerlich betrachtet, schaut sich ersteres wie eine stolze Ritterburg, das zweite wie ein unzugänglicher Adlerhorst, das dritte wie Dornröschens verborgenes Zauberschloß an. Den Benediktinern gehören sie alle drei. Monte Cassino, das älteste Kloster des Abendlandes, steht in seiner Art einzig da; den Primat macht ihm niemand streitig. Als an Bedeutung ihm am nächsten kommend muß Monte Vergine bezeichnet werden. Etwa zehn Meilen von Neapel entfernt liegt die freundliche Stadt Avellino, von einem Gebirgskranz in weitgedehntem Kreise umschlossen, in welchem, etwa ein Stündchen von genannter Stadt entfernt, derjenige Berg am höchsten ragt, den die Alten

Mons Parthenius nannten, die Jetztzeit in wörtlicher Übersetzung Monte Vergine, Jungfrauenberg. Kegelförmig gebildet, hat derselbe auf seiner Spitze eine Einsattelung mit Rückenlehne nach Süden, und jene Einsenkung ist, wie von dem Horst eines Adlers, von den Baulichkeiten des genannten Klosters erfüllt.

Von Avellino aus sahen wir letzteres vom Morgenstrahl gerötet und wanderten dann zum Fuß des heiligen Berges, wo das Städtchen Mercogliano liegt, welches seinen Namen von Merkur empfing, auf dessen Tempelstätte sich die dortige Kirche befindet. Unterwegs kamen wir an der stattlichen Residenz des Abtes vorbei, welcher den größeren Teil des Jahres hier unten am Fuß des Berges zu wohnen pflegte, wo einst die wichtigsten Dokumente und litterarischen Schätze des Klosters bewahrt wurden, die sich nun schon längst in den Archiven und Bibliotheken Neapels befinden. An derselben Stelle, wo jetzt hoch oben das eigentliche Kloster steht, war zur heidnischen Zeit ein Heiligtum der „großen Mutter“ Rhea Kybele, derjenigen Gottheit, deren Kultus sich am längsten unter allen römischen Kulten erhielt. Als die ersten Einsiedler in jener einsamen Höhe sich niederließen, fanden sie dort den genannten Tempel im Verfall, wie einst St. Benedikt auf Monte Cassinos Höhe einen Apollotempel vorfand, und als man auf dem Mons Parthenius ein Kloster gründete, ward manches Baustück des Tempels für den Aufbau verwendet*). Die Chronik des Klosters nennt als dessen ersten Gründer den heiligen Wilhelm von Vercelli (1119). Ihm ward nach der Legende eine Erscheinung des Heilandes, der ihm jenen Bau zu Ehren Marias auftrug und den Befehl erteilte, daß „zur größeren Verehrung der Gottesmutter“ daselbst nur Fastenspeisen genossen werden sollten.

Schon gegen Ende jenes Jahrhunderts erfolgte auf dieser Höhe die Einweihung einer prächtigen Kirche, und schnell wuchs das Ansehen des Heiligtums. Päpste begabten das Kloster mit geist-

---

*) Zwei Porphyrsäulen im Eingang zum Chor der Kirche stammen nachweislich aus dem erwähnten Tempel der „großen Mutter“. Es sollen auch noch Reste einiger Götterstatuen dort sein. Ich habe sie nicht gesehen. Eine Marmorstatue der magna mater im Museum zu Neapel stammt nicht von Monte Vergine.

lichen Schätzen und Vorrechten, stellten es unmittelbar unter ihren Schutz, Kaiser, Könige und Fürsten schenkten Privilegien und Grundstücke, und dasselbe wetteiferte an Reichtum mit Monte Cassino. Der Glorienschein der Heiligkeit umleuchtete jenen Berges=gipfel, wie die Häupter der Mönche, welche das strenge Fastengebot des Stifters treu befolgten, weshalb Papst Lucius III., als er jenes Kloster besuchte, sagte, er achte dafür, daß das Leben der Mönche mehr dem der Engel als der Menschen ähnlich sei. Weit und breit genoß das Heiligtum das höchste Vertrauen, und wie man früher in Göttertempeln wichtige Privatdokumente 2c. nieder=legte, so that man es jetzt in Monte Vergine.

Groß war und ist der Reliquienschatz des Klosters, welches lange Zeit hindurch die angeblichen Gebeine des St. Gennaro barg*), den die Mönche anno 1497 „mit Thränen“ scheiden sahen, indes einen Teil des Schädels behielten. Seit 1807 be=saß das Kloster die angeblichen Reliquien des heiligen Wilhelm, vom Kloster Guleto dahin gebracht, ein Ersatz für St. Gennaro.

Über ein Jahrhundert (bis 1601) hatte das Kloster schwer durch das sogenannte Kommendenwesen zu leiden, jenen Mißbrauch, der darin bestand, daß Pfründen von Kirchen und Abteien als Benefizien denen übergeben wurden, die nicht die Pflicht der per=sönlichen Verwaltung jener Ämter hatten. Damals ward die Disziplin in dem Kloster gelockert, der größere Teil der Güter verschleudert, die Renten auf ein geringes reduziert. Bald aber erblühte dasselbe wieder zu neuem Glanz, übte seine seit Jahr=hunderten bekannte Wohlthätigkeit, sammelte Reichtümer an litte=rarischen Schätzen, pflegte die Wissenschaften, empfing von neuem reiche Gaben und erfreute sich besonderer Protektion der bourbo=nischen Könige. Ferdinand II. gestattete den Mönchen, im ganzen Königreich zu kollektieren, damit ein fahrbarer Weg bis zur Höhe des Klosters hergestellt werde. In der That ist ein solcher trotz der großen Schwierigkeiten mit ungeheueren Kosten fast bis zur halben Höhe hergestellt worden. Wallfahrtsort war Monte Vergine, als zur Römerzeit die „große Mutter“ Rhea Kybele dort oben

*) Siehe das neunte Kapitel des ersten Teiles.

ihren Wohnsitz hatte. Wallfahrtsort ist es geblieben zur christlichen Zeit bis auf diese Stunde; denn noch jetzt thront daselbst eine „große Mutter", nicht mehr Rhea Kybele, sondern Maria. Der Name ward geändert, die Sache blieb dieselbe.

Der bis zum Kloster hinaufführenden, nur für Fußgänger und Saumtiere bestimmten uralten Pilgerstraße, auf der man fast immer über Geröll und spitzes Kalkgestein im Zickzack und in Windungen den Weg in drei Stunden vollendet, möchten wir gern alles Böse nachsagen, wenn nicht die immer prachtvoller sich entfaltende Aussicht alles Leid vergessen ließe, und wenn nicht der Gedanke, daß diesen Weg Kaiser, Könige, Fürsten, Päpste, Kardinäle und viele andere hohe Herren gewandelt, die Schwierigkeit des Steigens erleichterte. Der Berg ist zum Teil mit Kastanienunterholz bewachsen; burgähnlich aufeinander getürmt ragen die stolzen Felszacken daraus hervor; Ginstergebüsch wechselt mit Blumengefilden. Diesen Weg ziehen in der Nacht auf Pfingsten die Pilgerscharen, über 50000 Personen aus allen Teilen des früheren Königreichs Neapel. Die zweite Pilgerfahrt findet in der Woche vor und nach dem 8. September (Mariä Geburtstag) jedes Jahr statt, und wenn in der Pfingstzeit die Stadt Neapel mit nächster Umgebung das Hauptkontingent stellt, so kommen im September die Pilgerscharen aus einem Umkreise, dessen Durchmesser etwa 50 deutsche Meilen beträgt, wobei man sich Monte Vergine als Mittelpunkt zu denken hat. Die Zahl der Septemberpilger ist größer, als die Zahl der Pfingstpilger und läßt sich im allgemeinen sagen, daß die Pilgerscharen sich in den letzten zehn Jahren bedeutend vermehrt haben. Die g r o ß e M u t t e r auf jener heiligen Höhe behauptet ihr Ansehen, obgleich ihr seit zehn Jahren in der Madonna von Pompeji eine gefährliche Konkurrenz erwachsen ist. Daß die „große Mutter" in ihrer Felsenburg von Monte Vergine sich siegreich behauptet, hat sie ihrem hohen Alter zu verdanken. Dort oben setzt sich der römisch-heidnische Kultus der großen Mutter Rhea Kybele, magna mater im ganzen Altertum genannt, fort und diese „g r o ß e M u t t e r" ist bekanntlich älter, als die erst zur Kaiserzeit in Italien, speziell in Pompeji, allgemein verehrte Isis, deren Kultus auch in dem berühmten Heiligtum der Madonna in Neupompeji weiterlebt.

Wer den Monte Vergine hinauf pilgert, sieht an den Weges-seiten Ginsterbüsche und in denselben Knoten. Sie sind das Werk von jungen Pilgerinnen. Gelingt es einer solchen, im Vorbei-gehen mit der rechten Hand aus einem solchen Büschel einen Knoten zu drehen, so ist sie der Treue ihres amante (Geliebten) gewiß und darf annehmen, daß im Lauf des Jahres die Hochzeit sein wird. Um letztere zu erflehen, wallte sie hinauf zur „großen Mutter" mit Gaben und Gelübden. Die letzte Wegstrecke bietet freundlichen Schatten stattlicher, im Schutz des Bergrückens ge-pflanzter Buchen, und zwei Prachtexemplare dieses den deutschen Wanderer heimatlich grüßenden Baumes erfreuen das Auge auf dem weiten Platz vor dem Klosterthor. Was die Klosterhöhen Süditaliens dem menschlichen Auge bieten, gehört zu dem Schönsten, was ein Menschenauge auf Erden schauen kann. Wir erstiegen den höchsten Bergrücken, welcher westlich die nach Osten sich öffnende Klosterschlucht bedeutend überragt. Ein Stücklein näher ist man dort dem Himmel, und ein Stück Himmel, „auf die Erde gefallen", liegt uns dort zu Füßen. „Wie viele Pilger kamen das letzte Mal zu dieser Madonna?" fragten wir den Mönch, der uns mit strahlendem Angesicht dies Bild zeigte. „Es war eine immensa folla, etwa 50000 bis 60000." Sein Angesicht wurde noch strahlender und seine Hände rieb er teils vor Freude, teils vor Frost; denn auf dieser Höhe war es in der Kirche bitterkalt. Wir betraten die Zimmer des einstigen Abtes, der Bruder Mönch öffnete die Fenster: „Ecco, Signori!" — Da lag sie, die wunderbar schöne Bergeswelt im vollen Sonnenglanz des heitersten Himmels, zu unseren Füßen das fruchtbare Thal, links Benevento in duftiger Ferne, und wir dachten an König Manfred, den schönen Hohen-staufensohn, der dort Schlacht und Leben verlor, dessen Schätze man nach Avellino brachte, wo ein stolzer Günstling des siegreichen Karl von Anjou sie mit Fußtritten in drei Teile teilte.

Die Baulichkeiten des Klosters Monte Vergine haben nicht jenen grandiosen Charakter, den wir im Kloster Monte Cassino finden, auch nicht das Gepräge künstlerischer Schönheit, welches in den stilvollen Säulenhöfen des letzteren uns entgegentritt, über-raschen aber durch ihre große Ausdehnung. Während Monte

Cassino durch ein frisches Menschenleben erfreut, weil sich dort eine Lehr= und Erziehungsanstalt (Pensionat) für 140 Knaben und Jünglinge befindet, sind die Hallen und Gänge von Monte Vergine still und öde; denn nur vier Benediktinermönche leben hier, und zwar, wie sie behaupten, nach ihrer Ordensregel. Im hohen Grade überrascht in dieser Bergeswildnis die Klosterkirche, eine gewaltige Pfeilerbasilika, in ihrer jetzigen Gestalt dem siebzehnten Jahrhundert angehörend, inwendig mit bunter Marmorpracht überladen, welche auf denjenigen abstoßend wirken muß, der soeben die feierlich ernste Gebirgswelt in ihrer schlichten Größe geschaut hat. Die Statuen der Kirche sind ohne Interesse, bedeutsamer ist ein antiker Marmor=sarkophag, der an König Manfred, den Sohn des großen Hohen=staufen Friedrich II., erinnert. Vater und Sohn verehrten das Kloster, und letzterer hatte sich dasselbe, sowie jenen Sarg zur Ruhestatt erlesen, fand aber sein Grab bei Benevent, wo sein un=edler Feind, Konradins Mörder, Karl Anjou, ihn verscharren ließ. In einem Nebenraum der Kirche sieht man unter Glas den Leich=nam des Mönches Fra Giulio, welcher auf seinen Wunsch in der Marienkapelle bestattet wurde, und dessen Körper sich angeblich nach einigen Jahren unverwest vorfand und bis heute erhalten hat. Der uns führende Mönch sagte: „Dies prodigio dauert nun zwei Jahrhunderte. Iddio è sempre mirabile ne' servi suoi*).“ Der angebliche Leichnam hat mit einer Wachsfigur frappante Ähnlichkeit. Noch heute bestehen die Ablaßschätze, mit denen mehrere Päpste diese Kirche begabten, und unter den Seitenaltären sind sieben, welche dieselben Privilegien in dieser Hinsicht besitzen, wie gewisse Altäre in St. Peter zu Rom.

Das eigentliche Kleinod des Klosters befindet sich in einer mit buntem Marmor gezierten Seitenkapelle, ein altes wunderthätiges Marienbild. Unser Führer zog den Vorhang hinweg und wir er=blickten die überlebensgroße Gestalt der magna mater, über ihrem Haupte die im vorigen Jahrhundert vom Vatikan geschenkte drei=fache Goldkrone. Das Haupt ist leicht geneigt, der Mund klein,

*) Gott ist stets wunderbar in seinen Knechten. — Dieser Satz wird von der römischen Kirche oft citiert. —

die Nase lang, die Augen etwas geschlitzt, dabei aber, obgleich ein byzantinischer Typus nicht zu verkennen, ist dies Angesicht keineswegs starr und leblos, sondern zeigt den Ausdruck hoher Würde und herablassender Milde. Ihr Anblick rief uns die berühmte Madonna von Cimabue in der Kirche St. Maria novella in Florenz ins Gedächtnis, jenes Bild, welches zuerst aus den Schranken byzantinischer lebloser Steifheit heraustrat und bei seiner Vollendung im dreizehnten Jahrhundert mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, weil es den Anbruch einer neuen Kunstentwickelung ahnen ließ. Wer diese beiden Bilder vergleicht, für den ist kein Zweifel, daß das Bild von Monte Vergine eben jener Zeit entstammt. Schwärzlich ist das Angesicht der „großen Mutter“, und darum heißt diese Madonna im Munde des Volkes: Mamma Schiavona, am besten mit Mohrenmutter zu übersetzen; denn Schiavona ist: die große Sklavin, und letztere ist in der Volksanschauung mit Mohrin identisch. Aus demselben Grunde, also wegen der dunklen Farbe, wird ein altes Kultusbild der Madonna, welches angeblich vom Berge Carmel nach Neapel gekommen ist und dort seit sechshundert Jahren als miraculosa verehrt wird, die braune Mutter vom Volk genannt.

So viele eigentliche Kultusbilder der Madonna man in Süditalien auch sehen mag, man wird die Gesichtsfarbe fast immer schwärzlich oder schwarzbraun finden. Nicht jedes beliebige Bild der Madonna kann ein Kultusbild, d. h. Gegenstand der Anbetung sein. Die Madonnenbilder Raphaels und anderer großer Meister sind nie Kultusbilder gewesen, haben nie Wunderkräfte besessen, werden nie Rang und Bedeutung einer magna mater von Monte Vergine erlangen. Denn nicht die Meisterschaft des Künstlers stempelt ein Madonnenbild zum Kultusbild, sondern vor allen Dingen das hohe Alter. Letzteres aber ist erweisbar und kenntlich, wenn das Bild durch Alter gedunkelt ist und den traditionellen Typus alter Malerei in seinen Gesichtszügen an sich trägt. Man kann daher sagen: je schwärzer, je steifer, je häßlicher ein Madonnenbild ist, desto mehr hat es Aussicht, eine Madonna miraculosa zu werden. Natürlich kommt es nicht darauf an, daß das Bild wirklich jenes hohe Alter besitzt, sondern darauf, daß das Volk ihm dieses erforderliche hohe Alter beilegt.

Zu denjenigen Madonnenbildern, welche ihre dunkle Gesichtsfarbe nicht durch hohes Alter, sondern durch den Pinsel des Malers von vornherein besessen haben, gehört unzweifelhaft die Mamma Schiavona von Monte Vergine. Der Volksglaube aber hält dieselbe für ein vom heiligen Lukas in Jerusalem gemaltes Bild, eine Legende, welche von den Bollandisten *) gerade inbezug auf dieses Gemälde als historische Wahrheit mitgeteilt wird. Ist nun dasselbe durch die Autorschaft St. Lukas' gleichsam kanonisiert, so fehlen auch nicht besonders merkwürdige Umstände, welche das Kloster in den Besitz jenes wunderthätigen Bildes gebracht haben. Soll ein Madonnenbild nämlich Gegenstand der Verehrung werden, so dürfen in dem Glauben des Volkes solche Thatsachen nicht fehlen, welche erkennen lassen, daß die Madonna selbst oder irgendeine höhere Fügung zum Besitz des Bildes verholfen habe; letzteres muß sich also insofern als Himmelsgabe erweisen lassen. Dies haben wir bei allen wunderthätigen Madonnenbildern Neapels und überhaupt in zahlreichen großen und kleinen Orten Süditaliens gefunden. Bald hat die Madonna selbst durch Träume und Erscheinungen den Ort angezeigt, wo man ihr Bild finden werde, bald hat man dasselbe an Stellen entdeckt, von denen man annahm, daß es nur auf wunderbare Weise dahin habe kommen können; bald ist die Madonna auch die direkte Geberin gewesen. Vor „vielen, vielen Jahrhunderten" grub man jenes Bild aus der Erde, fand man dieses in einem Brunnen, fischte man ein anderes aus dem Wasser, wo es mit Ketten festgebunden war; den Karmelitermönchen aber, denen die Madonna als ihren bevorzugten Lieblingen bekanntlich ein Skapulier schenkte, hat sie auch ihr Bild verehrt, welches sich in Neapel in derselben Kirche befindet, in welcher die Gebeine Konradins ruhen.

Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit der Mamma Schiavona. Von Jerusalem, so wird erzählt und geglaubt, kam dies Bild durch geheimnisvolle Umstände nach Konstantinopel, wo es schließlich in

---

*) Der Jesuit Bolland und seine Nachfolger, Verfasser der in einem Zeitraum von hundert Jahren zusammengestellten 54 Folianten der sogen. Acta sanctorum.

den Besitz Balduins II. gelangte. Dieser floh ins Abendland, nahm das Bild mit, und schließlich ward dieses durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen dem Kloster als kostbare Gabe zuteil. Bei dieser an sich recht hübschen Geschichte ist es aber den wackeren Mönchen etwas schwül geworden, weil es doch bedenklich erscheint, einen Flüchtling mit einem so kolossalen Bilde zu belasten. Deshalb läßt eine schüchterne Vermutung den unglücklichen Balduin nur den Kopf des Bildes mitnehmen und das andere später angesetzt sein. Aber die Sache bleibt bedenklich; denn nachweislich besteht dies Holzbild nicht aus verschiedenem, sondern aus demselben Holz, und wenn die Bollandisten von einem Leinwandbild erzählen, so ist dies ein Traum.

Die vorstehende Darlegung inbetreff der Mamma Schiavona beabsichtigte, den Beweis zu liefern, daß eine uralte hellenisch-heidnische Anschauung sich vollständig in den heutigen religiösen Volksvorstellungen Süditaliens erhalten hat und insofern dies Land die Graecia magna bis zu dieser Stunde geblieben ist. Der heilige Lukas, mythischer Urheber aller alten, meist häßlichen, dunklen oder alt scheinenden Madonnenkultusbilder, vertritt heute die Stelle des mythischen Dädalos, des griechischen Schutzpatrons der Innungen und Künstler, und dieser war es, den man als Verfertiger aller uralten, hölzernen Schnitzbilder der Götter ansah. Als eigentliche Kultusbilder, d. h. solche, denen man wunderthätige, himmlische Kräfte beilegte, betrachtete man nämlich steife, kunstlose, altertümliche Gestalten, z. B. ein uraltes Schnitzbild der Athene auf der Akropolis zu Athen. Diesem alten Kultusbilde der Schutzgottheit Athens schenkte die dortige Frauenwelt bei dem Jahresfest der Panathenäen den sogenannten Peplos, ein gesticktes, prachtvolles Obergewand; diesem Kultusbilde galt jene feierliche Prozession, welche unter Vorantritt zahlreicher mit Ölzweigen versehener Greise jenes Prachtgewand der hochverehrten Schutzgottheit überlieferte. Der von Phidias stammende Cella-Fries am Parthenon zu Athen mag der römischen Kirche beweisen, daß die heutigen Prozessionen zu Ehren alter, schwarzbrauner Madonnen eine Karikatur der großartigen, wahrhaft schönen heidnischen Prozessionen des hellenischen Lebens sind, welches in der Athene eine

ebensolche Schutzgottheit erblickte, wie Rom oder Neapel in irgendeiner seiner Madonnen. Der zu den Heroen gerechnete Dädalos war Schutzpatron der Künstler, der in die Reihe der Santi gestellte St. Lukas *) ist Schutzpatron der Maler. Die Gestalten, welche der erstere schnitzte, waren, wie man sagte, mit geheimnisvollem Leben begabt, konnten die Augen und andere Glieder bewegen; die Bilder, welche der mythische St. Lukas geschaffen, haben ebenfalls ein geheimnisvolles Leben, manches derselben hat schon geweint, oder auch gelächelt, manches gar geschwitzt, was, so weit unser mythologisches Wissen reicht, die Schnitzbilder des Dädalus nur selten fertig brachten. Im Mai 1889 (schreibe achtzehnhundertneunundachtzig) konnte man an allen Kirchtüren Neapels die Anzeige lesen, daß demnächst das „wunderthätige" Bild der Madonna della Providenza (Vorsehung) gekrönt werden solle und ward bemerkt, daß dies Bild im Jahre 1648 dadurch seine Wunderkraft bewiesen, daß es den vor demselben befindlichen Schleier abgehoben habe. Jedes Bild, welches dessen fähig ist, muß natürlich ein ebensolches dämonisches Leben haben, wie die Schnitzbilder des mythischen Dädalos. Außer den von St. Lukas stammenden Madonnenbildern sind viele andere in gleicher Weise „wunderbar" und die offizielle Kirchensprache benutzt beständig den Ausdruck: Immagine prodigiosa (wunderthätiges Bild), sagt also damit aus, daß demselben ein geheimnisvolles Leben einwohnt. Als die Griechen den Trojanern ein altes Kultusbild der Pallas Athene geraubt hatten, zeigte dasselbe ein dämonisches Leben, denn es schwitzte salzigen Schweiß und sprang vom Boden empor (Äneis II, 171). Ein Kultusbild der Madonna **) in Neapel vermochte Ähnliches, es sprach nämlich mit dem Mönch Andrea (genannt Zi-Andrea, Onkel Andrea) der es gemacht hatte. Daß eine solche Wundermadonna anno achtzehnhundertneunundachtzig im Auftrage Leos XIII. gekrönt wurde, ist nicht mehr als billig.

Was nun diejenigen Madonnenbilder betrifft, welche, meist dem

---

*) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel und die weiteren Nachrichten über diesen mythischen Kunstheroen der römischen Kirche.

**) Siehe das letzte Kapitel.

St. Lukas zugeschrieben, eine wirklich schwarze Farbe zeigen, so dürften diejenigen Gelehrten recht haben, welche darin eine Nachahmung des Heidentums finden. Es gab nämlich auch schwarze Bilder der Himmelskönigin Isis, deren Kultus zur Kaiserzeit allgemein Modesache und bei der römischen Frauenwelt hochbeliebt war. Der Zusammenhang zwischen dem Kultus der Isis und der Madonna wird uns im letzten Kapitel beschäftigen.

Entsprach der Kultus der „großen Mutter“, mochte sie nun als **Rhea** bezeichnet werden, oder später mit dem Namen Isis auftreten, einem damals vorhandenen religiösen Bedürfnis, so ist dies letztere auf den Fluren, wo einst beide Göttinnen thronten, noch jetzt vorhanden und begrüßt man jetzt die „**magna mater**“ unter dem Namen Madonna, deren Heiligtümer daselbst beständig zunehmen. —

Rings um den Vesuv, also nach verschiedenen Himmelsgegenden, liegen außer Monte Vergine noch elf Hauptheiligtümer der großen Mutter, welche alle ein hohes Ansehen genießen. Das erste befindet sich nicht weit von Pompeji, wir meinen eine bei Scafati gelegene einsame Kuppelkirche mit einem Wunderbilde der **magna mater**. Jene Kirche ist der **Madonna dei bagni** (Bäder) geweiht und zieht in den zwei Wochen vor und nach dem Himmelfahrtsfest stattliche Pilgerscharen herbei, welche alljährlich etwa dreißigtausend Personen zählen. Die Bedeutung des genannten christlichen Festes ist der Bevölkerung ebenso abhanden gekommen, wie wir dies früher von der christlichen Bedeutung des Pfingstfestes bemerkt haben *).

Vor dem Himmelfahrtsfest beginnen die Pilgerzüge von nah und fern anzulangen, zu Fuß und zu Wagen; man sieht sie in Scharen von fünfzig und mehr bei der Kirche, unter ihnen auch Kranke und Gebrechliche. Einige Züge tragen den Charakter einer

---

*) Siehe das letzte Kapitel des ersten Teils. Bei Aufzählung jener elf Hauptmadonnen lassen wir hier die dreißig gekrönten Madonnen in der Stadt Neapel unerwähnt.

Büßerprozession; das Kruzifix geht ihnen voran, schwarz verschleierte Weiber und ernste Männer hinterdrein, einige von ihnen auf einer Karre einen Leidenden mit sich führend, der wegen Schwäche den weiten Weg nicht gehen konnte. Andere Pilgerzüge, namentlich die zu Wagen, haben einen heiteren Charakter. Man sieht Wagen aller Art, von dem zweiräderigen sogen. Corricolo bis zur modernen Kutsche, jedesmal aber ist Roß und Wagen geschmückt, ersteres mit langen Roßschweifen, Rosetten, bunten Federn, letzterer mit Blumen und Fahnen. Auch die Pilger tragen bunte Federn und Blumen. Am Abend zeigt sich neben und in der Kirche das bunteste Treiben, welches die ganze Nacht hindurch anhält. Zelte von Laub, Brettern oder Leinwand sind weit und breit aufgeschlagen; ein heiteres Markttreiben bietet für den Gaumen, für Ohr und Auge allerlei Genüsse. Man kampiert in den Zelten. Hunderte aber, Weiber und Männer, Kinder und Greise, vorzüglich die Kranken, schlafen oder verweilen die Nacht hindurch in der geräumigen Kirche, welche ein wunderthätiges Marienbild birgt. Sie hoffen, von der Madonna Offenbarungen zu erhalten, und wir sehen hier völlig dieselbe Erscheinung wie in dem antiken Leben, wo es Heiligtümer des Äsculap und des Serapis gab, in denen Heilungsuchende zu demselben Zwecke übernachteten, in der Hoffnung, daß die Gottheit ihnen Heilmittel im Traume offenbaren werde. Etwa eine Stunde von der Kirche entfernt, liegt mitten in der Ebene ein Teich, dort beginnen am Himmelfahrtstage die Bäder, Waschungen und Besprengungen der Kranken. Man sieht dort kleine Badehäuser für den ersteren Zweck, dazu mehrere Zelte oder Buden, in denen man Priester findet, die mit jenem Teichwasser besprengen und dasselbe in Flaschen verkaufen. Jeder Pilger nimmt, wie wir mit eigenen Augen gesehen, eine solche Flasche mit. Dieser Handel wird dort eine volle Woche hindurch alljährlich betrieben.

Man sieht, wie die „Kirche“ bestrebt ist, ihr Heidentum mit einem biblisch-christlichen Schein zu umhüllen, denn jenes Wunderwasser soll offenbar an dasjenige erinnern, was wir Ev. Joh. Kap. 5 vom Teich Bethesda lesen. Es sind über jenen Teich bei Scafati in Italien die ärgsten Lügen verbreitet. Man liest z. B.

in einem kirchlich approbierten Buch: „Jener Teich ist das ganze Jahr hindurch ohne Wasser, wenn aber am Morgen des Himmelfahrttages der Priester mit einer Prozession sich dorthin begiebt, um die Benediktion zu vollziehen, so quillt infolge derselben das Wasser hervor, der Teich füllt sich und das Quellen dauert acht Tage hindurch. Dasselbe hört erst dann wieder auf, wenn diese Zeit vorbei ist. Durch Baden in jenem Wasser werden wunderbare Wirkungen erzielt *).“

Das zweite Heiligtum ist in der Stadt Scafati, wo die Madonna als spezielle lokale Schutzgöttin mit großen Festen verehrt wird, wie einst die Venus oder die Isis in Pompeji. Das dritte finden wir nahe dabei, nämlich in Pagani und werden wir der dortigen weit und breit gesuchten und verehrten Madonna ein besonderes Kapitel widmen, um den Leser mit einem heidnischen Fest bekannt zu machen, welches in der Christenheit seinesgleichen nicht findet **). Das vierte ist ein Stündchen von Pagani entfernt, uralt und nennt sich Mater Domini, berühmt wegen seines nächtlichen Kultus. Auch dieses wird uns später eingehend beschäftigen. Das fünfte liegt auf dem Grund und Boden des antiken Pompeji und trägt seit seiner vor zehn Jahren erfolgten Gründung den stolzen und bezeichnenden Namen: La Madonna di Pompeji. Die mit dem Aufwand von fast einer halben Million erbaute Kuppelkirche ist jährlich das Ziel der Wallfahrt von gegen 100000 Personen, unter ihnen die Aristokratie Neapels. Diese Madonna ist sehr vornehm und hat für ihr Bild, welches einst für vier Francs bei einem Antiquar gekauft ward, einen sogenannten Thron, der für einhundertfünfzigtausend Francs aus kostbaren, seltenen Steinarten hergestellt wurde. Wir werden sie zugleich mit den zwei genannten Madonnen später näher kennen lernen. Die sechste Madonna ist in Liveri, nördlich vom Vesuv. Einsam, herrliche Aussicht bietend, liegt ihr Heiligtum, versehen mit einem Wunderbilde, das einer Hirtin durch Erscheinung der Madonna offenbart wurde. Im Sommer ist dort eine Riesen-

*) „Vita di St. Pasquale“, II, 88.

**) Siehe den dritten Teil dieser Schrift.

prozession, in der zehn Figurengruppen getragen werden, welche die Wunder jenes Bildes darstellen. In einem kostbaren Marmor-Heiligtum jener Kirche wird dasselbe verwahrt. Ich sah vor Jahren dies Wunderbild, von Tausenden begleitet, an mir vorbeiziehen, es war ein Tag, der uns mit der Glut des Sommersonnenbrandes umgab, weshalb etwa zehn Personen ohnmächtig am Wege liegen blieben. Die siebente große Madonna ist dicht am Vesuv, im freundlichen Bosco, wo ihr Ruf seit der Cholera groß geworden und ihrem Bilde den Namen: „Die Befreierin" eingebracht hat. Die achte befindet sich in Aversa, einige Stunden vom Vesuv entfernt. Dort nämlich ist in der großen Paulskirche das Haus der Madonna, d. h. eine genaue Nachahmung der Casa santa di Loreto. Bekanntlich entblödet sich die römische Kirche nicht, mit päpstlichen Erlassen und sogenannten Eiden zu behaupten, daß die Engel das Haus der Madonna von Nazareth nach Loreto übers Meer getragen haben *). Die Nachahmung dieser Casa santa, welche ein findiger Bischof in Aversa anfertigen ließ, zieht im November jeden Jahres ca. dreißigtausend Pilger herbei, man erspart sich eine Wallfahrt nach Loreto, welches bekanntlich am Adriatischen Meere liegt. Die neunte der großen Madonnen ist in Torre Annunziata, einer Stadt südlich vom Vesuv, eine halbe Stunde von Pompeji entfernt. Sie hat sich in der letzten Cholerazeit verdient gemacht, weshalb ihr unter Beisein des Erzbischofs vor vier Jahren eine Riesenprozession mit entsprechendem Feuerwerk votiert wurde. Der Name dieser von weit und breit mit Gelübden verehrten Madonna ist: Madonna della Neve (zum Schnee). Die zehnte in dieser auserwählten Schar hat ihren Hauptsitz in Casaluce bei Aversa, wovon sie auch ihren Namen trägt. Ihr Bild kam zur Zeit der Kreuzzüge nach Campanien, wohin es der tapfere Fürst Sanseverino brachte. Kein anderer als der heilige Lukas hat jenes Wunderbild gemalt, und dasselbe stammt aus einer Entwickelungsperiode dieses mythischen Meisters, als derselbe die byzantinische Steifheit verlernt und

---

*) Hierüber die kleine Schrift des Verfassers: „Das heilige Haus in Loreto". Barmen, H. Klein.

sich mehr Raphael zuneigte, der freilich ca. 1500 Jahre nach St. Lukas lebte. Dies thut aber weiter nichts zur Sache, denn der Wundercharakter dieses Bildes deutet ja mit Sonnenklarheit auf den St. Lukas hin! — Vier Monate weilt diese Madonna in Aversa, die übrigen acht dagegen in Casaluce, und bei jedem Wohnungswechsel entwickelt man mit Prozession und Feuerwerk die volle Pompa religiosa. Verfasser erlebte einst ihren Einzug in Aversa, wo man Ehrenpforten gebaut hatte, als gelte es den Empfang eines Königs. Diese Madonna gebietet auch über den Regen. In dürrer Zeit ruft eine Prozession mit jenem Wunderbilde das segensreiche Naß vom Himmel und in der Zeit schädlicher Regengüsse jagt eine solche Prozession die Wolken von dannen. Vor Jahren besuchte ich das Kloster in der kleinen, elenden Stadt Casaluce (Lichthaus) und hatte die unerwartete Freude, in dem Heiligtum jenes Bildes zwei Marmorkrüge zu schauen, welche auf der Hochzeit zu Cana unter den sechs Wasserkrügen waren. Genannte zwei Gefäße befanden sich einst im Besitz Karls I. Anjou, der sie in seinem königlichen Palast zu Neapel als kostbaren Schatz bewahrte. Zauberwasser sah ich darin, denn die große Zauberin, ecclesia Romana genannt, hat jenem Wasser ihren Zaubersegen gegeben.

Das elfte der ruhmvollen Sanktuarien der magna mater ist nordwestlich vom Vesuv und bekannt unter dem Namen: Madonna dell' Arco.

Die große Kirche dieser Madonna befindet sich unmittelbar an der Heerstraße und schon aus weiter Ferne sieht man ihre Kuppel. Vor 400 Jahren stand an derselben Stelle eine kleine Kapelle, später erst, als der Kultus des uralten Marienbildes in derselben mehr und mehr wuchs und dadurch der Reichtum des Kirchleins zunahm, ward die jetzige große Kirche gebaut, die mit weitläufigen Klostergebäuden in Verbindung steht, in denen Jahrhunderte hindurch Dominikaner wohnten, welchen der Kultus dieser Madonna anvertraut war. Jede berühmte Madonna dieser Gegend hat zur Unterscheidung von anderen ihr Prädikat, und so heißt diese: Madonna dell' Arco (Bogen), wahrscheinlich deshalb, weil ihr Bild ursprünglich in einem alten Mauerbogen befestigt war. Die Do-

minikaner sind aus dem Kloster verschwunden, letzteres ist in ein Irrenhaus verwandelt, der Kultus aber ist in jener Kirche unverändert geblieben und hat für die gesamte Umgegend in diesem äußerst bevölkerten Gebiet große Bedeutung, ja man darf behaupten, daß er in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Wie es gekommen ist, daß vor 400 Jahren das in der Kirche befindliche Bild zu hoher Ehre gelangte, weiß hier jedes Kind. Zwei Bauern wetteten einst, wer von ihnen imstande sei, eine Kugel über einen der damaligen Kapelle nahen Baum zu schleudern. Dem ersten gelang der Wurf, dem zweiten nicht, und wütend wendete er sich an das Madonnenbild in der offen stehenden Kapelle. „Du hast meinen Wurf gehindert“, rief er voll Zorn und schleuderte der Madonna einen Stein ins Angesicht. Entsetzen! Der Arm des Frevlers blieb stehen, und von der getroffenen Wange der Madonna floß warmes Blut. Von allen Seiten lief das Volk zusammen, sah das grausige Mirakel, denunzierte den Frevler, und derselbe ward gehängt. So erzählt das Volk, und zu seiner Erbauung hat man diese Hängescene auf einem großen Gemälde in der Kirche dargestellt.

Die Kirche ist in Kreuzform gebaut, hat acht Seitenkapellen, und über der Kreuzung erhebt sich die Kuppel. Unter derselben befindet sich im Schiff der Kirche ein aus buntem Marmor gebildetes Tempelchen, welches dem Haupteingang der Kirche seine offene Seite zukehrt. Kostbare Granitsäulen tragen das Marmordach, schneeweiße Marmorvasen stehen im Inneren, und im Hintergrunde erblickt man das hochberühmte Marienbild, die Mutter mit dem Kinde, das Angesicht beider mit goldener Krone umrahmt. Freundlich milde blickt die Madonna den Beschauer an, ihr Angesicht ist schwarzbraun. Für das Volk fließen Madonna und Bild in eins zusammen; das Bild ist ihm die Madonna selbst, das Bild thut Wunder, das Bild spendet Gnadenerweisungen aller Art, eine Anschauung, welcher die Priester keineswegs entgegentreten. Mit eigenen Ohren hörten wir in der Predigt eines solchen bei festlicher Gelegenheit den Satz: „Seit Jahrhunderten spendet dies glorreiche Bild seinen Verehrern Gnadenschätze und Wohlthaten“. Ein solcher Satz entspricht freilich nicht der kirchlichen

römisch-katholischen Dogmatik und sollte lauten: „Die Madonna spendet durch Vermittelung des Bildes ihre Gnadengaben“. Aber solche Wendung ist dem Volke zu kompliziert; es will Konkretes, es will die Madonna in faßbarer, sichtbarer Gestalt; es reflektiert nicht; seine Madonna ist das milde Angesicht vor ihm, welches aus strahlendem Golde den Flehenden anblickt. Jene Krone ist ein Geschenk Pius' IX., der einst dieses Heiligtum besuchte. Als er im Jahre 1850 wieder in sein Rom zurückkehrte, ließ er die Krönung der Madonna dell' Arco feierlich durch einen Delegierten unter großartigen Festlichkeiten vollziehen.

Dieser Gnadenort und dies Gnadenbild ist tagtäglich von Andächtigen und Flehenden, welche oft weither kommen, umlagert, wie wir uns bei wiederholten Besuchen dieser Kirche überzeugten. Oft kommen an gewöhnlichen Tagen Scharen andächtiger Pilger mit Standarten, Psalmen singend, aus den Bergen oder aus den Ortschaften der Campagna. Diese Pilgerzüge haben dreimal im Jahre einen imposanten Charakter, Ostern, Pfingsten und am Tage Mariä Geburt (8. September). Es ist nicht Übertreibung, wenn wir die Zahl der Andächtigen, die bei diesen drei Festen erscheinen, auf mehr als jährlich hunderttausend angeben.

Mit Staunen betrachtet man die Wände und Pfeiler in allen Teilen der Kirche. Alles ist voll von sogenannten Voten, welche die Frommen dort aufgehängt und befestigt haben, nachdem die Madonna ihnen eine erflehte Gnade erwiesen hatte. Die Voten sind zunächst kleine Bilder auf Holztafeln, Darstellungen von Rettungsscenen. Hier sieht man Kranke, dort Schiffe im Sturm, dort Straßenscenen, wo einer in den Brunnen fällt, oder überfahren wird, oder von einer Treppe stürzt, oder von Räubern umringt wird. Diese Bilder stammen aus verschiedenen Jahrhunderten; viele sind von Würmern zerfressen, alle aber von Stümpern gemalt und deshalb eine widerwärtige Kirchenzier. Eine andere Wand ist mit Krücken und Bandagen bedeckt; die Hinkenden und Lahmen haben diese der Madonna geweiht, als sie das Flehen um Heilung erhörte. Weiterhin glaubt man in einen Kleiderladen zu kommen; denn es hängen dort Kinderkleidungsstücke aller erdenklichen Art, ebenfalls Voten. Am allerseltsamsten aber

ist die Unmasse von kleinen Särgen an der Wand. Ein Kind ist krank, dem Tode nahe und gänzlich aufgegeben; da ist die Madonna gekommen und hat das Kind gerettet. In solchen Fällen wird ein Sarg in der Kirche aufgehängt. Groß ist die Zahl moderner Gedenktafeln, auf denen eine dankbare Seele unter Glas und Rahmen der Madonna gleichsam ein Diplom ausstellt und ihr bezeugt, daß sie Hilfe gewährt und Rettung geschafft hat. Auf solchen Schriftstücken sieht man meist auch die Photographie der dankbaren Person, welche sich in der schönsten Frisur zu Ehren der Madonna hat abkonterfeien lassen. Eine Anzahl von sitzenden Statuen erblickt man an den Pfeilern, Christensklaven darstellend, welche aus der Türkensklaverei befreit wurden; man sieht die Ketten an ihren Füßen, Eisen um den Hals, und der Künstler, welcher diese Schreckgestalten für ein Billiges formte, hat ihnen einen entsetzlich verzweifelten Gesichtsausdruck gegeben. Weiterhin zeigen die Voten ein wahres Raritätenkabinett. Da sind Wachskerzen, die ein von der Madonna bekehrter Türke geopfert hat; da sind Steine, die durch Schutz der Madonna die Betreffenden nicht verletzten; Kanonenkugeln, die nicht trafen, sogar an einer Schnur allerlei mysteriöse Gegenstände, von denen der Custode behauptet, daß ein Kranker dieselben ausgespieen habe, als er zu den Füßen der genannten Madonna sein Magenleiden geklagt und ein Gelübde geleistet hatte.

Nun könnten wir noch berichten von der Madonna della Pace in St. Giugliano, deren Triumphkarren alljährlich von sechs weißen Stieren gezogen und durch Stadt und Land geführt wird, wir könnten berichten von dem als Engel verkleideten Kind, welches vermöge eines Strickes wie vom Himmel geflogen kommt, um diese Madonna zu grüßen, wenn sie im Triumph daher zieht *), wir könnten berichten von ähnlichen Scenen in Gragnano, oder Miano, oder Afragola **), doch genug für diesmal, wir müssen zur großen Mutter von Monte Vergine zurückkehren.

*) Siehe meine Schrift: „Das geistliche Schauspiel in Süditalien". Berlin.

**) Siehe den Anhang.

In der zweiten Nacht vor „Blumen-Ostern“ (Pasqua dei fiori) brechen die Pilger auf. Mit jenem Namen bezeichnet das Volk das Pfingstfest; der offizielle Name Pentecoste ist ihm nichts weniger als geläufig. Teilnehmer an diesem Pilgerzuge finden sich aus allen Ständen, den reichsten und den ärmsten; letztere sparen für diese Pilgerfahrt oft jahrelang, zu welchem Zweck ein thönerner Spartopf, wegen seiner Form der Glatzkopf genannt, nach und nach, soweit die üblichen Wochenzahlungen an das von allen betriebene Lottospiel dies gestatten, gefüllt wird. Erreicht der Arme auf diese Weise nicht sein Ziel, so nimmt er seine Zuflucht zum Monte della Misericordia (Leihhaus); denn wenigstens einmal im Leben die lustige Pilgerfahrt nach Monte Vergine gemacht zu haben, achtet selbst der Ärmste als zu den Menschenrechten gehörig. Die Zahl derjenigen Pilger, welche die Stadt Neapel alljährlich entsendet, mag etwa zwanzigtausend betragen; aus allen Teilen der weitgestreckten und hoch die Bergeshügel hinaufsteigenden Stadt kommen sie bei der Porta Capuana zusammen. Weckrufe, Geschrei, Gesang, Freudenschüsse durchtönen die Straßen, und in langen Zügen, oft zu vier- und fünfhundert brechen die Pilger mitten in der Nacht auf. Man benutzt vielfach Karrenwagen, die für zwanzig bis dreißig Personen Platz bieten, unter letzteren jedesmal auch Sängerinnen, die sogenannten cantafigliole, d. h. diejenigen, welche uralte Lieder mit dem vom Chor wiederholten Refrain: figliole, figliole (Töchterchen) singen müssen, wofür sie honoriert werden. Männer, Weiber, Kinder, Kranke und Gesunde, Junge und Alte besetzen solche von Pferden oder Ochsen gezogene Karren, die auch mit Proviant beladen werden. Lieder ertönen beim Abmarsche wie jenes, welches im Dialekt lautet: Jamm' a trová Mamma Schiavon (Auf, laßt uns die große Mohrenmutter aufsuchen). Der Chor brüllt: Figliole, Figliole! Lange Züge von Fußgängern gesellen sich dazu, jeder mit einer Stange auf der Schulter, woran das Bild der Madonna getragen wird. Unterwegs fehlt es nicht an Abwechselung, Rosenkränzen und Scherzen, gemurmelten Gebeten und fröhlichen Liedern, Trinken und Essen. Immer neue Scharen schließen sich an, und so gelangen die Züge am Sonnabend Nachmittag und Abend zum Fuß des heiligen Berges.

Das Hauptquartier dieser bis zu fünfzigtausend und mehr anwachsenden Pilgerscharen ist die bereits früher genannte Bergstadt Mercogliano, sowie das gleichfalls am Berghang gelegene Städtchen Ospedaletto, welches seinen Namen von einem dort vor Jahrhunderten durch die Mönche gegründeten Hospital trägt. Die Reicheren nehmen gewöhnlich in Avellino Herberge. Die beiden erstgenannten Städte sind nicht imstande, die Zahl der Ankömmlinge aufzunehmen, ein großer Teil kampiert daher im Freien. Unablässig strömt es auf allen Wegen herbei; die armen Zugtiere vor den schweren buntgeschmückten Karren werden aufs äußerste angetrieben; denn es gilt, womöglich in vollem Lauf mit fliegenden Fahnen, unter Jubelgeschrei Einzug zu halten. So sahen wir am Kreuzweg vor Mercogliano diese wilde Jagd an uns vorübersausen. Vor wenigen Jahren noch hatte an dieser Wegeskreuzung eine Art Jury ihren Posten, welche Prämien an diejenigen austeilte, welche ihre Wagen am besten geschmückt hatten, oder in toller Wettfahrt den übrigen vorausgekommen waren. Bisweilen kam es vor, daß bei solchen Wettfahrten die Zugtiere hier tot zusammenstürzten. So erzählte uns der Kutscher, der uns unter Haufen von Menschen und Karren glücklich von Avellino nach Mercogliano gebracht hatte, und fügte hinzu, daß jene „graziosa usanza“ leider jetzt durch die Polizei abgeschafft sei. Freilich, die Jury sitzt nicht mehr an jenem Kreuzweg, aber der „reizende Brauch“ entsetzlicher Tierquälerei bei diesen Einfahrten floriert noch aufs glänzendste.

Das in Mercogliano und seiner Umgebung sich entwickelnde Leben und Treiben ist schwer zu beschreiben; uns schien überall ein wilder Aufruhr zu toben. Die mit Fahnen und Guirlanden geschmückte Stadt wird von dichten Menschenhaufen durchtobt; die Umgegend ist ein großartiges Zeltlager. Garküchen, Wasserhändler, Buden mit Heiligenbildern, bunten Federn und Tannenzweigen, welche als Andenken gekauft werden, Bänkelsänger ꝛc.; so geht es durcheinander. Die zu größeren und kleineren Banden vereinigten Pilgerscharen haben je einen Improvisator bei sich, dessen Aufgabe darin besteht, in guten oder schlechten Versen die Genüsse und Abenteuer der Pilgerfahrt zu beschreiben. Holztafeln und Papierbogen, mit solchen Ergüssen beschrieben, werden an Zelten, Häusern,

Thüren, Balkonen befestigt, mit Jubel begrüßt oder ausgepfiffen. Da liest man das Lob der genossenen Makaroni, des getrunkenen Weines, der kräftigen, pfeilschnellen Rosse, und viele andere Dinge mehr, die wir mit Stillschweigen übergehen. Ein arges Gewühl entwickelt sich bei der Kirche des Ortes. Vor vielen Jahrhunderten, so erzählte man uns, hatten die Männer von Mercogliano einen Heiligen, der in Avellino viele Wunder that, gestohlen und in ihre Stadt gebracht, wo sich aber dieser erzürnte Thaumaturga trotz alles Flehens weigerte, Mirakel zu verrichten, weshalb man ihn wieder nach Avellino zurückbrachte. Für letztere Redlichkeit wurde Mercogliano belohnt. Unmittelbar neben dem Gebein seines Schutzpatrons entsprang ein Quell, dessen Wasser durch das Kniegelenk eines Santo filtriert und dadurch Heilkräfte erlangt. Man leitete es in eine Röhre, und im Schiff der Kirche kann man es trinken. Ein lebensgefährliches Drängen herrscht vor und in der Kirche; Gesunde und Kranke, letztere oft mit widerwärtigen Übeln behaftet, in Masse; die Kirche aber erntet reiche Gaben.

Bald nach Mitternacht setzen sich die Pilgerzüge zur Besteigung des Berges in Bewegung. Fackeln werden angezündet, an der Seite der Pilgerstraße lodern mächtige Feuer, und so sieht man nach einigen Stunden ein prächtiges Bild, eine ungeheuere Feuerschlange scheint sich den Berg hinauf zu winden. Viele gehen diesen Marterweg barfuß, mit schließlich blutenden Füßen; selbst Alte und Schwache benutzen ihr letztes Fünklein Lebenskraft, um, von Mitleidigen unterstützt, die Höhe zu gewinnen. Man ruht hier und da ermüdet aus, erwärmt sich am Feuer, murmelt Gebete, singt Psalmen, wobei Chöre einander respondieren, stimmt schwermütige Mollmelodieen an und sucht Stärkung in den Speisevorräten. Jeder aber hütet sich wohl, etwas anderes als Fastenspeise mitzunehmen; die Mitführung von Fleisch würde unweigerlich Sturm und Unwetter über die Pilger bringen *). Im Kloster liest man an der Foresteria (Herberge) eine lange lateinische In-

*) Alle Frauen welche nach Monte Vergine pilgern, meiden schon acht Tage vorher die Pommade, weil sich in derselben Tierfett befindet, und salben sich statt dessen mit Öl. So lautet die strenge Satzung.

schrift, welche erzählt, daß im Jahre 1611 eine Zahl von vierzig Frevlern, welche es gewagt, Fleisch ins Kloster zu bringen, vom Blitz erschlagen sei; das Volk aber weiß andere Märlein zu erzählen, z. B. von einem Jüngling, der aus ähnlichem Grunde in eine Statue verwandelt wurde, worauf der Abt demselben die Haare abschnitt und sie als Weihgabe vor der Madonna niederlegte.

Hunderte von Müttern sah ich unter den Pilgern, eine jede trug auf dem Haupte einen Korb und in demselben ihren Säugling. Die Mutter wallte zur Madonna, mußte aber das Kindlein mitnehmen, um dasselbe unterwegs zu nähren.

Wenn die Morgenröte mit „Rosenfingern“ sich am Himmel zeigt, öffnen sich die Klosterpforten; in Haufen drängt man hinein, die Kirche füllt sich, und die hohen Hallen des stolzen Bauwerks tönen wider von lauten, oft schreienden Gebeten der Knieenden. Man büßt vor der Madonna, trägt ihr seine Anliegen vor, man weiht ihr Gaben und Geschenke. Auch bei der Mamma Schiavona muß göttliche Gunst durch Gaben errungen werden. Wenn irgendwo, so trat uns hier der ununterbrochene Zusammenhang der Gegenwart mit der griechisch-römischen Vergangenheit in der Äußerung des religiösen Jetztlebens entgegen.

Als im vierten Jahrhundert das Christentum einen äußeren Sieg errungen, bestanden vor allen Dingen diejenigen Kulte in Glanz und Einfluß fort, welche zur Kaiserzeit oder schon früher aus dem Orient eingeführt waren. Von größter Popularität war der mit heiterwilden Volksfesten verbundene Kultus der aus Asien nach Rom importierten magna mater, der Rhea Kybele. An ihrem Kultus hingen namentlich die Massen des niederen Volkes, selbst dann noch, als das Heidentum längst verpönt und für eine „Bauernreligion“ erklärt war. Gerade dieser Kultus hielt den Verfall des Heidentums auf.

Den Kultus der Kybele, der magna mater, finden wir ursprünglich in Kleinasien, namentlich in Phrygien und Galatien. Heilig waren dieser gepriesenen Gottheit die Höhlen und Schluchten einsamer Waldgebirge, und an ihrem Feste durchhallte solche Stätten wildes Geschrei, rauschende Musik; dumpf dröhnte die Hand-

trommel, wild gellten Trompeten, Pfeifen und Hörner, wenn die Diener der magna mater unter orgischen Tänzen das Bild der Göttin im Triumphzuge durch die Waldschluchten der Berge führten. Mit ihren Heiligtümern und ihrem Kultus war die magna mater in den Jahren des Hannibal nach Italien gebracht. Früher schon war der Kybele-Kultus nach Griechenland gekommen und hatte sich dort nicht nur mit dem der Rhea, der Göttermutter, sondern auch mit dem des Dionysus (Bacchus) vermischt. Durch die griechischen Kolonieen verbreitete sich dieser gemischte Kultus auch in Italien, wo er bis in die späteste Zeit der Kaiser die größte Popularität behauptete. Wer jemals die Museen in Rom, Florenz, Neapel durchwanderte, dem muß es aufgefallen sein, wie überaus häufig daselbst Darstellungen aus dem Bacchuskreise dem Beschauer entgegentreten. Unter den Wandbildern, welche wir aus Pompeji besitzen, sind entschieden von größter Vollendung diejenigen, welche uns Gestalten des Bacchuskreises bringen. Je mehr zur römischen Kaiserzeit die Religion in Verfall geriet, desto mehr florierten die Feste der Götter; unter allen Kulten aber hielt sich am längsten der des Bacchus, wie der ihm nahe verwandte und mit ihm sich mischende Kultus der Kybele, welcher auch dann noch unter dem niederen Volke unzählbare Anhänger hatte, als schon mancher Tempel einer olympischen Gottheit den Einsturz drohte, und tausende von Götterbildern verschwanden. Die Tempel stürzten, aber die Handtrommel der Kybele und des Bacchus rauschte weiter ihren dumpfdämonischen Ton, der Freudentaumel bacchantischer Tänze, die Raserei der Korybanten und Mänaden durchtoste weiter Schluchten und Höhlen der Berge, zu Ehren der großen Mutter, zum Preise des sorgenlösenden Weingottes.

Es ist für die Beurteilung des heutigen Marienkultus wichtig, an die römisch-heidnischen Legenden zu erinnern, womit der Beginn des Rhea-Kultus in Rom verherrlicht wurde. Historisch ist nach Livius (Buch 29) dieses: Die Sibyllinischen Bücher, zur Zeit des zweiten Punischen Krieges befragt, hatten den Rat erteilt, man möge die Göttermutter, deren Hauptheiligtum sich zu Pessinus am sagenvollen Waldgebirge des Ida in Kleinasien befand, nach Rom bringen. Dorthin schickte man eine

Gesandtschaft, und dieser ward die „große Mutter“ ausgeliefert, nämlich ein heiliger Meteorstein, der zu Schiff im Jahre 204 vor Christi nach Rom gelangte, wo man ihn feierlich als Unterpfand künftiger Gottesnähe empfing und der „großen Mutter“ sofort einen Tempel baute, auch als großartiges Jahresfest die Megalesien einrichtete. Ovid, welcher in seinem Lied vom Festkalender (Fasti) auch die Entstehung des genannten Festes behandelt, überliefert uns in jenem Gedicht eine Fülle von Legenden, wie er sie aus Volksmunde geschöpft hatte. „Wunder verkünd' ich“, sagt Ovid (Buch IV, 267). Die göttliche magna mater erklärt sich durch Zeichen und Worte bereit, ihren Wohnsitz zu verlassen. „Wählt einen Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort.“ Als die „Himmlische“, die „Göttliche“ an der Tibermündung anlangt und man nicht imstande ist, das Schiff stromaufwärts zu ziehen, faßt die Jungfrau Claudia das Tau, beugt das Knie und fleht: „Heilige, höre mich an, du gesegnete Mutter der Götter, schenke nach festem Beding meinem Gebete Gewähr“, — und siehe da: „Wunder erzähl' ich“, — das Schiff wird von ihr allein gezogen! — Unter dem Duft des Weihrauchs, von Menschenmassen begleitet und begrüßt, zieht die Göttermutter in Rom ein. „Ein ins Capenische Thor zieht, thronend zu Wagen, die Göttin, über das Rindergespann streut man der Blumen Erguß.“ Plinius in seiner Naturgeschichte Buch 18, 3 sagt in seiner trockenen Weise: „Sie schreiben, daß in dem Jahre, als die Göttermutter nach Rom kam, im Sommer alles wohlfeiler ward, als in den zehn vorhergehenden Jahren.“ —

Nachdem die „Kirche“ die Göttermutter durch eine Gottesmutter ersetzt hatte, den Titel „magna mater“ aber beibehielt, haben sich gewisse Legenden jedesmal dann erneuert, wenn ein neues Wunderbild der Gottesmutter auftauchte. Wunderbar gelangte es stets an den Ort seiner Bestimmung, die Gottesmutter erklärte sich durch Offenbarungen bereit, an dem neuen Ort zu wohnen und segnete denselben sofort aus dem Wunderfüllhorn ihrer Gnaden. „Wunder erzähl' ich“, sagt Ovid, und dasselbe wird unzählige Male in jenen Legenden gesagt, welche sich mit dem Kommen und Wohnen der Gottesmutter und ihres Bildes beschäftigen,

Legenden, welche durch ebenso unzählbare päpstliche Bullen als historische Wahrheit gestempelt werden. Ovid in seinem erwähnten Gedicht weiß nichts von einem Stein, sondern nur von einer Götterstatue, und anderweitig wird berichtet, daß der in Silber eingefaßte Stein als Haupt des Götterbildes diente, welches in Rom noch zu den Zeiten des christlichen Kaisers Theodosius vorhanden war, wie von dem Geschichtschreiber des fünften Jahrhunderts, Zosimus (Buch 5, 33), erzählt wird. Schon im sechsten Jahrhundert hatte jenes Bild der Göttermutter in Rom einen Ersatz gefunden durch ein vom mythischen St. Lukas gemaltes Bild der Gottesmutter, welches Gregor I. in Prozession umhertrug, wodurch Rom ähnlich gesegnet wurde, wie durch das in Prozession getragene Bild der Göttermutter. Das Bild der Göttermutter Rhea war mit Gaben und Boten von kostbaren Steinen behangen. Wer heute in die Kirche St. Agostino in Rom geht, findet dort ein Bild der Gottesmutter Maria, welches ebenso behangen ist. Dasselbe kann ein jeder an dreißig Bildern der Gottesmutter (Madre di Dio) in Neapel sehen, welche alle durch den Pontifex maximus in Rom, Papst genannt, mit goldenen Kronen gekrönt worden sind *). Ovid beruft sich (Buch 4, 326) zur Bestätigung der durch das Wunderbild der Göttermutter gewirkten Mirakel auf die Thatsache, daß die Geschichte ihres Einzuges auf der Bühne dargestellt werde, mit anderen Worten, er beruft sich auf die im Volke lebende Tradition. Darauf beruft sich auch die römische Kirche, wenn es sich heutzutage um die Mirakel der Gottesmutter handelt, welche an die Stelle der Göttermutter getreten ist. Die Tradition verwandelt in den Augen der „Kirche“ die ärgsten Legendenlumpen in goldgestickte Gewänder der Geschichte, verwandelt das wurmstichige Holz kindischer Märlein in das Gold probehaltiger Wahrheit. Daß ein Bild der Gottesmutter sich in Scutari von der Wand des Heiligtums daselbst ablöste, auf goldglänzender Wolke über Meer und Land flog und sich am 25. April 1467 in Genazzano **) bei Rom niederließ,

*) Siehe das letzte Kapitel dieses Teils.

**) Nur dies eine Beispiel wählen wir aus einer unabsehbaren Reihe

ist ebenso gewiß, als der von Ovid berichtete wunderbare Einzug der Göttermutter in Rom mit den dabei geschehenen Mirakeln und Gnaden. Ovid lenkte die Blicke der Römer auf die Bühne mit ihren Schauspielen. Schauspiele bietet auch die Kirche, nämlich ihren der Gottesmutter geweihten Kultus, der aber nichts weiter beweist, als das in der römischen Kirche vorhandene Heidentum. Von den Priestern der Göttermutter ist bekannt, daß sie Prozessionen zu Ehren dieser Gottheit anstellten und für ihren Festkultus kollektierten, ebenso daß sie mit ihrem Aberglauben an wunderthätige Bilder, Amulets, Reliquien, Sühnungen und Heilungen bald Anhang fanden*), die Priester der Gottesmutter leisten dasselbe und das obige Citat gilt ebenso von den heidnischen Priestern der „Göttermutter“, als von den christlichen Priestern der „Gottesmutter“. Im Eingang zur Kirche St. Maria del Carmine in Neapel sitzen tagtäglich Verkäuferinnen von Amuletten der magna mater, die unter dem Namen „la Bruna“ in jener Kirche verehrt wird, und wie viele Zauberdinge solcher Art, vom Papst mit dem Zaubersegen der großen Mutter versehen, die Pilger mit heimnehmen, das wissen am besten gewisse vatikanische Kassen, die den Tribut des in der römischen Kirche vorhandenen heidnischen Aberglaubens in Empfang nehmen. Wie vortrefflich sich die christlichen Priester der heutigen Gottesmutter auf das Kollektieren verstehen, wie sehr also das Beispiel der heidnischen Priester der Göttermutter nachwirkt, zeigt in Neapel jedes der Madonnenfeste. Wenn zu Ehren der Madonna del Carmine, der Bruna, vom Volk „Mamma“ genannt, alljährlich am 16. Juli der hohe Turm der letzteren im Lichte strahlt, wenn anderswo ein Prachtkarren die Madonna trägt, demjenigen vergleichbar, welcher die Göttermutter nach Rom brachte, so wird solche heidnische pompa religiosa ermöglicht durch die Priester der Gottesmutter, nämlich durch ihr Kollektieren für die „heilige“, die „himmlische“, die „göttliche“ magna mater, genannt Maria santissima.

---

von Legenden. Siehe das ziemlich umfassende, mehrbändige Werk: „A. Riccardi, storia dei Santuari più celebri“.

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 451.

Es dient zur Erläuterung unseres obigen Nachweises, wenn wir auch auf die Beziehungen, in denen die Madonna zu anderen hellenisch-römischen Gottheiten steht, kurz hinweisen.

Eine „göttliche Jungfrau" war Pallas Athene, welche nach Hesiodos ebenso sehr schützend als richtend waltete. Sie verklagte frevelnde Menschen bei dem Vater der Menschen und Götter, und die Frevler mußten büßen. Dies läßt die römische Kirche durch die „göttliche Jungfrau Maria" geschehen, welche, wie viele Legenden beweisen, nicht leiden kann, daß ein Frevler sie schmäht, oder sich an ihren Bildern vergreift. Leider sind die Madonnen Süditaliens ebenso nachsichtig und schwach, wie die menschlichen Mütter daselbst, und mancher Bandit hat sich unter dem weiten Mantel dieser nachsichtigen „großen Mutter" geborgen und ihre Beihilfe für sein Werk mit Gelübden ebenso erfleht, wie die Diebe im kaiserlich-heidnischen Rom sich an Laverna, die Schutzgöttin der Verbrecher wandten *).

Sappho, die berühmte Sängerin der Griechen im sechsten Jahrhundert vor Christi, richtete eine ihrer Oden an die Afrodite, deren letzter Vers lautet:

> „Komm zu mir auch jetzt und erlöse aus bangen
> Sorgen mich, und welche Gewährung immer
> Mir das Herz verlanget, gewähr', und selber
> Leihe mir Beistand!"

Kein Verehrer der magna mater Maria kann dies Gebet zurückweisen, wenn man ihm den Rat giebt, dasselbe an die letztgenannte zu richten. Zahllose gedruckte Gebete in den römisch-katholischen Kirchen lauten beinahe wörtlich so, wie das obige. Dasselbe gilt von antiken religiösen Hymnen, wovon nur ein Beispiel.

Bei den Thesmophorien, dem Fest der Demeter, ward eine großartige Prozession angestellt, wobei man die Gaben dieser Getreidegöttin in Körben und Kisten feierlich umhertrug. An die Demeter richtete der im Altertum hochgefeierte Dichter Kallimachos (275 vor Christi) einen uns erhaltenen Hymnus, in welchem von

*) Preller, „Römische Mythologie", S. 218.

jener Prozession die Rede ist. Letztere heißt daselbst die Prozession des Korbes, denn ein solcher, wohl von bedeutender Größe, ward dabei gefahren.

„Heil, Demeter *), o Heil, Vielnährende, Füllerin der Scheffel,
So wie den heiligen Korb jetzt schimmernde Rosse dahinziehn,
Vier an der Zahl, so wird die gewaltige Göttin, die hehre,
Schimmernden Lenz und Sommer und schimmernden Winter uns bringen."

Der erwähnte Hymnus schließt mit einem Gebet an die Demeter:

„Heil dir, Göttin, erhalte die Stadt uns gnädig in Eintracht
Und in gesegnetem Stand; bring jegliches reif von den Äckern,
Segne das Vieh, bring Äpfel und Ähren uns, bringe die Ernte,
Nähre den Frieden, damit, wer säete, dieser auch ernte,
Sei mir gnädig, erflehte, der Göttinnen mächtige Fürstin."

Der Name: „Mächtige Fürstin", oder ähnliche Bezeichnungen werden der magna mater Maria stets beigegeben, und was der Dichter in Hinsicht des Ackerschutzes von der Demeter, die ja auch eine Mutter war, erfleht, dasselbe erbittet das Landvolk von der gütigen „Mamma", der Madonna. — Die von uns bereits klargestellte Beziehung zwischen der Göttermutter und der Gottesmutter erhellt auch aus einem Gebet des Kaisers Julian.

Rhea ist nach einer Schrift des christenfeindlichen Kaisers Julianus die Mutter der Gottheiten, welche die sichtbare Welt beherrschen. Rhea ist Jungfrau, aber Mutter der Götter. An diese Göttermutter richtet Julian ein Gebet, worin er sie um geistige und materielle Gaben bittet. Er fleht für das Römervolk, daß ihm der Makel der Götterlosigkeit fern bleibe, für sich aber bittet er um rechte religiöse Erkenntnis, Tapferkeit, Glück, Vollkommenheit in der Verwaltung der Regierungsgeschäfte und ein ruhmvolles Ende. Ranke findet mit Recht, daß man hier an die Jungfrau Maria erinnert werde **). Das Gebet dieses Heiden

*) Im heidnischen Altertum rief man jener Göttin zu: Heil dir! — Diesem entspricht das heutige Viva Maria! Unzählige Male sah ich an den Wänden der Häuser Zettel, bedruckt mit diesem Ausruf.

**) „Weltgeschichte" IV, 85.

an die Göttermutter ist immer noch besser, als Tausende von Gebeten an die heutige Gottesmutter, welche von dieser glückliche Lottonummern erflehen*).

Im Tempel der großen Mutter von Monte Vergine haben die Pilger ihr Werk vollendet, haben Gelübde gethan und Gelübde gelöst, wie einst die Heiden vor der großen Mutter an derselben Stätte, Geschenke an Kerzen, Goldschmuck, Geld für Messen haben sie dargebracht. An einer Stelle der Kirche ist es Sitte, in die Tasche zu greifen und, ohne zu zählen, eine Handvoll Münze in den Opferkasten zu werfen. Letzterer hat sich oft gefüllt. Im vorigen Jahre überbrachte ein junges Ehepaar der großen Mutter eine Madonnenstatue von purem Silber, eine für den Fall gelobte**) Gabe, daß die Mamma Schiavona einen Sohn gewähre. Die „Mamma“ hatte diesen Wunsch erfüllt, das Ehepaar erhielt einen Sohn und löste sein Gelübde, wie es früher die Heiden vor ihren Göttern thaten. Die Rückfahrt der Pilger beginnt. War die Hinfahrt heiter, so ist die Rückfahrt mehr als heiter, die ganze Fahrt aber heißt im Volksdialekt: La juta (für gita, Spazierfahrt).

Am Abend des ersten Pfingsttages gelangt man nach Nola, wo die frommen Pilger bis zum nächsten Morgen verweilen, um in der Nacht Orgien zu feiern, welche an den Lärm bei den Festen der großen Göttermutter Rhea Kybele erinnern. In Nola wird dann jedes Haus, jeder Platz, jede Straße zur Herberge, Festschmuck begrüßt die Verehrer der magna mater dort überall und die ganze Nacht schweigt das Donnern der Bomben nicht. Man kennt diesen Festlärm unter der Bezeichnung La sfida del fuoco, die Herausforderung des Feuers. Es handelt sich dabei um den Wettstreit derjenigen, welche einander durch Bomben- und Feuerlärm übertreffen wollen. Man ißt, trinkt, tanzt im Freien, an

---

*) Siehe Teil I dieser Schrift Kap. 8.

**) Virgil gelobte der Venus in Sorrento eine Amorstatue und löste dies Gelübde nach Vollendung der Äneis.

Schlaf wird kaum gedacht und zu den gewöhnlichen Dingen gehört dann allerlei Unglück, durch jene sfida del fuoco veranlaßt. Diese Beschädigten sind die Märtyrer der Religion. Zur genannten sfida gesellt sich in Nola eine zweite, la sfida del canto (Gesang). Unter den Pilgern befinden sich stets Improvisatoren, zum Teil solche, die von ihren resp. Parteien honoriert und für solchen Wettkampf mitgenommen werden. Ein solcher Improvisator tritt öffentlich auf und beginnt seine Verse zu recitieren, worin er die **Mamma Schiavona** preist, ihre Wunder verherrlicht und das Lob anderer Santi meldet. Dasselbe Thema behandelt, nachdem jener sein Singen und Sagen beendigt hat, ein anderer und es kommt nun darauf an, wer von beiden den meisten Beifall erntet. Dann folgen auf allgemeines Verlangen andere Wettgesänge, z. B. die Schilderung der Pilgerfahrt, Lob der Makaroni, der Rosse, der Wagen. Hier haben die Wettsänger Gelegenheit, Neckerei einzuflechten und einander mit Stichelreden nahe zu kommen. Die Parteien erhitzen sich, wie einst die Parteien im römischen Zirkus, der Lärm, das Gelächter, Pfeifen, Schreien, Brüllen wird entsetzlich, ärger als der wilde Festlärm, welcher einst das Bild der Göttermutter **Rhea** umtoste, der Wein erregt die Streitenden und für gewöhnlich folgt eine dritte sfida, bei welcher die Schuß- und Stichwaffe ihre blutige Sprache redet. Zwar sind in Nola unter den Pilgern jedesmal Hunderte von Carabinieri und andere Sicherheitsmänner, welche von Neapel aus dorthin geschickt werden, aber trotz ihrer Zahl ist es unmöglich, die wilderregten Massen zu bändigen und jedes Unheil zu hindern. Am nächsten Tage erscheint jedesmal die Quästur in Neapel wie ein Arsenal, angefüllt mit Waffen aller Art, welche die Polizei den enthusiastischen Pilgern in Nola konfiszierte, und oft gesellt sich zu dem jauchzenden Haufen, der von Nola heimkehrt, ein Leichenzug. Die Feste der großen Göttermutter **Rhea** hatten auch ihre Märtyrer, nämlich manche Priester derselben, **Galli** genannt, welche im religiösen Begeisterungswahnsinn sich selbst entleibten.

Vor fünf Jahren war ich in Nola, um dort jenem „Kampf der Wagen und Gesänge“ beizuwohnen. Ich sah die geschmückten Wagen in die Stadt hinein sausen und rasseln, begrüßt von

brüllenden Menschenhaufen, ich sah alle Plätze und Terrassen angefüllt mit schmausenden und trinkenden Pilgern und Pilgerinnen, sie sangen, jauchzten, kreischten, jubelten.

„Heulend erschallt des Gefolges Gejauchz und die rasende Flöte
Gellt und die weibliche Hand paukt auf das dröhnende Fell."

So sagt Ovid (Fasti IV, 341) vom Fest der Göttermutter, so schaute und hörte ich's beim Fest der Gottesmutter, wo dasselbe Instrument beim Tanz benutzt wird, wie vor Jahrtausenden, nämlich das dröhnende Fell der Schellentrommel, das dem Kultus der heutigen magna mater geweihte Instrument *). Ich wohnte einer sfida del canto bei und sah die leidenschaftliche Teilnahme der Parteien, welche gegen Mitternacht in blutigem Streit mit einander rauften, wobei das gellende Geschrei der Weiber und das Zischen der Raketen wie Schlachtmusik jenen Kampf der trunkenen Pilger begleitete. Die Wettsänger, denen Apoll „Der Lieder süßen Mund" geschenkt, verstummten und verschwanden, niemand tastet sie bei solchen Gelegenheiten an. „Der Sänger triumphiert in Wettern."

Poetische Wettkämpfe bei religiösen Festen kannte schon das hellenische Altertum, wir brauchen nur an das rauschende Fest der großen Dionysien in Athen zu erinnern. Süditalien, das einstige Großgriechenland, hat diese Tradition bewahrt. Poetisch-musikalische Wettkämpfe sind auch in Neapel beim Piedigrottafest, dem Geburtsfest der Madonna, in der Nacht vom 7. bis 8. September jeden Jahres, und das Interesse der Gesamtbevölkerung wendet sich alsdann jenem Wettstreite zu, an dem sich hervorragende Maestri beteiligen. Die besten Lieder brechen sich, vom Beifall getragen, selbst Bahn und wie von Flügeln getragen, eilen sie schnell durch das gesamte Südland **). In seinen vielgelesenen

*) Über die Schellentrommel der großen Mutter Rhea, über ihre Priester und ihr mit Orgien verbundenes Fest, siehe Preller, „Römische Mythologie", S. 737. Dies Fest war, wie heute, ein Karneval.

**) Siehe hierüber Ausführliches im dritten Teil.

Erinnerungen schreibt Settembreni: „Das Jahr 1839 brachte Neapel drei merkwürdige Dinge, die erste Eisenbahn, die Gasbeleuchtung und Te voglio bene assaje (assai)“, d. h. ich bin dir so gut. Mit diesen Worten beginnt ein in der obengenannten Nacht zum erstenmal im Wettstreit gesungenes Lied, dessen Verfasser niemand kennt, das aber bis heute zu den bekanntesten Canzonen gehört. Der große Komponist Bellini hat in zwei seiner Opern Melodieen verwertet, die er zu Neapel in solcher Festnacht hörte. Während sich dieser ursprünglich rein volkstümliche Wettstreit seit etwa zehn Jahren in das Gewand der Kunst kleidet, hat er in Nola seinen Urcharakter bewahrt. Die Leistungen solcher Improvisatoren, wie sie in Nola auftreten, sind niemals aufgezeichnet und es ist mir unmöglich, solche Verse, wie ich sie in Nola hörte (stets im Volksdialekt), wörtlich wiederzugeben. Die Gedanken der von mir erhaschten Bruchstücke sind in folgenden schlechten Reimen enthalten, welche den Inhalt und den Charakter jener Improvisationen wiedergeben:

„Hört, ihr Leute, was ich thu' singen,
Das Lob der Madonna soll erklingen.
Monte Vergine ist ihr Heiligtum,
Bei allen Völkern kennt man ihren Ruhm.
Wie ist ihr Thron so wunderprächtig,
Wie gütig ist sie und wie mächtig u. s. w.“

Einige Verse eines Improvisators über die Pilgerfahrt, mit Jubel aufgenommen, lassen sich in Sinn und Charakter so wiedergeben:

„Bomben donnern laut in Napel,
Unsere Fahrt, die geht vom Stapel.
Jubelschrei und Bombenkrach,
Machten da die Schläfer wach.
Würste, Brot und Schinkenschnitt
Nahmen unsere Weiber mit u. s. w.“

Poetische Wettkämpfe, welche das italische Festland nur in Campanien kennt, gehören bis auf den heutigen Tag in Sicilien zu den gewöhnlichen Dingen und bilden dort die Volksfreude und Volkeslust. Solchem Wettstreit kann man namentlich zur Ernte-

zeit beiwohnen. Je zwei Landarbeiter improvisieren um die Wette und zwar so lange, bis einer den anderen mundtot gemacht hat. Bei Heiligenfesten ist der „Kampf der Gesänge“ dort ein gewöhnliches Ding und geschieht meist unter freiem Himmel, wobei den Streitenden nach der „Sfida“ aus guten Gründen die Waffen abgenommen werden. In dem Städtlein Avola feiert man jedes Jahr das Fest des dortigen Schutzheiligen St. Conrad, wobei mehrere Jünglinge, im Improvisieren geübt, in der Kirche nacheinander das Lob des Heiligen in Versen vortragen. Ähnliches wird aus Galermo (nicht Palermo) berichtet, wo die besten Improvisatoren bei dem Fest des Schutzheiligen Preise erhalten. In Carini feiert man am 3. Mai jeden Jahres das Fest der Kreuzfindung, wobei in der Kirche das Leiden und Sterben Christi von Improvisatoren im Wettstreit besungen wird. In neuester Zeit hat sich Doktor Pitré ein hohes Verdienst dadurch erworben, daß er vieles von solcher noch immer blühenden Volkspoesie gesammelt und herausgegeben hat.

Jahrtausende zurück. Solche Wettkämpfe kannten schon Jahrhunderte vor Christo die Hirten Siciliens, wie die uns erhaltenen Hirtenlieder des hellenischen Idyllendichters Theokrit beweisen, der im Jahre 295 vor Christo in Syracus geboren ward und welchem Apollo die Gabe verlieh, die einfache, volkstümliche Poesie jenes Landsvolks als Leistung der Kunstpoesie wiederzugeben. Religiöse Feste mit Wettgesängen zu verherrlichen, war zu Theokrits Zeiten allgemeine Sitte. Beim Fest der Artemis nämlich strömten Hirten in die Städte und sangen um die Wette das Lob dieser Gottheit bei und in ihrem Tempel. „Sie kommen in die Stadt mit starken Hirtenstäben, tragen einen mit Samenkörnern gefüllten Ranzen, auch Brot und im Schlauche Wein. Sie singen um die Wette und der Sieger erhält das Brot. Die Überwundenen ziehen in die benachbarten Orte und erbitten dort Nahrung, wobei sie Verse singen“ *). So war es vor Jahrtausenden und noch

*) Über diese sicilianischen Wettgesänge und Improvisatoren beziehe ich mich auf das bekannte Werk von Professor Dr. A. Holm, „Die Geschichte Siciliens“, II, 306 ff.

heute blüht der Wettstreit im Singen und Sagen! Wie man heute das Lob der Gottesmutter von Monte Vergine (Jungfrauberg) singt, so hat man einst das Lob der Göttermutter desselben Berges, Mons Parthenius (Jungfrauberg) genannt, gesungen. „Cantata“, — so nennt man jenes Wettdichten in Nola.

Jene uralte Gabe des improvisierten Singens und Sagens haben wir als eine dem gesamten Südvolk verliehene zu betrachten, denn, was einzelne in besonderer Weise leisten, gehört als Allgemeingabe der Gesamtheit. Wundersame Schlagfertigkeit, verbunden mit dem Drang, das Empfundene und Gedachte in jeder Weise, also vor allen Dingen durch das Wort, zu äußern, sind Eigentümlichkeiten des Volkes in Südwelschland. Kein Land hat so viele Improvisatoren aufzuweisen, als Italien. Wenn Kaiser Augustus nicht einschlafen konnte, ließ er sich durch Fabulatores, welche Geschichten improvisierten, in Schlaf (nicht singen, sondern) erzählen. Die römische Volksposse der sogenannten Fabulae Atellanae, aus Atella in Campanien stammend, war größtenteils Improvisation, der Pantomimus des römischen Theaters, bei allen Ständen beliebt, war ein Improvisieren durch Miene und Geberde. Kaiser Friedrich II., der große Hohenstaufe, hatte an seinem Hofe Improvisatoren, im „Singen und Sagen“ gewandt. Der Held in Andersens Roman der „Improvisator“, erntet seine Lorbeeren in Neapel. Wer unter dem Südvolk lebt, findet das improvisierte Singen und Sagen an allen Ecken und Enden und zwar durchweg nur bei den Angehörigen niederer Stände. In den Weinbergen, auf der Heerstraße, auf der Karre, in der Barke hört man improvisiertes Singen, welches zugleich ein Sagen ist. Arbeiter, Fischer, Karrenführer, Männer, Weiber, Kinder, singen im eigentümlichen, stets melancholischen Tonfall ihre Gedanken und Gefühle in die Welt hinaus. In den Abend- und Nachtstunden sind Wettgesänge an gewissen Stellen Neapels und Umgegend etwas Gewöhnliches. Zwei Parteien junger Leute bilden sich, jede hat ihren Vorsänger. Dieser neckt in Versen die andere Partei, wird wieder geneckt, worauf bei jeder Strophe der Chor mit einem an das Gebrüll der Brüllaffen erinnernden tiefen Kehlton einfällt und diesen Ton so lange, als möglich, anhält. Man nennt dies letztere

die Stenta, d. h. Anhaltung. Eine wichtige Rolle im Leben des niederen Volkes spielt das, was man risposta per le rime nennt. Der eine hat's nicht gut auf den andern und macht in seiner Gegenwart eine spitzige Bemerkung. Alsbald antwortet dieser mit einem schlagfertigen Reim, und in den meisten Fällen schweigt die poetische Wechselrede erst dann, wenn der Dolch ein trauriges Wort gesprochen. Zerlumpte, herrenlose Knaben sind in Neapel zu Hunderten, ohne Dach und Fach. Kürzlich bettelte mich ein solcher an. Ich zeigte ihm einen Soldo und sagte: Junge, den bekommst du, wenn du mir auf der Stelle einen Vers auf deine Lumpen hersagst. Die Augen des schmutzigen Burschen blitzten und auf der Stelle hatte er einen Vers, der auf deutsch ungefähr so lautete:

„Ich hab' keine Mutter, ich kann nicht flicken,
Ihr könnt meine Lumpen zum Schneider schicken."

Kürzlich begegnet mir derselbe Bursche wieder, dicht neben einem Kuchenladen. Natürlich kennt er mich sofort und ruft: Herr, gebt ihr mir wieder einen Soldo? — Freilich, aber erst gieb mir den Vers! Der Junge schaute in den Kuchenladen, machte einen bezeichnenden Gestus und sprach ungefähr so:

„Hier seht ihr einen Laden voll Kuchen,
Da könnten wir beide es einmal versuchen."

Geschickte Improvisatoren sind die nach antiker Sitte stets als Narren gekleideten öffentlichen Ausrufer Neapels, die oft in Versen das Lob einer neueröffneten Weinschenke „singen und sagen" und dann jedem, der Lust hat, einen Schluck aus einer Flasche als Probe bieten. Oft hörte Verfasser, wie man einem solchen in Reimen antwortete, etwa so:

„Meinst du, ich sei ein dummer Bauer?
Dein scheußlicher Wein ist essigsauer!" —

Die Fabulae Atellanae der Römer haben in Neapel ihre Fortsetzung in der Volksposse, in welcher der allzeit schlagfertige Pulcinella Prosa und Poesie improvisiert und jeder Lazarone ist imstande, aus dem Stegreif eine Rede zu halten.

Unsere Pilger gelangen von Nola aus zunächst nach Madonna dell' Arco, wo eine Arretenata (Halt) gemacht wird, um daselbst der dortigen Madonna eine erwünschte Aufwartung zu machen. Was die magna mater von Monte Vergine nicht gewährte, erlangt man hoffentlich von der Madonna dell' Arco, denn letztere ist eine andere Gottheit als jene. Bild und Gottheit werden identifiziert und wurde mir aus Volkesmund die Versicherung: „Die Madonnen von Monte Vergine, von dell' Arco und Predigrotta sind drei Schwestern." — Endlich am Nachmittag erfolgt der Aufbruch und gegen vier Uhr der triumphierende, bakchantische, jubelvolle Einzug in Neapel, ein Karnevalszug, ein Satyrspiel, welches bekanntlich den Beschluß der hellenischen Dramen bildete.

Die lange Hafenstraße verwandelt sich am Nachmittag des zweiten Pfingsttages in einen Markt, der allen denen Genußmittel bietet, welche den Einzug der Pilger schauen wollen. Die Einfahrt geschieht von der Magdalenenbrücke her auf der genannten Straße, wo um die erwähnte Zeit jeder sonstige Wagenverkehr aufhört. Für die Pilger gilt es, figura zu machen, die Massen der Zuschauer, allen Ständen angehörig, wollen ein Schauspiel sehen, wie die Römer, wenn sie in hellen Haufen zum Zirkus eilten. Der gegen vier Uhr nachmittags beginnende und stundenlang dauernde Triumpheinzug der Pilger ist ein Unikum, ein sinnverwirrendes Schauspiel. Die mit Fahnen, Guirlanden, Bildern geschmückten Wagen; die mit bunten Bändern und Glocken versehenen Rosse; die in bakchischem Jubel singenden, musizierenden, schreienden Pilger, grün bekränzt; die Wagen aller Art, von der vierspännigen silberbeschirrten Karosse bis zum Ochsenkarren, der ein Dutzend Wäscherinnen und ebenso viele Schustergesellen trägt, alles dies bietet stets neue wechselnde Bilder. Die Fuhrwerke kommen daher wie Lützows wilde Jagd; die Rosse, Maultiere, Esel, Ochsen werden in leidenschaftlicher Wut angetrieben. In tosendem Jubel werden die Ankömmlinge begrüßt, Lob und Tadel reichlich gespendet. Kein Wagen, kein Zugtier, keine Peitsche, kein Insasse ist ohne Schmuck, am prächtigsten sind die Ochsenkarren. Laubdächer beschatten dieselben, Guirlanden von Lorbeer und Myrthe bilden die Seitenbekleidung und hoch ragt darin das Bild

der Mamma Schiavona. An anderen Wagen sind die Rosse mit Blumen, Federn, Roßschweifen, Bändern geschmückt, im vorigen Jahr sah ich eine dreispännige Kutsche, deren Rosse ausgestopfte Vögel trugen, eine andere, deren Rosse mit silbernen Uhren behangen waren. Glocken tragen alle Zugtiere und melden sich dadurch an, viele Pilger haben Hornbläser mitgenommen, oder blasen auch selbst, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Und gellende Hörner erschallen darein.“ Zu letzteren gesellt sich in vielen Karossen die Schellentrommel der Göttermutter, dazu unter Kastagnettengeklapper heitere Lieder. So rauscht und rasselt der Festzug vorüber, es gilt, im scharfen Trabe zu fahren und wer die Mittel hatte, nahm zu dem Ende Rosse, welche scharf ausgreifen, Cavalli camminatori nennt sie der Dialekt. Bisweilen erfolgt eine pizzata, ein Zusammenstoß, bisweilen stehen ermüdete Zugochsen still, ein Karrenhaufen hemmt die übrigen Karossen, auch zeigen sich manche müde Rosse, den weinenden Pferden des Achilles ähnlich. „Weilet mir nicht so träg und steht nicht trauernden Herzens.“ — Bald sind die Hindernisse beseitigt, neue, bunte, fahnengeschmückte, kranzumwundene Wagen stürmen daher, neuer Jubel, neues Trompetengeschnatter! — Nach diesem Einzug macht man figura in anderen Straßen, um schließlich den letzten Heller in einer Cantina, oder Osteria beim Sternenschimmer zu vertrinken.

Das sind die Pilger der Magna Mater, der Rhea-Madonna!

Im fünften Jahrhundert ward der ehrwürdige, gelehrte Abt Isidorus von Pelusium von einem Heiden gefragt, welcher Unterschied sei zwischen der magna mater Rhea der Heiden und der magna mater Maria der Christen? Die römische Kirche hat eintausendvierhundert Jahre benutzt, um diese Frage unbeantwortet zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Olympischer Wohlgeruch.

„Ich atme Götterduft."
Euripides.

In der idealen Schönheit hellenischer Göttergestalten spiegelte sich die menschliche Schönheit, auf welche man in Griechenland einen so hohen Wert legte, und während die Künstler dem Marmor die Schönheit der Götter einhauchten, unterließen die Dichter nicht, die Gestalt derselben zu beschreiben.

Vom olympischen Zeus sagt Homer:

„Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos."

In Übereinstimmung mit diesen Worten der Ilias (I, 528) schuf Phidias das Haupt des Zeus in Olympia, dessen antike Nachbildung wir in der vatikanischen Kunstsammlung bewundern. Wie Homer stets mit kurzen, bezeichnenden Prädikaten menschliche Schönheit beschreibt, indem er z. B. von „frischblühenden" Männern redet, so verfährt er ähnlich bei Beschreibung der göttlichen Schöne. — Hera nennt er hoheitblickend, holdlächelnd ist ihm Aphrodite, herrlich Artemis, blauäugig Pallas Athene, welche in prangendem Waffengeschmeide an der Feldschlacht teilnimmt; den ferntreffenden „Herrscher" Apollo dachten sich die Dichter so, wie ihn eine weltbekannte Statue im Vatikan darstellt. Dem Odysseus begegnet Pallas Athene in Gestalt eines Jünglings, lieblich an

Wuchs, wie ein Königskind; schöngelockt ist die Nymphe Kalypso, begabt mit melodischer Stimme (Odyssee V, 58), ebenso Kirke, die holde, melodische Göttin. Aus dem wogenden Meer erhebt der finstergelockte Neptun sein Haupt voll würdevoller Ruhe (placidum caput) und ruft, als er die tobende Flut schaut, das bekannte: Quos ego! — (Äneis I, 135), winkt mit dem Dreizack und durchrollt auf seinem Wagen die wallende Fläche. — Wie die Götter selbst schön sind, so schmücken sie auch ihre Lieblinge mit schöner Gestalt.

„Jetzo schmückte Athene des Tydeus Sohn Diomedes
Hoch mit Kraft und Entschluß, damit vorstrahlend vor allem
Danaervolk er erschien und herrlichen Ruhm sich gewänne.
Flammen ihm hieß auf Helm und Schild sie mächtig umherglühn,
Ähnlich dem Glanzgestirn der Herbstnacht, welches am meisten
Klar den Himmel umstrahlt, in Okeanos Fluten gebadet.
Solche Glut ließ jenem sie Haupt umflammen und Schultern.“

Wie die Götter ihre eigene Gestalt verwandeln, so verrichten sie dies Wunder auch an den Menschen. Pallas Athene erweist solche Gunst ihrem Liebling Odysseus, den Bettler verwandelt sie in einen schönen Mann.

„Aber das Haupt umgoß ihm mit Anmut Pallas Athene,
Daß er höher erschien und völliger, auch von dem Scheitel
Goß sie geringeltes Haar, wie die purpurne Blum' Hiakinthos.
Also umgoß die Göttin ihm Haupt und Schultern mit Anmut.
Jetzo entstieg er der Wann', an Gestalt den Unsterblichen ähnlich.“
(Odyssee XIII, 156.)

Nach antiker Anschauung war der Geruch kostbarer Salbe von einer schönen, mit Festgewändern geschmückten Gestalt unzertrennlich. Einem Gast ward in dem Hause seines vornehmen Gastgebers nach der Ankunft stets die Wohlthat des Bades zuteil, welches damit abschloß, daß jener mit wohlriechender Salbe versehen ward (Odyssee XIII, 154). Kostbare Salben spielten im antiken römischen Leben bei der vornehmen Welt eine wichtige Rolle und die Salbenbereitung in Capua gehörte zu den wichtigsten Zweigen der Industrie. Vornehme Frauen dufteten von den zartesten Salben und waren zu gewissen Zeiten des Tages, wenn

die Prachtkleider angelegt waren, von Salbendüften eingehüllt. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn Dichter diesen Zug des antiken Lebens auf die Götter übertragen. Von der dem Äneas begegnenden Venus sagt Virgil (Äneis I, 402):

> „Und den ambrosischen Locken entatmete süß von dem Scheitel
> Göttlicher Duft, tief floß das Gewand zu den Füßen hinunter,
> Und ganz Göttin erschien in dem Gange sie.“ — — —

Die Dichter sagen nie, was sie unter göttlichem Duft verstehen, oder wie sich derselbe von irdischem Wohlgeruch unterscheidet. Es genügt, hier zu konstatieren, daß es nach dichterisch-mythologischer Anschauung einen olympischen Wohlgeruch giebt, einen odor divinus.

Eine Kluft von Jahrtausenden trennt unsere Gegenwart von jenem „Singen und Sagen“, aber die römisch-katholische Kirche sorgt dafür, daß jene Märchen aus alten Zeiten nicht vergessen werden, denn sie behauptet, daß jener olympische Wohlgeruch, der odor divinus des Virgil, noch jetzt vorhanden sei und den „Heiligen“, d. h. den Lieblingen Gottes, mitgeteilt werde.

Vor einigen Jahren sah ich in der Kirche des heiligen Lorenzo in Neapel ein neues Bild, dessen Gegenstand durch seinen ungewöhnlichen Charakter meine Aufmerksamkeit fesselte. Man erblickt auf besagtem Bilde einen fliegenden Mönch. Dem Dädalos verlieh die griechische Mythologie Flügel, jener Mönch aber eilt ohne Flügel durch die Luft. Wer ist dieser Santo? Mit dieser Frage wandte ich mich an eine Frau, die im andächtigen Aufblick vor jenem Bilde geweilt und ihre Andacht vollendet hatte. Die Antwort war: Das ist St. Giuseppe di Copertino. — Meine Frage lautete weiter: Warum fliegt dieser Santo? Die Frau erwiderte: Das ist ein ratto portentoso del Santo, eine wunderbare Entzückung des Heiligen. Diese Antwort löste mir das Rätsel nicht, denn ich hatte bis dahin wohl manche als in Verzückung befindlich dargestellte Heiligengestalt gesehen, aber nie eine fliegende. Der Sakristan gab schließlich die Aufklärung, daß die geistige Verzückung dieses Heiligen sich seinem Körper mitgeteilt habe und derselbe unzählige Male, wie ein jeder wisse, ohne Flügel durch

die Luft geflogen sei. Diese wunderbare Kraft sei ihm als Lohn für seine durch Askese erlangte Heiligkeit zuteil geworden, und zwar als eine nur wenigen Heiligen geschenkte Gnadengabe.

Der Sakristan sagte, was die Kirche lehrt, wie aus einem vielgelesenen Buch erhellt, betitelt: Kompendium des Lebens, der Tugenden und Wunder des Beato Giuseppe di Copertino, verfaßt von Antonio Basile, Franziskaner-Provinzial. Dies Buch zeigt auf den ersten Seiten die Bestätigung der erzbischöflichen Kurie, welche bescheinigt, daß dasselbe „in keiner Hinsicht die orthodoxe Kirchenlehre und die Moral verletze“ *). Eine zweite Behörde, die jetzt nicht mehr vorhandene theologische Fakultät Neapels, bescheinigt dem Verfasser, wie man gleichfalls auf der ersten Seite des Buches liest, daß alle in demselben beschriebenen Thaten (res gestae) des durch seine Heiligkeit berühmten Santo geeignet sind, „die Seelen zur Tugend zu ermuntern, daher dem öffentlichen Wohl nützen werden“. (Res gestae publicae felicitati maxime profuturae videntur.) Hören wir nun, was die „Kirche“ von jenem christlichen Dädalos behauptet. Wir übersetzen einige Stellen des achten Kapitels, welches die Seiten 19 bis 26 umfaßt.

„Wie nun die göttliche Liebe das Herz des Beato Giuseppe von seiner Kindheit an entzündete, so begannen schon von da an die Verzückungszustände (moti estatici), sowie die Verzückungen des Geistes, welche nach seiner Priesterweihe sich in die tiefsten Ekstasen verwandelten und bis an seinen Tod fortdauerten. Diese Zustände waren so häufig, daß man sie fortlaufend nennen konnte und folgten oft unmittelbar aufeinander, indem jede von Gott ihm gewordene kleine Veranlassung genügte, um zu bewirken, daß er laut schrie, außer sich geriet und so mit Gott sich vereinigte. Der wirkliche Eindruck der göttlichen Liebe, welche ihn dann ergriff, ließ sich nicht bezweifeln, denn, wenn man ihn während solcher Ekstase mit Nadeln stach, mit Eisen schlug, mit brennenden Fackeln berührte, und den Finger an die Pupillen der offenen Augen brachte, so rührte er sich nicht. Er erhielt den Gebrauch seiner

---

*) Censeo, nihil in eo (libro) deprehendi, quod Fidem orthodoxam bonosque mores laedat.

Sinne erst dann wieder, wenn Gott ihn freiließ, oder wenn er vom Gehorsam zurückgerufen wurde.“ —

Wir sehen, wie die unwissende, nach Wundern haschende und hungernde „Kirche“ krankhafte Zustände eines Franziskanermönches benutzt, um daraus die Heiligkeit des letzteren zu beweisen. Bis auf den heutigen Tag besteht, wie allbekannt, zwischen den Mönchsorden ein ehrgeiziger Wetteifer in Hinsicht der Aufstellung von Heiligen, ein Brotneid, welcher wieder mit dem von Lug und Trug vergifteten Wetteifer in Hinsicht der Wunder zusammenhängt. — Hören wir jenes Buch weiter.

„Wenn schon die Verzückungen des Geistes ihn als ein Wunder der Liebe zeigten, so geschah dies vielmehr durch die Verzückungen (rapimenti) des Körpers. Diese waren so häufig und wunderbar, daß keiner unter den Heroen der heiligen Kirche (fra gli Eroi della santa chiesa) nach dieser Seite so reichlich begnadigt worden ist. Unzählbar waren diese Ratti, indem mit dem Geiste unseres Heiligen auch sein Körper davon flog.“ —

Nun folgen die Erzählungen von dem Fliegen des flügellosen Mönches. Der Verfasser läßt uns wissen, daß er nur eine Auswahl der Wunder bietet und der Leser muß ihm danken. Schon bei Lektüre dieser Auswahl (Seite 20 bis 26) wird dem Leser seltsam zumute und würde man verurteilt werden, alle „Ratti“ dieses „hochbegnadigten“ Heiligen zu lesen, so könnte es geschehen, daß man selbst den Anfall eines Ratto bekäme. — Wir bieten im Folgenden nur eine Auswahl aus jener Auswahl, um den Leser vor jedem Ratto zu bewahren.

Eines Tages hört unser St. Giuseppe die Schalmei der Hirten, welche überall in Süditalien mit dieser Musik das Weihnachtsfest begrüßen. Plötzlich fängt er an zu tanzen, schreit auf und fliegt wie ein Vogel (come un uccello) in der Kirche zum Altar hinauf, wo er vor dem Behälter des Allerheiligsten (del Christo sacramentato) eine Viertelstunde schwebend weilt. Diesen Flug auf den Altar wiederholte er später an verschiedenen Stellen, flog auch bisweilen auf die Kanzel, wobei jedesmal „der Körper dieses Heiligen der leidenschaftlichen Gottesliebe des Geistes folgte“.

„Einst wollte man bei Copertino den Golgathaberg darstellen, wozu man einen Hügel neben dem Kloster della Grottella benutzte. Zwei Kreuze waren schon erhöht, aber zehn Personen waren nicht imstand, das dritte, schwerste Kreuz aufrecht zu stellen. Das sah St. Giuseppe. Plötzlich, von dem Feuer seines Inneren fortgerissen, flog er vom Thor des Klosters achtzig Schritt auf das Kreuz zu und brachte dasselbe in die richtige Lage.“

Dieser Flug ist auf jenem zu Anfang von uns genannten Bilde in der Kirche St. Lorenzo dargestellt, und zahllose kleine Bilder dieser Historie sind unter dem Volk Süditaliens verbreitet.

Unser Berichterstatter erzählt weiter, daß man den heiligen Giuseppe oft auf den dünnsten Zweigen eines Ölbaumes sitzen sah, daß er bei dem Fest der Einkleidung einiger Nonnen einen Mönch erfaßte und mit demselben zu einem Wirbeltanz in die Luft flog, nachdem er von Gott in Bewegung gesetzt war. Überall werden in erwähntem Buch die Kanonisationsakten als Beweis angeführt. Letztere sagen, daß unser Giuseppe sechzig solcher Ratti hatte.

„In Neapel bei Celebrierung einer Messe flog St. Giuseppe schreiend auf den Altar, wo er zwischen Lichtern knieend verharrte. In Gegenwart des Papstes, in dessen Person er Christum betrachtete, ward er in Verzückung in die Höhe gehoben. Ähnliche Wunder verrichtete St. Giuseppe als ein Günstling Gottes in Assisi. Unter dem Ruf: O schöne Maria! flog er, den Padre Thürhüter mit sich reißend, über die Köpfe der Menge, zum heiligen Schreck aller. In Assisi brachte man einen geisteskranken Cavaliere zu ihm mit der Bitte, ihn zu heilen. St. Giuseppe löste die Fesseln desselben, ergriff ihn bei den Haaren, schrie laut und flog mit ihm, indem er ihn beim Schopf hielt, in die Luft, wo beide einige Zeit verharrten. Alle staunten, sie sahen, daß der Cavaliere geheilt war und lobten Gott, der so große Dinge in seinem Knechte wirkt.“ —

Bei dieser Gelegenheit sei an jenes apokryphische Buch des Alten Testamentes erinnert, welches betitelt ist: „Vom Drachen zu Babel“. — Im 34. Vers heißt es von einem Propheten: „Da faßte ihn der Engel oben beim Schopf und führte ihn, wie

ein starker Wind, gen Babel." Nach dem Muster dieser Legende sind die von der Kirche approbierten Märlein von St. Giuseppe fabriziert. —

Auf Seite 29 bis 31 jener mehrerwähnten Schrift wird eine besonders wichtige Geschichte von der Flugkraft unseres St. Giuseppe erzählt. Der Herzog Friedrich von Braunschweig kam nach Assisi und obgleich er ein lutherischer Ketzer war, wünschte er doch, jenen Giuseppe, dessen Ruf nach Deutschland gedrungen war, kennen zu lernen. Giuseppe celebrierte in Gegenwart des Fürsten die Messe, schrie dabei plötzlich auf, flog fünf Schritte durch die Luft und kehrte auf dieselbe Weise wieder zum Altar zurück. Am nächsten Tage geschah ein ähnliches Wunder. Als Bruder Giuseppe bei der Messe die Hostie emporhob, schwang er sich plötzlich hoch in die Luft und verweilte dort eine halbe Viertelstunde. Auch für dieses Wunder beruft sich der Berichterstatter auf die Akten, welche bei dem Kanonisationsprozeß unseres Fra Giuseppe entstanden sind. Diese Akten sagen, daß jenes wunderbare Fliegen den genannten Herzog von Braunschweig veranlaßte, die „lutherische Ketzerei" abzuschwören und sich in den Schoß der heiligen, apostolischen, römischen Kirche aufnehmen zu lassen.

In diesen Märlein vom St. Giuseppe di Copertino erblicken wir ein Stück Heidentum, wie es nicht deutlicher sein kann. Die Götter der Griechen und Römer, wie die zu Anfang angeführten Citate zeigen, erwiesen ihren Lieblingsheroen eine besondere Gunst dadurch, daß sie gewisse körperliche Eigenschaften und Kräfte derselben erhöhten und vermehrten, wir erinnern an dasjenige, was die angeführten Stellen aus den Dichtungen des Homer von den Götterlieblingen Diomedes und Odysseus aussagen. St. Giuseppe di Copertino war ein „Heros" der heiligen Kirche, er war ein „Günstling Gottes" (Favorito di Dio) *). Beide Prädikate werden ihm z. B. auf Seite 20 der genannten Schrift beigelegt. Diesem Liebling des Himmels wurden durch die „Grazia divina" erhöhte körperliche Kräfte und Gaben zuteil, welche ihn zu besonderen Leistungen befähigten und in den Stand setzten, seine

*) So nennt ihn das erwähnte Buch oft.

Eigenschaft als Liebling Gottes durch die Wunderleistung des Fliegens zu beweisen. So steht er auf einer Linie mit jenen Götterlieblingen und Heroen, welche sich der Göttergunst zu erfreuen hatten. Er ist bewährt und bewiesen als Liebling des Himmels, wie z. B. Äneas, dessen körperliche Eigenschaften von der Venus wunderbar erhöht wurden.

„Siehe, da stand Äneas und strahlt in der Helle des Tages
Hehr an Schulter und Haupt, wie ein Gott, denn die Göttin selber
Hatte anmutige Locken dem Sohn und blühender Jugend
Purpurlicht und heitere Würd' in die Augen geatmet.
Sowie das Elfenbein durch Kunst sich verschönt, und wie Silber
Prangt und parischer Stein in des rötlichen Goldes Umrandung."
(Äneis I, 590.)

Die Wunderkraft des Fliegens ist die goldene Umrandung des Himmelslieblings St. Giuseppe. Anmutige Locken durfte die heilige Kirche dem genannten nicht geben, denn solche ziemen sich für einen Asketen nicht, blühende Jugend paßt nicht für einen, der sich von der sogenannten „Welt" gänzlich gelöst hat. Aber die Kraft des Fliegens läßt sich diesem Favorito beilegen. So steht in ihm ein zweiter Diomedes vor uns, denn wie dieser Heros überstrahlt er alles Volk und erringt sich, seinem Orden, sowie der heiligen Kirche hohen Ruhm.

St. Giuseppe aber besaß noch eine zweite „goldene Umrandung", welche den Heiligen ebenfalls nur selten zuteil wird. Er zeichnete sich aus durch himmlischen Wohlgeruch (Odore celestiale) und dies war der himmlische Lohn für seine Sittenreinheit. Der genannte Verfasser beruft sich in der Biographie des Heiligen auch in dieser Hinsicht auf die „apostolischen" Akten des Kanonisationsprozesses. Seite 42 heißt es:

„Wegen seiner Reinheit ward er von Gott mit einem Odore celestiale belohnt, und dieser ist, wie der Kardinal di Lauria nebst anderen geistvollen und hochgelehrten Männern sagt, ein sicheres Zeichen der Reinheit."

Wir erinnern hier an die oben angeführte Stelle aus der Äneis und sehen, daß, wie sich Venus durch einen odor divinus bemerklich macht und ihren Gottheitscharakter bezeugt, so hier

St. Giuseppe seine übermenschliche Heroennatur durch den himmlischen Wohlgeruch beweist. Der sterbende Hippolyt erkennt die nahende Göttin Artemis an ihrem odor divinus und spricht:

„Ich atme Götterduft, inmitten meiner Pein
Nahm dein ich wahr." — —
(Euripides in der Tragödie Hippolyt.)

Unsere Biographie fährt fort:

„Die bemerkenswerte Gabe seiner Reinheit ward von allen denen erprobt, welche mit ihm verkehrten oder einen Gegenstand anrührten, den er berührt hatte. Er verbreitete nämlich einen sehr angenehmen Geruch und die von ihm benutzten Sachen bewahrten denselben lange Zeit. In den Zimmern, welche er durchschritt, ließ er einen so bemerkbaren Geruch zurück, daß man, um St. Giuseppe aufzufinden, nichts weiter nötig hatte, als dem Strich des Geruches zu folgen. Sicherlich ist, wie die Meister des geistlichen Lebens lehren, der Geruch der Person ein Zeichen der wahren Reinheit. Aus diesem Grunde waren alle mit Recht überzeugt, daß ein solcher Geruch bei St. Giuseppe*) übernatürlich sei, denn derselbe ließ sich mit keinem anderen Geruch vergleichen, als mit demjenigen, welchen ein Brevier in Assisi aushaucht, von dem man weiß, daß die heilige Klara es benutzte, oder mit demjenigen, welcher den heiligen Sarg des St. Antoninus von Padua umduftet. Alle nennen daher einen solchen Wohlgeruch: Geruch des Paradieses."

Aus vorstehender Darstellung erhellt, daß die römisch-katholische Wohlgeruchslehre eine Norm aufstellt, sofern der himmlische Charakter eines Odeurs dann als festgestellt erachtet wird, wenn der letztere mit demjenigen Geruch übereinstimmt, welcher sich angeblich am Sarge des großen Heiligen in Padua befindet. Natürlich ist anzunehmen, daß ausgebildete Riecher vorhanden

*) Von St. Andrea di Avellino, einem großen Heiligen Neapels, heißt es: Von seinen Händen ging ein sehr lieblicher Geruch aus (soavissimo odore) welcher alle diejenigen, die seine Hände küßten, auch geistig (spiritualmente) erquickte. (T. Schiara, „Vita di S. Andrea", pag. 120.)

waren, um festzustellen, daß jener Geruch des Sarges wirklich mit demjenigen übereinstimmte, welchen der genannte Giuseppe verbreitete. In Apulien giebt es Leute, deren Geschmack in merkwürdigem Grade ausgebildet ist, es sind die Ölschmecker, in großen Ölexporthäusern angestellt, um die feinen Unterschiede des Olivenöls sofort durch Schmecken zu bestimmen. Warum sollte nun der Vatikan, welcher so viele Angestellte besitzt, nicht auch solche haben, deren Geruchssinn vollendete Ausbildung erhielt? Unter den Kardinälen giebt es notorisch nicht wenige Feinschmecker, vielleicht also auch Feinriecher. Ein solcher war St. Giuseppe di Copertino. In der angezogenen Biographie lesen wir auf Seite 41 wörtlich also: „Ein staunenswertes Zeichen seiner Reinheit war die Thatsache, daß er Menschen von unreinen Begierden sofort an dem von ihnen ausgehenden üblen Geruch (fetore) erkannte. Einst sah man ihn unruhig und fragte ihn nach der Ursache dieses Zustandes, da sagte er: Ich redete so eben mit einer von unreinen Begierden erfüllten Person, welche mir in meiner Nase einen unangenehmen Geruch hinterließ, den ich nicht durch Schnupftabak entfernen konnte.“ —

Auch bei diesem Anlaß werden in der Biographie die Kanonisationsakten nach Seitenzahl angeführt.

Der vielgenannte „Heros“ starb 1663. Im Jahre 1735 erklärte Papst Klemens XII., daß Giuseppe di Copertino die theologischen und die Kardinaltugenden im heroischen Grade besessen habe, im Jahre 1751 bestätigte Benedikt XIV. die erforderlichen zwei Wunder und anno 1753 ward der erwähnte unter dem üblichen Pomp in der St. Peterskirche feierlich zum Range eines Beato erhoben, befindet sich also „im Paradiese“ auf gleicher Stufe mit Papst Gregor VII. Sein Grab in der Klosterkirche zu Osimo ist ein berühmter Wallfahrtsort, wo viele Miracoli geschehen. Nachdem der jetzige Erzbischof von Neapel, Kardinal Sanfelice, dorthin eine Wallfahrt gemacht, ließ er das erwähnte Gemälde für die Kirche St. Lorenzo anfertigen und gab durch dies Andachtsbild dem Kultus des fliegenden und wohlriechenden Franziskaners einen neuen Aufschwung.

Wenn den Santi als Lieblingen des Himmels schon bei ihren

Lebzeiten als besondere Gnade der olympisch-paradiesische Wohlgeruch zuteil wird*), so läßt sich erwarten, daß dies Himmelsgeschenk dann erst nachdrücklich zum Vorschein kommt, wenn dieselben sich im Paradiese befinden und dort jene Düfte atmen, welche von den Kundigen als übernatürliche Odeurs erkannt werden. Wir nehmen dies um so mehr an, da erst bei und nach dem Tode dieser Himmelslieblinge die Wunderkraft derselben völlig zum Vorschein kommt. Die Mirakel, welche sie bei Lebzeiten fertig bringen, sind nur wie vereinzelte Raketen, welche dem kommenden, sprühenden und prasselnden Feuerwerk als Einleitung dienen. Diese Erwartung täuscht uns nicht, der olympische Wohlgeruch tritt nämlich an den Leichnamen der Heiligenheroen kräftig hervor.

Wer sich durch das Distelfeld jener zahllosen Heiligengeschichten, von denen Süditalien überschwemmt ist, hindurcharbeitet, findet, wenn er glücklich beim Lebensende des betreffenden Santo anlangt, stets die alten, ewig neu bleibenden Historien wieder. Volksmassen drängen sich herzu, der glorioso corpo des Toten wird geküßt, heilige Diebstähle werden ins Werk gesetzt, indem man dem Santo Stücke seines Kleides, seinen Kranz, womöglich einen Finger raubt, welche heiligen Dinge den heiligen Dieben sofort ihre Wunderkraft offenbaren. Nie thut der Santo ein Strafwunder, um seine Kleider, sein Haar, seine Finger, Arme und Blut gegen Leichenschändung zu schützen, vielmehr ist ihm diese stürmische, diebische Liebe willkommen, er fühlt sich geehrt und geschmeichelt. Überall wiederholt sich auch die Behauptung, daß die Glieder des Heiligen nach dem Tode desselben biegsam blieben und das Blut sich nicht veränderte, ebenso, daß sich dem Wasser, mit welchem die Leichenwäsche geschah, Wunderkräfte mitteilten. — Finden wir solche sich stets wiederholende Historien herzlich langweilig, so zeigen die darauffolgenden Kapitel größere Abwechslung, oft sogar Erfindungsgabe. Am Leichnam nämlich tritt eine mannigfaltige, wunderbare

---

*) Freilich nur wenigen, zu denen unser St. Giuseppe di Copertino gehört, der leider Analfabet war, aber diesen Mangel reichlich durch seinen passiven und aktiven Geruch ersetzte.

Verschönerung ein, die offenen Augen glänzen, himmlischer Schimmer umleuchtet das Angesicht, die Farbe wird weiß und rot, ja bei St. Andrea di Avellino wuchs sogar der Leichnam desselben urplötzlich, was man als cosa sovrumana, als eine disposizione divina erklärte, anzuzeigen den riesigen Ruhm, welcher dem genannten Santoheros bestimmt war. Originell freilich sind solche Erfindungen nicht, sie erinnern vielmehr an dasjenige, was die olympischen Götter, wie zu Anfang dieses Kapitels gezeigt, ihren Lieblingen bei Lebzeiten der letzteren angedeihen ließen. Ähnliche Dinge erfindet die römische Kirche in Hinsicht der Leichen ihrer Santi. Nun folgt in jenen Biographieen gewöhnlich ein Kapitel, welches jeder Originalität ermangelt und ebenso trocken ist, wie das Herz des St. Giuseppe di Copertino, welches in der Leiche desselben deshalb im erwähnten Zustande gefunden wurde, weil eine übernatürliche Hitze (ardore sovranaturale), die Hitze der Andacht, dasselbe „ausgedörrt" hatte. — Besagtes Kapitel erzählt nämlich z. B. von St. Nicóla da Tolentino (am Adriatischen Meer), daß über seinem Grab ein Wunderstern glänzte; von der Santa Teresa, daß man eine Feuerkugel *) und eine Taube gen Himmel fliegen sah; von dem St. Pasquale Baylon, daß man ihn gen Himmel steigend erblickte; von St. Ludwig, dem Sohn des neapolitanischen Königs Karls II., daß er ähnlich seinen olympischen Verklärungsgang zu Gesicht brachte. Solche Historien sind Plagiate aus den Sagen der hellenisch-römischen Mythologie. Schon Herkules ward gesehen, wie er sich vom Öta aus zum Himmel schwang, schon bei der Apotheose des Cäsar glänzte ein Stern, schon im heidnischen Rom sah man Könige und Kaiser, auch Kaiserinnen zum Himmel fliegen, schon im heidnischen Rom fanden sich Leute, welche, wie später in der römischen Kirche, solche Fabeln mit Eiden als Wahrheit erhärteten **). Großes leistet die römische Kirche in der Anatomie, denn zahlreiche Biographieen weilen mit Vorliebe bei den inneren Teilen der Heiligenkörper,

*) Als der jüngste Heilige, G. Perloyre, 1840 starb, erschien ein Kreuz am Himmel, wie Leo XIII. sagt.

**) Siehe erstes Kapitel.

und behaupten, daß in diesen der Charakter des Himmelslieblings sich offenbart habe. — Was früher mit den Eingeweiden der Opfertiere geschah, um Götterzeichen in ihnen zu finden, das geschieht, wie wir in zahlreichen Biographieen lesen, vielfach mit den Eingeweiden der Heiligenkörper, um in ihnen angebliche Beweise besonderer Himmelsgnade zu entdecken. Dabei findet zwischen den verschiedenen Mönchsorden, denen diese Santi anzugehören pflegen, ein Wetteifer statt. Es geht bei dieser Gelegenheit ebenso her, wie bei Kindern, die nach der Weihnachtsbescherung ihre Puppen rühmen, wobei jedes Kind die schönste und merkwürdigste zu besitzen behauptet. Das größte Wunder hatte in obiger Hinsicht die heilige Klara von Montefalco (Umbrien) aufzuweisen. St. Francesco von Assisi besaß als körperlichen Beweis spezieller Himmelsgunst die sogenannten Stigmata (Wundenmale Christi), eine Auszeichnung, bei welcher wir wieder daran gedenken, daß Diomedes und Odysseus als Götterlieblinge von der Athene glänzende körperliche Auszeichnungen zur Erhöhung ihres Ruhmes erlangten. Aber was ist das gegen das Herz der St. Klara von Montefalco? Als sie im Jahre 1308 am 17. August starb, durchwühlte man in heiliger Neugier die inneren Teile ihres Körpers, nahm das Herz heraus und zerschnitt dasselbe. O Wunder! Das in seiner ungewöhnlichen Größe dem Kopf eines neugeborenen Kindes zu vergleichende Herz zeigte inwendig die aus Fleischteilen geformte Nachbildung der heiligen Passionsmysterien, man sah den Gekreuzigten, die Geißel, die Säule, Dornenkrone, Nägel, Lanze und Schwamm, alles in Fleischrelief. Die Welt staunte, aber das Staunen wuchs, als man auch die Leber der Santa zerschnitt und in derselben drei kleine Kugeln einer festen Masse entdeckte. Um das Mysterium dieser letzteren zu lüften, hielten die Theologen einen Rat „und nach ernstlicher Überlegung kamen sie überein, diese Kugeln (globuli) seien nichts anderes, als das Symbol der göttlichen Trinität! Als man dieselben dann auf die Wagschale legte, erreichte das Staunen seinen Gipfel, denn zwei derselben wogen zusammen ebenso viel wie eines, und drei hatten dasselbe Gewicht wie eines, und das eine ebenso viel, wie zwei oder drei. Jene Theologen sahen also die Trinitätslehre

St. Augustins im Fleisch der Leber nachgebildet! Padre Agostino hat in Gegenwart von dreißig Personen jenes Experiment angestellt und diese haben die Wahrheit in Hinsicht jenes Gewichtes mit einer Art Eid bestätigt (verità ratificata con una specie di giuramento) *)."

Das heidnische Rom konnte es wagen, Eide schwören zu lassen, daß man kaiserliche Personen habe gen Himmel fliegen sehen **), das „christliche" Rom wagt, wie wir oben gesehen, mehr, und wird nicht schamrot, wenn es Märlein bietet, welche über die Münchhausiaden weit hinausgehen.

Das heidnische Rom suchte göttliche Gedanken in den Eingeweiden der Tiere, das christliche Rom durchwühlt für denselben Zweck die Eingeweide der Menschen!

Als Krone der Erfindung leistet die heilige, apostolische, römische Kirche den olympischen Leichengeruch.

Als der Leichnam der heiligen Teresa längere Zeit nach ihrem 1582 erfolgten Tode wieder ausgegraben wurde, verbreitete sich von demselben la fragranza dell' odore miracoloso, dasselbe geschah bei ihrem Tode, indem ein angenehmer (gradevole) Geruch sich rings um ihr Kloster verbreitete, dasselbe mehrere Jahre nach ihrem Tode, als man aufs neue ihr Gebein beunruhigte, um dasselbe zu verehren. „Der Geruch war so angenehm, daß man ihn für ein ‚vero miracolo' erklärte". Alle dabei anwesenden Geistlichen und Nonnen erklärten, daß dieser Geruch „über die Gesetze der Natur hinausginge" ***). —

Wo ist die Grenze zwischen profumo naturale und profumo sopranaturale?

Catull, in seinem Lied an den Fabullus, sagt von einer Salbe, welche die Liebesgötter seiner Geliebten schenkten, selbige sei so wohlriechend, daß Fabullus beim Riechen sofort wünschen werde, daß die Götter ihn ganz zur Nase machen. — Warum haben die

---

*) „Vita della Beata Chiara di Montefalco scritta dal Rom. P. Maestro L. Tardy. Napoli 1856", pag. 197—202.

**) Sueton, „Augustus", Kap. 100.

***) Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

Feinriecher des Vatikan den profumo der heiligen Theresa nicht auf Flaschen gezogen?

Der Leichnam der heiligen Klara von Montefalco ward wieder ausgegraben und hauchte, obgleich die Augustsonne brannte, „odori del Paradiso“ aus.

Vom Duft des Paradieses weiß nicht nur die römisch-katholische Kirche, sondern auch der Türke. Unter den zahlreichen Titeln des Sultans findet sich auch: Herrscher von Damaskus, der „Paradiesduftenden“. Zum Paradies des Türken gehört bekanntlich der Wohlgeruch.

In der päpstlichen Bulle, welche dem St. Pasquale Baylon die Ehre des Kultus zuerkannte, wird behauptet, daß die Leiche dieses Santo eine wunderbare, übernatürliche, heilkräftige Flüssigkeit absonderte, welche einen außerordentlichen Wohlgeruch verbreitete. Als man neunzehn Jahre nach dem Tode des genannten den Kanonisationsprozeß begann und dabei den Leichnam besichtigte, verbreitete sich beim Öffnen des Sarges ein „himmlischer“ Wohlgeruch, den alle Anwesenden spürten. „Man sprach sich dahin aus, daß dieser Geruch nicht von Blumen, Salben, oder anderen natürlichen Dingen herrühre, sondern eine himmlische, göttliche Sache sei (cosa tutta celeste e divina) und nicht nur dem Geruchsinn Angenehmes bringe, sondern auch die Seele mit Lieblichkeit und Trost erfülle.“

Als St. Vincenzo Ferreri starb, sah man in der Nähe seines Lagers schneeweiße Vögel, nach Entscheidung der Theologen Engel, und das zum Baden der Leiche benutzte Wasser verbreitete einen niemals wahrgenommenen Geruch, der weit und breit bemerkt wurde.

In Signa (Toskana) wird als lokaler Schutzgenius die heilige Giovanna verehrt, welche dort im dreizehnten Jahrhundert lebte und die Weinstöcke nebst den Ölbäumen ebenso bewahrt, wie dies einst die Laren der Römer besorgten. Ein Panegyrikus, kürzlich gehalten, sagt: „Die unschuldigen Glieder der St. Giovanna werden von einem geheimnisvollen Wohlgeruch umhaucht.“ Die Acta sanctorum berichten von der heiligen Anna, ihr Leichnam sei in Frankreich entdeckt und habe sich durch den odor divinus bemerkbar

gemacht. — In dem Leben des St. Pasquale *) werden auf Seite 92 des zweiten Teils folgende Beispiele angeführt: „Viele Reliquien der Heiligen verbreiten einen odore maraviglioso, z. B.: der Arm des Gregor von Nazianz in Bari, der Kopf der heiligen Barbara in der Kirche St. Annunziata in Neapel, die Brust der heiligen Agatha in Galatina (Apulien), die Reliquien des St. Pietro di Alcantara, sowie von St. Andrea Avellino in Neapel, der Arm des Thomas di Aquino im Dom daselbst. In derselben Stadt verbreitet ein Knochen des St. Pantaleon einen wunderbaren Duft, aber nur am Fest des genannten." —

Doch genug der Beispiele. Vor Jahrhunderten behauptete der Jesuit Menochio von den Juden, daß sie einen üblen Geruch an sich hätten, der sich erst durch die Taufe verlöre. Hiernach könnte man vermuten, daß die heilige apostolische, römische Kirche die Spenderin auch des beschriebenen himmlischen Leichenduftes sei, oder sich für die Spenderin halte. Im Interesse der Wahrheit müssen wir bemerken, daß die römische Kirche dies Pulver nicht erfunden hat. Von himmlisch duftenden Leichen der Heroen wußte schon die Mythologie der Griechen.

Im neunzehnten Gesang der Ilias schützt die Göttin Thetis den Leichnam des Patroclos und sagt:

„Wenn er sogar daläge bis ganz zur Vollendung des Jahres,
Dennoch soll ihm der Leib unversehrt sein, oder noch schöner."
(XIX, 32.)

Um dies zu erreichen, gießt sie dem Toten duftenden Ambrosiasaft in die Nase, sowie rotfunkelnden Nektar (V. 38). Von der Leiche Hektors heißt es im dreiundzwanzigsten Gesang, daß Afrodite für seine Erhaltung sorgte, indem sie denselben mit duftigem ambrosischen Balsam salbte (V. 186).

Die Heldenleichen also werden durch göttliche Veranstaltung unversehrt erhalten und erlangen auf dieselbe Weise einen himmlischen Wohlgeruch. Dasselbe behauptet die heilige, apostolische, römische Kirche von den Leibern ihrer Heiligenheroen.

---

*) Siehe den Quellennachweis im Anhang zu diesem Kapitel. Über St. Annas Wohlgeruch siehe sechstes Kapitel.

Als Rhea Kybele, die „große Mutter", ihren Liebling, den schönen Jüngling Attis, durch den Tod verloren hatte, bat sie den Zeus, er möge ihr den Geliebten wiederschenken, eine Bitte, die Zeus nur teilweise erfüllte. Er bewirkte, daß der Leib desselben nicht verweste, ließ das Haar desselben immer wachsen und schenkte dem kleinen Finger desselben eine beständige Bewegung *).

Niemand kann mehr geben, als er hat. Dies gilt auch von der römischen Kirche. Das nährende Brot des schlichten Evangeliums wird von ihr verschmäht, daher bietet sie statt dessen einen Stein, nämlich Fabeln und Märlein. Sie will der großen Masse imponieren, muß deshalb immer neue Fabeln erfinden, und weil sie dabei schließlich in Verlegenheit gerät, macht sie in ihrer Geistesarmut eine Anleihe bei den Heiden und behauptet, daß dies Heidentum ihre Originalerfindung sei.

---

*) Preller, „Griechische Mythologie", I, 534.

Sechstes Kapitel.

Die neue Juno.

„Die Götter,
Sie sterben nicht — — — —."
Sophokles.

Sant' Anna! Dies Wort hat in Campanien einen Zauberklang. Melde einer Kinderschar, daß nächstens die reiche Tante aus der großen, schönen Stadt anlangt, oder daß die allgeliebte Großmutter kommen wird, und beobachte den Eindruck, welchen solche Kunde hervorbringt. Dasselbe, wie jene, empfinden in Campanien fast zwei Millionen große und kleine Kinder, wenn es heißt: Morgen ist das Fest der heiligen Anna! Unter den schützenden, helfenden Gottheiten steht sie bei hoch und niedrig, bei reich und arm in erster Reihe, gehört auch zu den einundvierzig Schutzgottheiten *) der Sirenenstadt, genießt namentlich bei den Ehefrauen hohes Ansehen, ist die „Patronin" mehrerer Städte und erfreut sich speziell bei den Fischern eines hohen Rufes. Kein Wunder. — Als Mutter der hilfreichen, allmächtigen Himmelskönigin Maria, hat sie auf diese ihre einzige Tochter den größten Einfluß, weshalb es bedeutenden Vorteil gewährt, sich ihre Gunst durch Gaben und Feste zu sichern. Wer die Mutter der Himmelskönigin zur Freundin hat und die Gunst des heiligen Joseph besitzt, kann ziemlich sicher sein, daß die Himmelskönigin, die **magna mater**, die allmächtige Madre di Dio, ihm keine Bitte abschlagen wird.

---

*) Siehe das neunte Kapitel des ersten Teils.

Den Mittelpunkt ihres Festkultus bildet in Neapel die Kirche St. Anna delle Paduli. Das letzte Wort gehört dem Dialekt an und sollte eigentlich Paludi, Sümpfe, lauten. „Paduli“ nennt man jenes mehrere Quadratmeilen umfassende Gebiet der Gemüsegärten bei Neapel, die vor Jahrhunderten schilfreiche Sümpfe waren, dann aber nach und nach in fruchtbare, von tiefen Gräben durchzogene Gärten verwandelt wurden, welche Winter und Sommer, Monat für Monat reichen Ertrag liefern, ein Urbild der Fruchtbarkeit. Jene Paduli (Paludi) reichten einst bis zur Porta Capuana, genannte Kirche, außerhalb der Mauer erbaut, lag also im Gebiet der „Sümpfe“. Heutzutage, nach Erweiterung der Stadt, liegt sie mitten in volkwimmelnden Stadtquartieren, in der Nähe der Porta Capuana, wo auf einer weiten Piazza sich Tag für Tag ein originelles Volksleben entfaltet.

Am St. Annafest, den 26. Juli, ist man vormittags mit den letzten Vorbereitungen beschäftigt, nämlich mit dem Aufbau eines fahnenreichen Musiktempels in der Nähe der Kirche, alles übrige ist dann schon fertig, namentlich die Illuminationsvorrichtung an der Vorderseite der Kirche, sowie in allen Straßen jenes vorstadtartigen Quartiers, in welchem wenigstens 30000 Menschen wohnen. Ununterbrochen den ganzen Tag bewegt sich dann der Strom der Andächtigen in die Kirche hinein und aus derselben heraus, vor der Kirche aber und auf der weiten Piazza herrscht Lärm und Getöse, welches gegen Abend zunimmt, um in später Nacht seinen Höhepunkt zu erreichen. Die gesamte Nähe der Kirche hat sich dann in einen Gemüsemarkt verwandelt, Haufen von Wassermelonen, Karren und Körbe voll Zitronen, voll hellroter, glänzender Pomi d'oro (Liebesäpfel), Pfirsiche, Aprikosen u. s. w. bedecken in buntem Wirrwarr eine weite Fläche. Dazu kommen Genußmittel anderer Art, Brot, Kuchen, Süßigkeiten, Gelato (Eis), letzteres auf kleinen Wäglein hin und her gefahren, ferner gekochte Schnecken und Muscheln, eine Lieblingsspeise für festliche Tage. Man sieht die Schnecken in blanken, kupfernen Kesseln, über denen sich Rosenguirlanden wölben. Ein starkes Kontingent stellen die Bilderhändler, deren bunte Ware schon aus weiter Ferne uns entgegen glänzt. Alle diese Händler schreien durcheinander und vermehren

den Lärm, welcher tagtäglich jene Piazza erfüllt. Dort ist nämlich einer der wichtigsten Halteplätze jener Corricoli, welche seit ungezählten Jahrhunderten das Beförderungsmittel des Landvolks bilden. Karren sind es, je auf zwei hohen Rädern und so eingerichtet, daß mit weiser Raumverteilung und menschenfreundlichem Zusammendrängen etwa sechzehn Personen sitzend und stehend Platz finden. Die Außenseite der Stuhlsitze ist mit Bildwerk versehen, Blumen, Vögeln und Heiligen, namentlich ist es der heilige Antonius, den man dort wahrnimmt. Ein solcher Wagen wird fast immer nur von einem einzigen Rößlein gezogen. Sollte sich der Corricolo über seine Herkunft ausweisen, so müßte er sich als Abkömmling des antik-römischen Reisewagens, des Cisiums, bezeichnen. Diese Beförderungsmittel hielten zur Römerzeit stets vor den Thoren der Städte und diesen Brauch der Jahrtausende hat Neapel bis heute bewahrt, obgleich es nicht mehr, wie im antiken Leben, den Sterblichen verboten ist, durch die Stadt zu fahren.

Festzeichen aller Art sieht man auch in der übrigen Stadt an zahlreichen Stellen. Viele Straßen, oft eng und winkelig, oft nur von armem Volk bewohnt, schmücken sich mit großen und kleinen bunt behangenen Altären, oft sogar mit tempelartigen, leicht zusammengefügten Bauwerken, in denen vor dem Bild der heiligen Anna zahlreiche Kerzen brennen und frische Blumen duften. In anderen Straßen glänzen die Balkone durch ihre Farbenpracht, indem man sie mit bunten Vorhängen und Lorbeerzweigen schmückt, oder Krystallampen für die Illumination anbringt. Festlichen Schmuck wissen auch die Wasserhändler an ihren mannigfaltig gestalteten, größeren oder kleineren Buden anzubringen. Als Festschmuck dienen bunte Fähnlein, Blumen oder Lorbeerzweige. Ähnlich machen es die Melonenhändler mit ihren Tischen, auf denen sie unter wortreichen Reden ihre Melonen zerschneiden und mit orientalischen Phrasen dabei die bunten Farben des Inneren jener Früchte, sowie den Saft derselben rühmen. Zu den Devoti der heiligen Anna gehören aber auch die Kinder. An den Wänden der Häuser neben der Straße errichten sie kleine, oft allerliebste Altäre, vom Volk Altarini genannt. Dort sehen wir eine Kinder-

schar in vollem Baueifer begriffen. Ein zehnjähriger Bursche scheint der Baumeister zu sein, die übrigen sind seine Unterbeamten und Handlanger. Für zehn Centesimi hat er ein Bild der heiligen Anna gekauft, welches mit Nägeln befestigt wird. Dann macht er aus Stöcken einen Baldachin über dem Bilde und schmückt dies Gerüst mit buntem Papier und Blumen. Der Altar ist fertig und die kleine Schar ruft unter Händeklatschen: Sant' Anna, Sant' Anna, come sei bella! Damit aber ist die Sache noch nicht fertig. Wo ein Altar ist, da müssen auch Gaben sein. Das sehen die Kinder in der Kirche, wo man der großen Santa so viele Gaben spendet. Die Kirche bietet ihren Festschmuck nicht ohne Entgeld, folglich halten sich die Kinder für berechtigt, einen Tribut für St. Anna zu erheben. Allen Vorübergehenden wird also ein Teller hingehalten mit der Anrede: Signore, fate bene a Sant' Anna! Die Bitte ist nicht vergebens, schaut doch die kleine Bettlerin so freundlich drein und weiß ihren freundlichen Blick mit staunenswerter Unverschämtheit zu unterstützen. Verfasser fragte einst solche Kinderschar: Was soll denn das Geld in dem Teller? Die kleine Bettlerin antwortete: Wir wollen Kerzen kaufen für Sant' Anna. Ich erwiderte: Das glaube ich nicht. Wenn du mir die Wahrheit sagst, gebe ich dir zwei Soldi. Da erhub sich von der Kinderschar lautes Gelächter und die Wahrheit kam an den Tag. Sie lautete: Wir wollen uns Dolce kaufen.

Dieselben Altarini werden von Kindern auch bei anderen Gelegenheiten angefertigt, z. B. beim Fest des heiligen Antonius, sowie bei den großen Madonnenfesten. Am Totenfeste aber nimmt dieser heilige Unfug eine andere Gestalt an. Tausende von Kindern tragen dann kleine mit Totenköpfen bemalte Büchsen und rufen: Für die Toten, für die Toten! Natürlich bilden die erbettelten Gaben die Mittel, um Leckereien zu kaufen, welche überall unter freiem Himmel feilgeboten werden.

Die heilige Anna hat in Neapel zahlreiche große und kleine Kirchen und jede derselben ist am 26. Juli bis in die späte Nacht von den „Devoti“ dieser großen Heiligen angefüllt. Dies gilt auch von der mehr vornehm-aristokratischen Kirche St. Anna dei Lombardi. Der Name dieser Kirche erinnert an jene Jahrhunderte,

als man die aus fernen Distrikten Italiens nach Neapel Eingewanderten als fremde „Nationen“ bezeichnete. Jede solche „Nation“ bewohnte ein besonderes Stadtquartier, wo sie ihre eigentümliche Schutzgottheit verehrte und heimatlichen Brauch bewahrte. Einwanderer aus Florenz erbauten zu Neapel in ihrem Quartier ihrem heimatlichen Patronus, dem St. Johannes, eine Kirche, Einwanderer aus der Lombardei hielten es ebenso mit ihrer St. Anna, welcher sie im fünfzehnten Jahrhundert eine Kirche errichteten, die an Kunstwerken reich ist.

Diese Getrenntheit der Nationen ist eine aus dem antiken Leben überkommene, jetzt freilich verschwundene Sitte. Die ägyptischen Alexandriner hatten in Neapel ihr Quartier in der Gegend, wo man heute eine antike Nilstatue erblickt, dieselbe „Nation“ hatte auch in Puteoli (Pozzuoli) ihren besonderen Sitz und eine besondere Gottheit, nämlich den Serapis, dessen Tempel noch heute daselbst als Ruine vorhanden ist.

Die zur Zeit des Heidentums von ferne her eingeführten Gottheiten erlangten an solcher neuen Stätte oft hohes, allgemeines Ansehen, z. B. Isis, bisweilen aber blieb der Kreis ihrer Devoti klein. Ebenso war es, als die mit dem Stempel der Kirche versehenen Gottheiten in andere Städte mit den sie verehrenden „Nationen“ wanderten. Die Spanier brachten aus ihrer Heimat den St. Giacomo mit, der aber in Neapel bis heute wenige Devoti zählt, obgleich er der Schutzpatron von Spanien ist. Karmelitermönche brachten den St. Elias nach Neapel, der aber daselbst wenig Beachtung findet. In einer Kirche dampft einmal im Jahr vor seiner Statue festlicher Weihrauch, den die Christen einst der Statue des Kaisers verweigerten. Über St. Elias ward mir kürzlich aus Volksmunde der Bescheid: Quest' è forestiere (er ist ein Fremdling). Aus diesem Satz erhellt aufs deutlichste, daß das „christliche“ Neapel ebenso unterscheidet, wie einst das heidnische*). Das Heidentum nämlich hielt den Unterschied zwischen

*) Dii publici waren die Götter des Staatskultus, Dii adventicii die neuen Anzügler, von Fremden mitgebracht. Preller, „Römische Mythologie“, S. 137.

einheimischen und fremden Gottheiten aufrecht, das heutige sogenannte Christentum Italiens verfährt ebenso. — Auf einer Linie mit dem genannten Schutzpatron Spaniens steht der auch durch die Spanier nach Neapel gelangte St. Giacomo della Marca, der ebenfalls nicht imstande war, sich daselbst eine dauernd ehrenvolle Stellung zu schaffen, obgleich er in der stattlichen Kirche St. Maria nuova eine marmorprächtige Kapelle besitzt. Sogar der heilige Domenico, Stifter des Dominikanerordens, hat, nachdem dieser Orden in Neapel seinen Einfluß verlor, seine einstige Stellung eingebüßt. Wir wissen von früher *), daß St. Domenico zum Schutzpatron Neapels „ernannt" wurde, also sich herausnahm, den St. Gennaro, diese heimatliche Gottheit, zu verdrängen. Zur Strafe dafür ist St. Domenicos Ansehen in der Jetztzeit bedeutend gesunken, worüber wir uns um so mehr wundern müssen, da der genannte in Neapel eine schöne Kirche und eine himmelstürmende Pyramide mit seiner Statue darauf besitzt. Ein roter Avviso sacro (kirchliche Ankündigung) macht alljährlich bekannt, daß das Fest des glorioso Patriarca St. Domenico am 4. und 5. August stattfindet und weist darauf hin, daß er der Welt den Rosenkranz brachte und dadurch „die Erde mit mystischen Rosen bestreute", — aber in Campanien ist sein Ansehen gering und es hat sich gezeigt, daß er trotz seines früheren Glanzes ein „Forestiere" geblieben ist.

Ganz andere Schicksale hat Sant' Anna aufzuweisen. Auch sie war einst eine fremde Gottheit in Italien, denn sie kam aus dem Orient, wo uns ihr Kultus zum erstenmal im vierten Jahrhundert begegnet. Die erste bekannte Kirche derselben ward im sechsten Jahrhundert von Kaiser Justinian in Konstantinopel erbaut. —

Hätte die römische Kirche protestantische Wahrheitsliebe, welche den Dingen furchtlos auf den Grund geht, so müßte sie eingestehen, daß die Gestalt ihrer heiligen Anna eine mythische ist, also insofern ein Gebilde wie die Juno, deren wichtigste Funktion ihr von der heidnisch gewordenen Kirche aufgebürdet worden ist. —

---

*) Siehe Teil I, neuntes Kapitel.

Vom zweiten Jahrhundert an brach über die Kirche jene Sintflut von apokryphischen Schriften*) herein, welche sich betrügerisch als der apostolischen Zeit und apostolischen Männern angehörig bezeichneten, durchweg Machwerke aus dem Schoß häretischer Parteien, angefüllt mit Wundermärlein. Es sind erfundene Legenden, die solche Dinge ausführlich erzählen, welche in den Evangelien nicht berührt sind, Legenden, welche die Verwandtschaftsverhältnisse Christi und seiner Mutter zu kennen vorgeben, Sagen, welche z. B. berichten, daß Kaiser Tiberius den „Wunderarzt" Jesus holen ließ, um von einer Krankheit geheilt zu werden, oder daß Paulus in Messina gewesen, daß Maria die und die Briefe geschrieben. Andere Apokryphen erzählen die abgeschmacktesten Legenden über die Jugendzeit Christi, andere bringen einen erfundenen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca. Als die Kirche im vierten Jahrhundert den Kanon des Neuen Testaments festsetzte, hat sie jene apokryphischen Schriften ausgeschlossen. Diese letzteren gerieten dann in Vergessenheit, aber ihr Inhalt ward vielfach von der Überlieferung bewahrt, auch die Legende, daß die Eltern der Maria Joachim und Anna gewesen, sowie die Märlein, welche ihnen angedichtet sind. Jenen Wust von Lügen, Legenden und Märlein schleppte die Kirche mit sich, einem Schiff zu vergleichen, welches mit einer dicken Kruste von Seepflanzen und Meertieren besetzt ist. — Die römische Kirche, eine Feindin jeder historischen Gründlichkeit, hat sich nie mit der Beurteilung jener betrügerischen Apokryphenlitteratur befaßt und ignoriert die Forschungen protestantischer Wissenschaft. In dieser Hinsicht steht ihre Wahrheitsliebe weit unter derjenigen des Heidentums. Ein Beispiel. Im Jahre 181 vor Christo behaupteten gewisse Leute in Rom, sie hätten das Grab des Königs Numa Pompilius und in seinem Sarg wichtige Schriften dieses weisen Königs gefunden. Dies war ein absichtlicher Betrug. Die römische Behörde machte kurzen Prozeß und warf jene apokryphischen Schriften ins Feuer. Würde die römische Kirche alle ihre Apokryphen und Erfindungen, diesen

*) Hase, „Kirchengeschichte", I, 275 ff. „Litterarische Erdichtungen auch aus bloßer Wunderlust des Aberglaubens innerhalb und unterhalb der Kirche."

heidnischen Plunder, ins Feuer werfen, so wäre dies ein riesiger Scheiterhaufen *)!

Im Orient war die mythische Mutter der Maria zur Gottheit geworden und später bemühte sich die abendländische Kirche, dem St. Annakultus Verbreitung zu verschaffen. Nach Ausweis der Acta sanctorum hat Papst Gregor XIII. den Festtag dieser Santa, d. h. Gottheit, für die gesamte Kirche festgesetzt, auch für ihre Ehre durch eine Doppelmesse gesorgt. Eine förmliche Kanonisation der mythischen Anna ist nie erfolgt, ebenso wenig eine solche ihres mythischen Ehemannes, des St. Joachim, von dem Leo XIII. bekanntlich seinen Vornamen trägt. Dieser Papst hat in seiner letzten Encyklika mit Orakelweisheit angeordnet, den heiligen Joseph anzurufen, damit dieser seinen Einfluß bei seiner Ehefrau Maria geltend mache(!!). Warum hat der Papst nicht befohlen, St. Joachim und St. Anna anzuflehen, die Eltern der Maria? Könnten nicht diese ihre elterliche Auktorität zur Geltung bringen?

In Neapel erbaute man die erste St. Annakirche zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nämlich die genannte auf Montoliveto **). Während sich der Annakultus in Süditalien fest einbürgerte, ward diese hilfreiche Gottheit in Sicilien wenig bekannt und hier hat sie nur eine bescheidene Stellung unter den Volksgöttern, sie ist nämlich Spezialpatronin der Spitzenklöpplerinnen und Wäscherinnen, und man erzählt dort, St. Anna sei eine Wäscherin gewesen. Auch in Griechenland ist die Mutter der Maria zu keinem Ansehen gelangt. Die Ehefrauen der Neugriechen betrachten die Panagia (d. h. Allerheilige, Name der Maria in Griechenland) als Geburtsgöttin, nicht St. Anna ***).

---

*) Siehe: „Die apokryphischen Bücher des Numa". Preller, „Römische Mythologie", S. 719 ff.

**) Dies Wort bedeutet Ölberg. Dort hatten nämlich die Kaufleute Gruben zur Aufbewahrung des Olivenöles, eine schon den Griechen bekannte Bewahrungsweise. In der Nähe des heutigen Museums waren Gruben für Aufbewahrung des Korns, wie man sie noch jetzt z. B. in Foggia in Apulien sieht.

***) Siehe B. Schmidt, „Volksleben der Neugriechen", S. 35 ff.

Seit vierhundert Jahren ward das Ansehen der Sant' Anna bedeutend erhöht durch eine nach langer Irrfahrt in Neapel gebliebene Reliquie derselben. Genannte Stadt rühmt sich eines Schatzes, den nur sie besitzt, der ihr, wie ein Panegyriker kürzlich sagte, mehr Segnungen gebracht hat, als sich mit Worten beschreiben läßt. Es handelt sich um den Fuß der heiligen Anna. Diesen „Tesoro" verdankt Neapel gewissermaßen den Türken.

Die in Italien und Griechenland einst reich begüterte Familie der Tocco d'Acaja, Fürsten von Montemiletto, verwahrte den bei den Kreuzzügen erworbenen Fuß der heiligen Anna und nahm diese Reliquie mit sich, als sie vor den Türken fliehen mußte und zuerst in Oberitalien, dann für die Dauer in Neapel wohnte. Im Palazzo Montemiletto daselbst ward jene Reliquie alljährlich am 26. Juli allem Volk, welches stets massenhaft herbeiströmte, in einer Prachtkapelle gezeigt und geküßt. Im Jahre 1888 kam der Wunderfuß durch Erbteilung in Besitz des Duca della Regina, welcher dies „Palladium" der neapolitanischen Ehefrauen in den Dom bringen und dort eine prächtige Nische für dies Depositum herstellen ließ. Eine Marmortafel meldet daselbst, daß jener Duca diese Reliquie dorthin brachte „zur Sühne seiner Vorfahren, zum Heil seiner Nachkommen, zur Vermehrung der öffentlichen Verehrung" (publicae venerationis).

Beim Fest der heiligen Anna im Juli 1889 dauerte das Wallfahren zu jenem Wunderfuß acht Tage hindurch, oft sah man lange Züge von jüngeren und älteren Ehefrauen.

In ganz Süditalien nämlich wird unsere Santa von den Wöchnerinnen in schwerer Stunde als Beistand angerufen, nachdem man vor ihrem Bilde Kerzen angezündet oder ihrer Statue Gaben geweiht und vor derselben Gelübde ausgesprochen hat. So ist Sant' Anna an die Stelle der im Altertum berühmten Juno Lucina getreten, welche einst die hilfreiche Gottheit der römisch-heidnischen Frauenwelt war und von den Frauen aller Stände in schwerer Stunde angerufen wurde*). Dasselbe geschah von den

*) Preller, „Römische Mythologie", S. 243.

griechischen Ehefrauen in Hinsicht der Hera, der „Schutzgottheit des weiblichen Lebens, wie es in ehelicher Zucht und Sitte reift *).“ Sie trug als Helferin und Schützerin der Geburten den bezeichnenden Beinamen Eileithüia, mit welchem Ehefrauen sie in schwerer Stunde anriefen, und an die Fackel, welche sich in der Hand eines ihrer alten Kultusbilder befand, erinnern heute die Kerzen, welche der heiligen Anna bei genanntem Anlaß angezündet werden. Es handelt sich ja um ein Kindlein, welches unter gnädiger Fürsorge der Schutzgottheit das Licht der Welt erblicken soll. Im heutigen Griechenland ist der obengenannte Beiname der Hera noch nicht verschwunden, man hat ihn nur ein wenig verändert, indem die Frauen bei Geburten den heiligen Eleutherios anrufen **). Jene Hera, die Schützerin der Ehefrauen, hatte in Griechenland zahlreiche Heiligtümer, ihr Hauptkultus aber war auf Delos. Was Delos für den Herakultus leistete, das leistet heutzutage Neapel für den St. Annakultus. — Die „christliche“ St. Anna, die hellenische Hera, die römische Juno, diese drei haben in den Augen der betreffenden Frauenwelt dieselbe Bedeutung, die Namen bezeichnen eine und dieselbe Schutzmacht.

Über die Juno der Römer, welche von den Ehefrauen unter dem Beinamen Lucina (lux, Licht) hoch verehrt wurde, findet sich eine bezeichnende Stelle im Liede des Ovid vom Festkalender Buch III, 244 ff. Nachdem der Dichter gesagt, zu welchem Zweck diese Gottheit von den Ehefrauen angerufen werde, erwähnt er ihren berühmten Tempel in Rom:

„Jetzt Esquilinus nennt man den Hügel, der Juno Lucina
Weihten im Namen des Staats Latiums Frauen ein Haus.

— — — — — — — — — —

Hold ist die Mutter den Frauen. Hinwallen zur Mutter die Scharen,
Blumen der Göttin geweiht! Die Göttin erfreut sich der Blumen ***).“

Also die Mutter der Frauen heißt Juno Lucina, ebenso wird St. Anna in der Sprache der Kirche genannt. Blumen

---

*) Preller, „Griechische Mythologie“, S. 137.

**) Siehe Wachsmuth, „Das alte Griechenland im neuen“, S. 72.

***) Über jenes Amt der Juno Lucina handelt auch Ovid Fasti II, 447 ff.

weihte man der Juno, wie heute der Anna-Juno, deren „Tempel“ und Thron bei ihrem letzten Fest in Neapel prächtigen Blumenschmuck zeigte. — Der Tempel jener „großen Juno“ lag am Esquilinischen Hügel zu Rom und war mit einem uralten Hain umgeben, von dem Ovid in seinen oben erwähnten Liede sagt:

„Unten am Berg der Esquilien stand, im Verlaufe der Jahre
Nimmer behauen, ein Hain, Juno, der Großen, geweiht.
Dahin wallt eine betende Schar, demütig zur Erde
Fielen, gebogenen Knies, Männer und Frauen zugleich.“

Diese Verse lassen sich auch auf den Tempel der St. Anna beziehen, nur mit dem Unterschiede, daß letzterer keinen Hain besitzt, sondern mitten im Straßenlärm liegt. — Einen anderen hochberühmten Tempel besaß Juno Lucina bei Kroton, gleichfalls in einem heiligen Hain. Wir haben denselben im ersten Teil dieser Schrift (Kap. I) bereits erwähnt und dabei bemerkt, daß dort die Madonna als helfende Geburtsgöttin an Stelle der Juno getreten ist.

Das antike Altertum kannte mehrere Geburtsgöttinnen neben der Juno *). Bei den Griechen war eine solche auch Afrodite **), sowie allgemein die Artemis. Im römischen Kultus blieben diese Gottheiten ihrem Wesen nach, änderten nur ihre Namen in Venus und Diana. Die erste war auch spezielle Schutzgöttin von Pompeji (Kap. I), die letztere hatte ihr berühmtes Heiligtum am stillen Kratersee von Nemi bei Rom:

„Altehrwürdig in heiliger Scheu, voll grauenden Dunkels,
Liegt im Aricischen Thal, wälderumfangen, ein See.“

So lesen wir im mehrgenannten Liede des Ovid. Dieser fährt fort:

„Zahlreich sind dir zum Dank Tafeln, o Göttin, geweiht.
Oft, du erhörtest ihr Flehn, sich die Stirne mit Kränzen umwindend,
Tragen die Frauen der Stadt leuchtende Fackeln hinaus.“
(Ovid Fasti III, 264.)

---

*) Eine solche war die Nymphe Egeria. Diana hieß aus diesem Grunde Servatrix, Retterin.

**) Preller, „Griechische Mythologie“, S. 229.

Wir sagten bereits, was die Ehefrauen in jenem Heiligtum der Diana erflehten. — Der Name Diana, die einst auch in Neapel ein Heiligtum besaß, ist verschwunden, an die Stelle desselben trat in genannter Stadt ein Heiligtum der Maria, welche jungfräulich ist, wie Diana, und die Ehefrauen Neapels versäumen nicht, sich an die hilfreiche Madonna, die christianisierte Diana zu wenden. Auch auf ihr Bild richtet die Wöchnerin in schwerer Stunde ihren Blick und ruft neben St. Anna diese magna Mater um Hilfe und Beistand an. Für diesen besonderen Zweck wird, wie mir aus sicherer Quelle mitgeteilt wurde, das bekannte Bild von Raphael, la Madonna della sedia, gebraucht. Es ist bemerkenswert, daß man nur in diesem Falle eine Madonna Raphaels als Andachtsbild benutzt. Wird eine Ehefrau in schwerer Stunde von Lebensgefahr bedroht, so bringt man ihr oft den Fuß der heiligen Anna, sie küßt ihn und hofft auf die rettende Wirkung desselben. Man glaubt allgemein an seine magische Kraft.

Die römische Kirche zeigt einen auffallenden Mangel an Originalität. Das römische Altertum nämlich schrieb dem großen Zeh des Pyrrhus Heilkräfte zu, wie man lesen kann bei Plinius in seiner „Naturgeschichte", Buch 28, Kap. 4. Dasselbe galt von der Rippe des Pelops, von der freilich manche sagten, sie sei von Elfenbein. Ob Leo XIII. für die Echtheit obengenannten Fußes der St. Anna einsteht? Natürlich sind nur die Frauen der Stadt Neapel und ihrer nächsten Umgebung in der glücklichen Lage, die Wunderwirkung jenes heiligen Fußes zu erfahren, und daher kommt es auch, daß gerade in dieser Stadt der Kultus der Sant' Anna mit dem größten Eifer betrieben wird, so daß die Ehre der Mutter Anna fast in Streit gerät mit der Ehre, welche man ihrer Tochter Maria zollt. Überall findet sich unter den häuslichen Heiligenbildern stets das Bild der großmütterlichen Sant' Anna und ihrem Wunderfuß hat sie es zu danken, daß in genannter Stadt ihr Festkultus einen Pomp und Glanz entwickelt, welcher während der letzten zehn Jahre bedeutend zugenommen hat und die pompa religiosa in Madrid, wo St. Anna eine der Stadt-Schutzgötter ist, bedeutend übertrifft.

Am Fest unserer Santa sieht man unter den zu ihren Kirchen Wallfahrenden auch solche, welche grüne Kleider tragen. Dies geschieht zu Ehren der „gloriosa Sant' Anna“, welche mit grünem Obergewand dargestellt wird. Viele Ehefrauen leisten vor der wunderthätigen *) in der genannten Kirche St. Anna delle Paduli befindlichen Statue das Gelübde, daß sie die Heilige auf diese Weise ehren wollen, falls sie ihnen in schwerer Stunde hilft, und dann tragen sie ein grünes Kleid so lange, bis es gänzlich abgetragen ist. Beim letzten St. Annafest sah man hunderte von Frauen, welche ihre Devozione gegen jene christianisierte Juno auf genannte Weise zur Schau trugen. (Später werden wir sehen, wie in Hinsicht der magna mater Maria und anderer Santi ein ähnlicher Brauch herrscht.) —

Schon im Orient ward die heilige Anna als Geburtsgöttin betrachtet. Verfasser erhielt kürzlich von einem mit kirchlicher Litteratur ausgezeichnet versehenen neapolitanischen Antiquar ein lateinisches Werk vom Jahre 1647, verfaßt von Joh. Thomas, gedruckt in Köln, betitelt: „Mater honorifica St. Anna, sive de laudibus, excellentiis et praerogativis Divae Annae **).“ In dieser Schrift werden die Wunder, welche St. Anna im Orient, später im Occident, an Wöchnerinnen aller Stände gethan, ausführlich erzählt (S. 496), auch berichtet, daß sie in Palestina ein Haus besaß, dessen Steine und Kalkstücke genügten, um durch Berührung solchen Ehefrauen in schwerer Stunde zu helfen. — Da heutzutage nicht jeder Ehefrau der Fuß der heiligen Anna zugänglich ist, genügen auch andere Reliquien, um bei erwähntem Anlaß Wunderwirkungen zu erzielen. Dies gilt namentlich von den Reliquien eines Santo, der in Süditalien hohe Ehre genießt, des St. Giuseppe di Copertino, der, wie wir wissen (Kap. V) groß war im Fliegen ohne Flügel und nicht minder erhaben durch seine Wunder an Kranken ***). In den Akten des Vatikan, abgedruckt

*) Prodigiosa immagine, so lautet die offizielle kirchl. Bezeichnung dieser Statue.

**) Die hochgeehrte Mutter St. Anna, oder über das Lob, die ausgezeichneten Eigenschaften und Vorrechte der vergöttlichten Anna.

***) In Spanien ist St. Leonardo als Helfer der Frauen berühmt, neuerdings in Neapel auch St. Egidio. Siehe Teil I dieser Schrift S. 92.

in einer 1753 mit kirchlicher Genehmigung herausgegebenen Lebensbeschreibung, heißt es, daß viele Ehefrauen in schwerer Stunde durch den Schutz jenes großen Servo del Signore gerettet und ihnen gesunde Kinder beschert wurden. Wo also in einer Stadt Süditaliens Reliquien dieses Heiligen vorhanden sind, sei es auch nur der Fetzen eines Tuches, benetzt mit dem bei den freiwilligen Geißelungen dieses Heiligen geflossenen Blute, da wird solcher Wunderfetzen den Wöchnerinnen aufgelegt. Oft wenden sich solche auch an St. Raimund, dessen Geburt durch eine der schwierigsten Operationen bewerkstelligt wurde und von dem man deshalb annimmt, daß er ein Beistand solcher Ehefrauen ist, welche bei einer Geburt sich in Lebensgefahr befinden. In Calabrien wenden sich die Ehefrauen bei genanntem Anlaß vielfach nur an die Madonna, welche dort an Stelle der Juno Lucina getreten ist, deren im ganzen heidnischen Altertum berühmtes Heiligtum wir bereits erwähnt haben *).

Der Wirkungskreis unserer **gloriosa Sant' Anna** ist also ein beschränkter, wenn auch ein wichtiger. Dabei sind keineswegs andere Gnaden und Wunder ausgeschlossen, vielmehr darf man alle möglichen Wohlthaten von ihr erwarten. Was die Kirche in dieser Hinsicht lehrt, zeigt eine im Jahre 1840 zu Neapel gedruckte Lebensbeschreibung unserer Santa. Der Titel des mit kirchlicher Genehmigung herausgegebenen Buches lautet: „**Vita, Virtú e Lodi di S. Anna, Madre della Gran Madre di Dio Maria S. S.** von **G. Arcangelo, Rettore della Chiesa di Montecalvario**". Eine bemerkenswerte Stelle dieses vielgelesenen Buches lautet in wörtlicher Übersetzung also: „Wenn die heilige Anna schon auf Erden so große Gnaden erlangte, so kann niemand leugnen, daß letztere größer waren, als diejenigen, welche anderen Frauen des Alten Testamentes zuteil wurden, größer auch als die Gnaden, welche andere Heilige und Heroen des Neuen Testamentes erlangten. Hier nämlich kommt inbetracht, daß St. Anna Mutter der Gottesmutter (**Madre di Dio**) ist. Da sie die Mutter der Maria, dieser Spenderin aller Gnaden ist, so wird demgemäß ihr Platz im

---

*) Siehe das erste Kapitel im ersten Teil.

Himmel bestimmt. Als die Mutter der Maria und die Großmutter Jesu hat sie ihren Sitz (posto) dicht bei ihrer Tochter, also in der Nähe Jesu, besitzt also den größten Einfluß, wenn es gilt, uns diejenigen Gnaden zu verschaffen, welche wir erflehen. Wenn bei den weltlichen Herrschern die Eltern und nächsten Verwandten großen Einfluß haben, so gilt dies noch viel mehr im Himmel bei denen, welche dem unsterblichen König der Jahrhunderte, Jesus Christus, nahe sind*). Wenn St. Anna, die Mutter der Mutter Jesu, also die Großmutter des letzteren ist, so besitzt sie ausreichende Macht, um zu erlangen, was wir bitten. Der König des Himmels ist ihr Enkel und kann seiner Großmutter nichts abschlagen. Der ganze Hof des Himmels (tutta la celeste Curia)**) liebt St. Anna als Mutter, Herrin und Patronin, und wenn sie etwas von Gott erfleht, so helfen die Gebete aller Heiligen mit. Alle Wohlthaten, welche Jesus durch Vermittelung seiner Mutter den Sterblichen erteilt, kann er seiner Großmutter nicht abschlagen. Andere Heilige müssen sich mit Flehen an Christus wenden, aber die Großmutter desselben hat ein Recht, Christo zu befehlen (comandare), ebenso, wie die Mutter des letzteren. Das Gebot im 2. Buch Mose lautet nämlich: Ehre Vater und Mutter. Da nun St. Anna nebst Maria und Joseph Gott nahe ist, so hat sie durch sein Licht größere Weisheit als andere, sie weiß, was wir brauchen, wie sie dies von Gott erlangen und uns zuwenden soll. Oder sollen wir an ihrem guten Willen zweifeln? Dieser Zweifel wäre eine Beleidigung für Mutter und Tochter. Von Maria können wir auf St. Anna schließen, denn die Mutter ist ebenso liebevoll als die Tochter. War St. Anna auf Erden schon so freigiebig gegen Arme und Leidende, so ist sie natürlich ebenso im Himmel. Wenn viele nicht erlangen, was sie von ihr erflehen, so darf keiner wähnen, daß es St. Anna an gutem Willen und an Macht fehlt" ***). —

---

*) Also Christus an Stelle des Jupiter optimus maximus, wie wir schon im ersten Teil, Kapitel III, sahen.

**) Also eine olympische Götterversammlung. Preller, „Griechische Mythologie", S. 50 u. 87.

***) Dasselbe hellenisch-römische Heidentum, welches sich in der oben an-

Auf den folgenden Seiten finden sich dann Beispiele, wie St. Anna ihren Devoti auf mannigfaltige Weise beigestanden und sie aus vielfältiger Bedrängnis errettet hat. Endlich wird von Seite 215 an der Schluß aus dem Vorhergehenden gezogen, daß man wohlthut, wenn man der genannten „Gloriosa Santa“ die schuldige Ehre erweist. Sie lohnt dies durch die Beweise ihres Schutzwaltens (Patrocinium). Es heißt Seite 215 wörtlich also: „Die Heiligen im Himmel sind Hausgenossen (domestici) und Familiengenossen Gottes, sind bei ihm unsere Beistände (avvocati) und Vermittler (intercessori). Sie verdienen also, daß wir für sie divozione haben, d. h. daß wir ihnen Liebe und Zuneigung (affetto) beweisen, daß wir ihnen einen religiösen Kultus zuwenden; denn thun wir solches nicht, so versäumen wir die Pflichten der Religion, erregen Gottes Mißfallen, der seine Heiligen geehrt sehen will, machen uns ihres Schutzes unwürdig und berauben uns der Güter, welche wir von Gott durch Vermittelung der Heiligen erlangen könnten. Freilich haben nicht alle Santi dasselbe Verdienst bei Gott, sondern einige mehr, einige weniger, je nachdem Gott sie begnadigte und ihnen ihre Stellung anwies. Deshalb gebührt dem einen Santo mehr Devotion als dem anderen, und zu denen, welche wir am meisten ehren müssen, gehört St. Anna. Sie muß von uns in erster Reihe geliebt, geehrt, bedient und gelobt werden, sie hat das volle Verdienst unserer Divozione.“

In den obigen Citaten tritt uns das in der Kirche vorhandene Heidentum klar entgegen. Wer dasselbe sehen will, der nehme die christlichen Namen weg und setze dafür heidnische, z. B. für Christus: Jupiter optimus maximus; für Heilige etwa: Dämonen; für Curia coelestis: Olymp; man vergleiche die Lehre von den Heiligen mit der Lehre von den Dämonen und den Heroen, man

---

geführten Stelle ausspricht, findet sich heute auch in Griechenland. Wachsmuth, a. a. O., S. 22, sagt: „Unter der Hülle des Christentums zeigen sich in Hellas nur leicht verschleiert massenweise Spuren des Heidentums“. — Ganz dasselbe gilt von Süditalien und von Italien überhaupt.

stelle einander gegenüber die Würde und das Thun der christlichen und der heidnischen Halbgötter *).

Hesiodos erzählt in seinem Lehrgedicht: Werke und Tage (der genannte Dichter war geboren 850 vor Christo) von dem goldenen Zeitalter, als die Menschen unter des Kronos Herrschaft ohne Sorge lebten, und fährt dann fort:

„Aber nachdem nun jenes Geschlecht hinraffte das Schicksal,
Werden sie fromme Dämonen der oberen Erde genennet,
Gute, des Leibes Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung.
Dicht in Nebel gehüllt durchwandeln sie ringsher das Erdreich,
Geber des Wohls, dies ward ihr königlich glänzendes Ehramt."

In einer anderen Stelle warnt der Dichter die Menschen vor bösen Thaten, und sagt, man solle sich fürchten vor der Götter Rache:

„Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings auf dem Erdkreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schnöden Vergehung."

Was Hesiodus in erwähnten Strophen von den „frommen Dämonen" sagt, lehrt die römische Kirche von ihren Santi **). Auch die letzteren sind „Heilige Diener Gottes", „Abwehrer des Leides", sie tragen Obhut, sie sind „Geber des Wohles" und der Vatikan sorgt, daß sich ihre Zahl einmal auf „Drei Myriaden" belaufen wird.

Indem die römische Kirche ihre heidnischen Dämonenheiligen gottesdienstlich ehrt, steht sie in dieser Hinsicht nicht höher als der Mohammedanismus.

---

*) Zur Verdeutlichung bieten wir im Anhang zu diesem Kapitel eine tabellarische Übersicht.

**) B. Schmidt, a. a. O., S. 35, sagt vom heutigen Griechenland: „Das Volk betet zu den Heiligen, wie zu wirklichen Göttern". Ferner S. 40: „Die Beinamen der christlichen Heiligen stehen an Mannigfaltigkeit denen der alten Götter nicht nach und sind nach denselben Prinzipien gebildet, wie jene". S. 41 spricht B. Schmidt von den Heiligen, welche in Griechenland als Patrone einzelner Stände, Dörfer, Inseln, Landschaften, Städte fungieren und als solche schirmend walten.

Der letztere hatte die Vielgötterei und den Bilderdienst verworfen, mußte aber erleben, daß das Heidentum sich aufs neue eindrängte. Mohammed hat im Koran von Mittel= und Untergottheiten kein Wort gesagt, die Mohammedaner aber verehren ihre sogenannten Walis mit demselben Eifer, wie die römische Kirche ihre Heiligen. Die Walis und die Santi sind dieselben Wesen, verrichten denselben Dienst, genießen dieselbe Ehre, offenbare dasselbe Heidentum. Mohammed hat im Koran sich nachdrücklich geweigert, eine Mittelgottheit zu sein, trotzdem wird er von den Mohammedanern als solche verehrt. Der Koran verbietet das Heidentum den Mohammedanern, die Bibel verbietet dasselbe der römischen Kirche, trotzdem haben beide dem Heidentum Thor und Thür geöffnet und die Unwissenheit in der römischen Kirche geht so weit, daß man keine Ahnung davon hat, wie sehr das Wesen der türkischen Wali und der „christlichen“ Santi miteinander übereinstimmt. Selbst Papst Leo XIII. weiß offenbar von solchen Dingen nichts und hat daher die erhöhte Verehrung solcher Untergottheiten, Joseph und Maria, in seiner Encyklika (15. August 1889) befohlen. — In Beziehung auf letztere haben alle Bischöfe Italiens Hirtenbriefe erlassen, unter ihnen auch der Erzbischof von Neapel unterm 18. September 1889. „Weil Joseph der Ehemann Marias ist, so soll man ihn mehr als seither ehren, sein Fest am 19. März glänzender feiern, im Oktober dem Rosenkranzgebet ein solches von St. Joseph hinzufügen, damit letzterer im Himmel seine Ehefrau Maria beeinflußt!!“ —

Dem Papst Leo XIII. scheint die vergleichende Religionswissenschaft ein unbekanntes Ding zu sein. Hätte er sich z. B. mit der Religion des Fetischismus beschäftigt, welche bekanntlich etwa sechzehn Prozent der gesamten Menschheit eigen ist, so würde er wissen, daß sich in seiner letzten Encyklika Elemente dieser Religion aussprechen. Der Fetischismus glaubt an solche Geister, die mehr oder weniger an dem Wesen und Wirken Gottes teilnehmen, Opfer und Gaben müssen diese Wesen der höheren Welt geneigt erhalten. So ist der religiöse Glaube auf den Inseln des stillen Ozeans, auch bei vielen Negerstämmen Afrikas, ferner

bei den Ureinwohnern Amerikas und Australiens, endlich auch **im Vatikan** zu Rom, wie die Encyklika des Papstes beweist, den seine Schmeichler als das „Licht der Welt" bezeichnen. — Jener Fetischismus genannter Völker leugnet keineswegs die Existenz eines über allen jenen untergöttlichen Geistern befindlichen Gottesgeistes*). Wenn der Papst die Anrufung der Maria und des heiligen Joseph empfiehlt, so meint er damit Geistwesen, welche zu einem gewissen Grade der Göttlichkeit gelangt sind und von dem allmächtigen Gott eine Teilhaberschaft an der Weltregierung erlangt haben. Hätten sie einen solchen mächtigen Einfluß nicht, so würde Leo XIII. nicht ihren Schutz und ihr eingreifendes Wirken anrufen und nicht der römisch-katholischen Kirche diese Anrufung empfehlen. Wären in den Augen der Hottentotten die „Geister" nicht übernatürlich, so würde kein Hottentotte sich um dieselben kümmern. Man nennt solche Religion auch Animismus (von animus = Seelen, Geist) und dürfte es im Vatikan nicht bekannt sein, daß das ursprüngliche Religionsleben der Chinesen solche einflußreiche Geister in den Vordergrund stellte und danach strebte, diese durch Gebete und Gaben geneigt zu erhalten oder geneigt zu machen.

Die Hottentotten, Polynesier, Melanesier u. s. w. thun dasjenige, wovon sie glauben, daß es den einflußreichen „Geistern" angenehm ist, ebenso verfährt und verordnet der Papst! Derjenige Geist, den er als „Sanctissima Maria" bezeichnet, hat es gern, wenn der hilfsbedürftige Mensch den Kultus des Rosenkranzgebetes verrichtet, und damit nun jenes Geistwesen, Maria genannt, jener Leistung froh werde, soll der ganze Oktober diesen Rosenkranzgebeten gewidmet werden. Da Maria ein überaus einflußreicher Geist, ja unter den vielen „Geistern" der mächtigste ist, so wäre es logisch richtig, wenn man den Rosenkranzkultus Tag für Tag, das ganze Jahr hindurch fortsetzte, man hält es aber, dem Heidentum entsprechend, für richtiger, andere helfende göttliche Geister nicht zu vernachlässigen, vielmehr sucht man dieselben durch eine auch ihnen zugewandte Kultusehre geneigt zu

---

*) Vgl. „Christliche Welt", 1889, Nr. 34.

machen. Die Menge muß es bringen! Dies ist der Grundsatz des Papstes, welcher deshalb fortwährend neue Heilige kreiert*), wähnend, daß dieselben aus Dankbarkeit für solche Ehre den allmächtigen Gott beeinflussen, dasjenige zu thun, was man als Bitte den Heiligen vorträgt. Kehren wir nunmehr zur heiligen Anna zurück.

Ihre obgenannte Kirche finden wir drinnen und draußen prächtig geschmückt. Wie man einst die Tempel der Götter mit Kränzen zierte, so sehen wir die Thür im Schmuck purpurroter Vorhänge glänzen, weit kostbarer aber ist die Zier des Inneren. Seidene Vorhänge in verschiedenen Farben, kostbare goldbordige Tücher sind befestigt, eine Verzierung, welche eine Woche hindurch zahlreiche, geübte Hände beschäftigte.

Gregor, Bischof von Tours, erzählt in seiner Kirchengeschichte der Franken, die im sechsten Jahrhundert verfaßt ist, von der Taufe des Chlodwich und sagt, der Bischof Rhemigius habe angeordnet, daß die Kirche in Rheims für jenen feierlichen Akt mit Vorhängen und Draperieen (velis atque cortinis) geschmückt werde, damit Chlodwich auf diese Weise leichter zum Glauben geleitet werde. Dieselbe Tendenz hat die „Kirche“ bis heute bewahrt. Imponieren, glänzen, Auge und Ohr ergötzen — das ist die Losung. Dadurch hat die „Kirche“ vor vierzehnhundert Jahren das Herz des Chlodwich gewonnen, dadurch besticht sie heute die Sinne der Devoti beim Fest der St. Anna. Links am Ende des Hauptschiffs der Kirche erhebt sich der Thron der gloriosa St. Anna und auf demselben steht ihre Gestalt, eine buntbemalte hölzerne Statue, ihr Gewand gelb, ihr Obergewand grün mit goldigen Sternen. Bekanntlich waren auch die antiken Götterstatuen mit Farbe versehen. Das Matronenhaupt der Heiligen trägt den Nimbus, welchen schon die antiken Gottheiten der Römer besaßen**) und über dieser christianisierten Juno wölbt sich ein gold-

*) Der letzte Santo ward am 10. November 1889 ernannt, nämlich der Missionar Perboyre. Der Papst kniete vor seinem Bilde. Bei Jul. Cäsars Tode zeigte sich ein Glanzstern am Himmel, bei Perboyres Tode ein Kreuz, wie Leo XIII. erklärt hat.

**) Siehe erstes Kapitel dieses Teiles.

strahlender Baldachin, während auf den Stufen des Thrones frische Blumen duften.

Von frischen Blumen dufteten einst die Altäre heidnischer Götter, wie man lesen kann: Virgil, Aeneis I, 415:

„Jünglinge wanden zuerst in Frühlingsfluren zum Kranze,
Blumen und schmückten das Haupt heiliger Laren damit."

So lesen wir in den Elegieen (II, 1) des römischen Dichters Tibullus, eines Zeitgenossen des Julius Cäsar. Ein mit dem Sängerchor vereinigtes Orchester begleitet am St. Annafest Vormittags die Pontifikalmesse, am Abend die Vesper und dann folgt der Panegyrikus, welcher mit einer Anrede an die Statue, sowie Anbetung derselben endigt. „Ruhm und Preis der gloriosa St. Anna!" Dieser Schlußsatz des beredten Panegyrikers findet seinen Wiederhall in den zahllosen an Häuserwänden und Straßenecken sichtbaren festlichen Anzeigen, in welchen man liest: „Viva St. Anna!"

Wenn man heutzutage an den Straßenecken Zettel sieht mit der Inschrift: „Viva St. Vincenzo!" oder „Viva l'Addolorata!" oder „Viva St. Giuseppe!" oder, wie ich kürzlich auf Ischia an einigen hunderten Häuserecken las: „Viva Gesú sacramentato!" oder „Viva la gloriosa St. Anna!" — so ist dies etwas Uraltes, was schon das Heidentum kannte. Wir lesen in der Elegie des Tibull an Delia die Aufforderung:

„Es rufe die ländliche Jugend:
Jo! Ihr Laren, verleiht Ernten und köstlichen Wein."

Dies „Jo" entspricht unserem Hurra, oder Viva und Evviva!*).

Am Nachmittag genießt man vor der Kirche der heiligen Anna den Ohrenschmaus eines bis spät in die Nacht währenden Konzerts, welches von geistlicher Musik so weit entfernt ist, wie ein Walzer von einem Choral. Aber auch andere Ergötzlichkeit ist vorhanden.

Bei den religiösen Volksfesten in Kairo sammeln Roman-

---

*) An der Vorderseite einer großen Kirche in Neapel steht mit Riesenbuchstaben die Inschrift: Viva St. Vincenzo.

erzähler lauschende Zuhörer um sich. Sie erzählen von den Thaten der Nationalhelden. Solche öffentlichen Erzähler nennt man dort Scha'er. Dasselbe finden wir beim St. Annafest vor Porta Capuana in Neapel. Wir haben daher die Wahl, ob wir demselben einen türkischen oder heidnischen Charakter beilegen wollen. Vor dem genannten Thor finden jeden Tag Vorlesungen von Ritter- und Räubermärlein statt, die bei dem genannten Fest natürlich eine ungewöhnlich große Menge andächtiger Hörer herbeiziehen, denen der Cantastorie (Geschichtenerzähler) dann besondere Genüsse bietet. Während draußen vor der Kirche infernalischer Lärm tost, donnert in derselben der „heilige" Redner seinen unheiligen, von Lügen strotzenden Panegyrikus von der Kanzel und preist wie ein Marktschreier den Kultus der heiligen Anna an. Das Publikum denkt, wie der Redner, daß St. Anna verpflichtet ist, für solche Leistung sich erkenntlich zu erweisen, und gilt hier dasselbe, was Catullus (ein Zeitgenosse Julius Cäsars) von der Verehrung des die Gärten schützenden Priapus sagte:

„Und für solche Verehrung muß denn Priapus ein jedes
Leisten, sicher dem Herrn den Wein und den Garten bewachend."

Am Abend, wenn die Illumination für St. Anna beginnt, füllen sich alle Straßen und Plätze jenes um die Porta Capuana gruppierten Stadtquartiers mit einer hin- und herwogenden, lärmenden Menschenmasse, dann strahlt die Kirchenfront mit unzählbaren bunten Lampen, da liest man unten in Flammenzügen: „Viva St. Anna!", da sind alle Hauptstraßen mit Lichtbogen überspannt, da glänzen und flimmern alle Fenster und Balkons und hunderte von flammenden Feuerballons steigen zum tiefblauen, nächtlichen, sternflammenden Himmel empor. Diese Illumination gilt es auf- und niederwallend zu genießen, ein Vergnügen, welches in ähnlicher Weise auch ein Karnevalsabend bietet. Beides ist uralt, Illumination und Karneval.

„Aber erscheint der Tag des Herodes, so speien am Fenster
Neben einander gereiht Öllampen erstickenden Dunst aus."

So schrieb der römische Satiriker Persius im ersten Jahrhundert n. Chr. von den heidnischen Römern, welche die jüdischen Festtage

mitfeierten und redet seltsamer und irrtümlicherweise vom Tage des Herodes, womit er eben jene Judenfeste meint.

Illumination bei festlichem Anlaß kannten schon die Griechen. Im reichen Akragas (später Agrigent genannt) auf Sicilien feierte ein gewisser Antisthenes die Hochzeit seiner Tochter, und nachdem alle Bürger auf seine Kosten gespeist hatten, wurden die Altäre der Stadt mit dürrem Holz bedeckt, welches man am Abend anzündete.

Wie die Stadt Neapel die heilige Anna mit Festen ehrt, so sucht auch die Umgegend ihre Gunst durch dieselbe Leistung zu erhalten und zu gewinnen. Die Fischer an der Großen Marine zu Sorrento haben die heilige Anna zu ihrer Schutzpatronin erwählt. Keiner wußte uns dort zu sagen, wann dies geschehen; die einstimmige Aussage lautete, daß es seit „antiker“ Zeit immer so gewesen sei. Überaus malerisch wohnt diese Kolonie an dem rauschenden Meer. Wir stiegen den Felsenpfad nieder, fanden unten alles voll Festfreude und waren Zeugen einer Prozession, welche uns eine überraschende Wahrnehmung darbot. Von jungen, braunen Fischern getragen, trat St. Anna, eine bunte, mit goldenem Geschmeide behangene Statue, ins Freie, und der farbenprächtige Zug bewegte sich dicht am Meere hin. Dann stellte man die Statue auf einen Tisch, aber so, daß ihr Angesicht sich dem Meere zuwendete, und vor der Statue standen die Priester, welche unter aufsteigendem Weihrauch sich tief vor der Diva verneigten und Gebete um Schutz an sie richteten. Diese Scene wiederholte sich, als der Strand durchschritten war. Endlich bestieg die Prozession den Zickzack-Felsenpfad, und oben angelangt schaute wiederum St. Anna segnend auf das Meer, stiegen wieder Rauchopfer und Gebete zu ihr empor, wobei Böllerschüsse die Fischerhäuser erbeben machten. Daß wir in dieser Art der Verehrung die Fortsetzung eines heidnischen Kultusbrauches zu erkennen haben, bedarf keines Beweises.

Wenden wir uns zur Nordseite des neapolitanischen Golfes. Das Trümmerfeld von Bajae und seiner Umgebung hat an Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und historischer Bedeutung nicht seinesgleichen. Die Welt, welche dort einst atmete, tritt dem Wanderer,

der von Trümmern zu Trümmern, von Ruinen zu Ruinen, über Hügel und Ebenen, an Seeufern und Meeresstrand schreitet, greifbar und ergreifend nah. Aber nirgends hinterläßt eine Ruinenstätte solchen Mißklang im Herzen, wie gerade hier. Ein Feld voll Moder und „Totenbeine", so möchten wir jene Ufer bezeichnen; sie erschienen uns stets als ein verwahrloster Friedhof, wo Schädel und Gebeine hervorragen. Dazu kommt die Erinnerung an Thatsachen, die ihre Blutspuren unauslöschlich dem Erdboden gelassen haben. Mit Recht gelten jene Ruinen als Zeugen des grenzenlosen Sittenverfalls römischer Kaiserzeit; aber unbekannt dürfte es sein, daß jene Stätte auch einen Sittenverfall in der christlichen Periode geschaut, welcher dem ebengenannten völlig entspricht. Vor etwa vierhundert Jahren war die Küste von Bajae keineswegs das öde Trümmerfeld von heute, vielmehr waren damals die Bäder noch in Gebrauch, und die vornehme Welt Neapels verbrachte — zwei neapolitanische Renaissancedichter, Sannazáro und Pontanus, haben uns die Lebensweise, welche dort in der „Saison" herrschte, beschrieben — die Badesaison genau ebenso, wie einst Roms vornehme Welt. An die Stelle der heidnischen Sittenpest trat nach und nach die Pestluft der Malaria, und dieser Strand, ein Zeuge ungebrochenen Heidentums, fiel der Verödung anheim.

Eine Art Villenvorstadt von Bajae bildete das hochgelegene Baúli, wo Cäsar, Hortensius u. a. ihre Sommervillen hatten. Auf dem dortigen Trümmerfeld gedeiht seit dem Jahre 1700 eine Ansiedelung, Bacoli genannt, als deren Herz und Mittelpunkt wir die buntbemalte Kirche der heiligen Anna bezeichnen können. Es ist die einzige Kirche in der ganzen Gegend, und der Kultus jener Santa hat bei allen dortigen Bewohnern tiefe Wurzeln geschlagen.

Der Gedächtnistag der heiligen Anna, der 26. Juli, ist für Bacoli und Umgegend der größte Festtag, der z. B. Weihnachten und Ostern überstrahlt. Fast alle Bewohner sind Anbauer (Coloni), die auf gemieteten Grundstücken schwer arbeiten, namentlich wenn glühender Sonnenbrand im Sommer die Höhen und Tiefen heimsucht. Jener Festtag, dem einige Ruhetage folgen, bildet eine willkommene Pause in der Mühsal des Lebens, welche indes ohne

Murren getragen wird. Das eigentliche Fest wird stets auf den Sonntag verlegt, welcher auf den 26. Juli folgt, und dies geschieht, um der gesamten Umgegend Gelegenheit zu bieten, sich an den Freuden des Festes zu beteiligen. Wir haben solchen Brauch überall in Campanien gefunden, und wenn benachbarte Städte einen und denselben Santo verehren, so feiern sie das Fest nicht an einem und demselben Tage, sondern legen die Feier so, daß gegenseitiger Besuch möglich wird.

Nach Bacoli strömen am St. Annafest von nah und fern die Festgenossen. So zunächst die einsamen Coloni, welche z. B. unweit Cap Misenum wohnen, wo vielfach in römischen Gräbern sich Viehställe befinden; weiter die Ansiedler aus der Nähe des Lago Fusaro; ferner die Weinbauern, welche auf dem weitgedehnten Trümmerfelde des uralten Cumä hausen und dort mit Hühnern und Schweinen am Abhang der einstigen Akropolis in römischen Gewölben leben; endlich jene Ansiedler, deren Behausungen sich in dem längst erloschenen, wohlkultivierten Riesenkrater des Monte Barbaro bei Pozzuoli befinden; sie alle stellen sich ein, aber auch zahlreiche Bewohner der letztgenannten Stadt fehlen nicht. Sie kommen auf geschmückten Wagen oder auf bunten Barken, und bald wimmelt Bacoli von fröhlichen Festgenossen.

Aus der Kirche tönt Chorgesang, untermischt mit Trompetengeschmetter. Wir erfahren, daß man es sich viel Geld hat kosten lassen, um das Fest prächtig zu gestalten, und daß zu dem Ende Sänger und ein bedeutendes Musikcorps aus der benachbarten Stadt gedungen worden sind. Weit lauter als diese weltliche Kirchenmusik tönt der Lärm vor der Kirche und auf der Straße, wo das lebhafteste Markttreiben herrscht. Mancherlei Wünsche können da erfüllt, viele Genüsse, namentlich des Gaumens, gekostet werden. Hier hängen, auf lange Schnüre gezogen, geröstete Nüsse, dort winken seltsam geformte Kuchen, die stets besondere Dialektnamen haben, und deren Genuß als obligatorisch betrachtet wird. Am lautesten rufen die Bilderhändler, welche das Bild der St. Anna ausbieten, sehr billig, aber auch sehr schlecht. Viele kaufen; denn solche Bilder bilden in jenen schlichten Wohnungen den einzigen Wandschmuck und werden gewöhnlich nicht einmal mit einem

Rahmen versehen. Es ist ein Jammer, diesen Schund an den Wänden zu sehen, und man muß sich über die Kirchenbehörden wundern, welche den Handel mit solcher Waare dulden. Natürlich wird niemand daran denken, dem Volke die Bilder zu nehmen; aber dann gebe man den Häusern und Familien wenigstens bessere, und wenn letztere die St. Anna behalten sollen und wollen, so wäre es doch ein Leichtes, auch Bilder aus der biblischen Geschichte, etwa aus dem Leben Christi und der Apostel zu bieten.

In der Kirche bei dem Hochamt finden wir prächtigen Schmuck und tiefe Andacht; man hat es verstanden, jene in eine Festhalle umzuwandeln, in der zur Rechten des Hochaltars die bunte, lebensgroße Statue der heiligen Anna steht. Sie zeigt die Züge einer betagten Matrone, hat einen Nimbus, und neben ihr steht in Gestalt eines etwa sechsjährigen Mädchens, mit einer Krone geschmückt, Maria. St. Anna wendet ihren Blick nach unten, ihr Töchterlein aber nach oben, und an dem Finger der Mutter hängen vermöge eines blauen Bandes zahlreiche goldene Ringe und sonstiges Goldgeschmeide, wie wir ähnliches in den Ohren, an den Fingern und an dem Halse der Bäuerinnen wahrnehmen, welche, mit schwarzem Schleier versehen, sich in der Kirche befinden.

Das Hochamt ist beendigt, die Kirche leert sich, es beginnt nun die festliche Prozession. Beim Ordnen des Festzuges geht es ebenso laut als heiter her; es herrscht in der Kirche lebhaftes Gedränge; Mönche, Priester, Knaben, Mädchen, Mitglieder von Brüderschaften, Musikanten, alles wogt durcheinander; man ruft, man lacht, man gestikuliert, und selbst als der Pfarrer ruft: „Stille; ihr seid in der Kirche“, legt sich kaum das Getümmel. Endlich hat sich alles geordnet; die bunt gekleideten Musikanten beginnen zu blasen, der Zug setzt sich in Bewegung. Den Musikanten folgt die schwere, mit dem Bilde der heiligen Anna versehene Standarte, getragen von einem kräftigen Fischer; dann kommen Knaben mit Kerzen, hierauf das hohe, von einem Kapuziner getragene Kruzifix, weiter zwei Träger silberner Weihrauchfässer, die Priester, die Mitglieder der Bruderschaft, bekleidet mit weißen langen Gewändern, oben an der Schulter mit kurzem blauseidenen Mantel, endlich St. Anna

selbst, getragen von vier stattlichen Männern, die unter der Last keuchen, dabei aber diesen Dienst für eine hohe Ehre halten, die sie für Geld erkauft haben.

So hält die Diva Santa ihren Fest- und Segenszug durch ihr Gebiet. Wir bemerkten, als wir Zeuge dieser Prozession waren, daß mehrere Mütter ihre Mädchen aufhoben, welche dann Goldgeschmeide an dem Finger der St. Anna befestigten; die Mütter lösten ihr Gelübde. Wir sahen überall, wohin die Prozession kam, gebeugte Kniee und hörten aus manchen Weibes Munde: „O, meine St. Anna!“ Die Glocken läuteten, Böllerschüsse und krachende Papierbomben hüllten die Prozession in Pulverdampf; aber durch nichts gestört, schritten Jungfrauen barfuß und mit aufgelöstem Haar hinter der Santa her. Verzehrende Hitze glühte vom Himmel; wir vermochten nicht der Prozession zu folgen und setzten uns in einer Weinlaube neben einem Häuschen nieder, wo ein Mütterchen daheim geblieben war, das uns aus einem Krug mit doppeltem Henkel einen Labetrunk bot.

Verfasser hatte jüngst Gelegenheit, mit einem Kanonikus über den Heiligenkultus und seine Beziehungen zum hellenisch-römischen Leben zu reden. Derselbe zeigte sich erstaunt, als ihm gezeigt wurde, daß ein Unterschied zwischen einst und jetzt nicht bestehe, und war augenscheinlich jeder Kenntnis des antiken Lebens bar. Schließlich aber berief er sich auf das Wort: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ und sagte: „Jeder Wohnung, jedem Gebiet in Gottes Welt steht also ein Santo vor.“ So schien ihm deren Kultus durchaus schriftgemäß zu sein. Ein Kultus ohne Prozession erschien ihm als undenkbar.

Prozessionen zu Ehren der in ganz Italien einst hochverehrten Juno, genannt magna Juno, der Geburtsgöttin im römischen Reich, also der St. Anna der Römer, kannte das antik-heidnische Leben. Der römische Dichter Ovid beschreibt eine solche, wie sie jedes Jahr beim Fest dieser Gottheit in Falerii bei Rom stattfand (Ovid Amores III, 13). Man trug dann, wie heute, das Bild jener Juno = St. Anna, Weiber und Mädchen, mit ihrem besten Goldgeschmeide (wie heute bei den Prozessionen) angethan, sowie Priester (wie heute) folgten dem Götterbilde, eben-

falls Opfertiere. Eine andere Prozession, bei außerordentlichem Anlaß zu Ehren der Juno angestellt, erwähnt der römische Geschichtschreiber Livius im 27. Buch. Zwei aus Cypressenholz angefertigle Statuen der Göttin wurden getragen und zahlreiche Mädchen sangen (wie noch heute gewöhnlich) Loblieder auf die erhabene Göttin.

„Die Götter — — sie sterben nicht." Unser Motto wird durch die Juno = Sant' Anna bestätigt.

Siebentes Kapitel.

Ein Vergessener.

„Ich habe mehr gearbeitet, als sie alle."
Paulus.

In den mastenreichen Wald der damals großen Handelsstadt Puteoli, das „kleine Rom" genannt, segelte im Juni des Jahres 62 n. Chr. ein von Rhegium kommendes, mit dem Zeichen der Dioskuren versehenes Schiff. Einen herrlichen Anblick genossen diejenigen, welche von jenem Schiff aus auf die genannte Stadt schauten. An Tempeln und Palästen reich, dehnte sich dieselbe wie ein Amphitheater weit am Meeresufer hin, wo schattige Arkaden den reichen Kaufleuten als „Börse" dienten, und bedeckte alle Höhen, soweit das Auge reichte. Besonders aber ward der Blick durch einen dem Augustus geweihten Marmortempel gefesselt, der majestätisch auf einem Hügel in der Meeresnähe thronte. Auch war eine früher dem Cicero gehörende Villa durch edle und imposante Bauart, sowie durch ihre Lage geeignet, das Auge zu fesseln. Hatte man sich an dem Gemälde dieser Stadt satt gesehen, so folgte das Auge der schön gerundeten Uferlinie weiter und begegnete einem anderen Panorama. An das Häusermeer der reichen Handelsstadt schloß sich in geringer Entfernung „das wonnige Ufer der seligen Liebesgöttin", der Strand von Bajae, mit marmorprächtigen Villen unten und oben bedeckt. „Kein Meerbusen der Welt strahlt anmutsvoller als Bajae." So hatte Horaz nicht lange vor dem oben angegebenen Jahre jenes Ufer besungen.

Dort oben in einer kaiserlichen Villa saß einst Virgil der trauernden Schwester des Kaisers Augustus gegenüber, welche ihren gestorbenen Sohn beweinte, und las aus seiner Äneis jene an Wohllaut so reichen an Trost so armen Strophen:

„Werft Lilien voll aus den Händen,
Ich will purpurne Blumen ihm streun und der Seele des Jünglings
Wenigstens dies darbringen zur Gab'!"

(Äneis VI, 880.)

Jene weinende Mutter saß im kaiserlichen Palast und rings umher tönte das Rauschen einer genußsüchtigen Welt, welche in Bajae „zwischen Elfenbein und goldenem Prunkgetäfel" ihre Orgien feierte.

Von jenen Gestaden lesen wir in den Oden des Horaz (II, 15): „Auch der Violen Flor und Myrtenhaine verbreiten Wohlgeruch, wo vormals lohnte mit Frucht die Olivenpflanzung. Auch dichtbelaubtes Lorbeergebüsch verwehrt den scharfen Glutstrahl." Horaz tadelt aber auch (II, 18), die Bauwut seiner Zeitgenossen, „welche die Gestade weit ins Meer, das von Bajae herrauscht, hinausdrängen und oft, dem Tode schon nah, Marmorblöcke behauen und Paläste auftürmen lassen". Einen Blick in die Schlemmerei, welche während der „Saison" in Bajae herrschte, gewährt derselbe Dichter in der dritten Satire des zweiten Buches, wenn er die Züchtung der Stachelschnecken, Muscheln, Austern und Meerigel erwähnt, wodurch jene Gestade bei allen römischen Nabobs berühmt waren. Seltsam, wenn Horanz sagt, daß man die besten Seeigel an der Küste von Bajae, nämlich am Cap Misenum fange, so gilt dies noch heute. — Totenstille umlagert jetzt diese mit Ruinen besäeten Gestade, keine buntbeflaggten Kähne (Juvenal XII, 80) beleben jene Bucht, wie einst, und ein heutiger Dichter hat recht, welcher, an Neros Muttermord erinnernd, jene Ufer eine „fluchbeladene Stätte" nennt*).

Als das zu Anfang genannte Schiff am menschenwimmelnden Ufer anlegte, sah man einige helmbedeckte Soldaten dem Fahrzeug entsteigen, in ihrer Mitte befand sich ein gefesselter Mann, der am Strand durch eine Anzahl von Freunden begrüßt wurde, die von

*) „Feságomi", Dichtung eines anonymen Verfassers. Berlin, L. Simion. Lied 136.

ihm als „liebe Brüder" angeredet wurden. Es folgte dann eine Unterredung mit dem jene Soldaten befehligenden Offizier, worauf letzterer wohlwollend dem Gefangenen gestattete, kurze Zeit bei jenen Freunden zu weilen, ihre Gastfreundschaft zu genießen und sich so für die Weiterreise nach Rom zu stärken. Dem Leser ist jener Gefangene kein unbekannter Mann.

In dem Bericht des 28. Kapitels der Apostelgeschichte lesen wir in Beziehung auf den nach Rom reisenden Apostel Paulus: Und da wir umschifften, kamen wir nach Rhegium und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des anderen Tages nach Puteoli. Da fanden wir Brüder; und wurden von ihnen gebeten, daß wir sieben Tage da blieben. Und also kamen wir nach Rom.

Paulus, der geistesgewaltigste unter den Aposteln, ist im heutigen Puteoli — jetzt Pozzuoli genannt —, ein unbekannter Mann und käme er wieder dorthin, so fände er keine geistesverwandten Brüder. Würde er auf der Kanzel der dortigen Kathedrale zu den Einwohnern jener Stadt reden, wie er es that in Ephesus, Korinth, Athen, so würde man ihn nicht verstehen, und sicherlich ihn als Ketzer bezeichnen.

Wohl keine Stätte auf Erden besitzt einen solchen Reichtum an Resten der Römerzeit, wie die Umgebung von Pozzuoli, wenn wir von dort bis zum Cap Misenum oder über Bajae zum Lago Fusaro oder nach Cumae wandern oder endlich die Umgebung des fast vollständig erhaltenen Amphitheaters durchstreifen. Überall ist man bereit, uns Namen zu nennen und Ruinen mit solchen zu verbinden, indem man dies Mauerwerk dem Nero, jenes Gewölbe der Venus, jenen Steinklumpen dem Cäsar u s. w. zueignet. Vor etwa zehn Jahren starb in Pozzuoli eine alte Fremdenführerfamilie aus, welche behauptete, sie stamme ab von „Marco Truglio Ciciarone, welcher römischer Vizekonsul in Pozzuoli war". Diese Behauptung war nicht Scherz, sondern Ernst. Man wollte auf diese Weise erklären, warum man in Italien einen Führer als „Cicerone" bezeichnet und zog den bekannten Redner M. Tullius Cicero heran, der in Puteoli eine prächtige Villa besaß. Das römische Altertum ist der dortigen Bevölkerung eine Anzahl von

Namen und nur ein Name ist der Apostel Paulus daselbst. Auf dem Markt am Piedestal einer Statue lesen wir in einer langen Inschrift alle Dinge, deren genannte Stadt sich rühmt. Sie ist die älteste Christengemeinde Italiens, gegründet von Patroba, einem der zweiundsiebzig Jünger Christi, bestätigt (confirmata) durch die Beredsamkeit Pauli und durch die Anwesenheit Petri*). Cicero hat Puteoli als Kleinrom (Roma parva) bezeichnet. Alle diese preiswürdigen Dinge — sagt jene Inschrift weiter — verschwinden gegen eine andere weit ruhmvollere Thatsache. Der Hauptruhm Pozzuolis besteht, wie wir lesen, darin, daß diese Stadt unter Führung des St. Martin einer Empörung gegen das spanische Königshaus Widerstand leistete, indem sie letzterem unwandelbare Treue bewahrte!

Der Schutzheilige von Pozzuoli ist nicht St. Paulus, sondern St. Proculus, ein Begleiter des heiligen Januarius, den die Sage in der Nähe der Stadt enthauptet worden sein läßt. Als der Apostel dort landete, sah er auf der Höhe, wo jetzt der Kern Pozzuolis liegt, den Tempel des Augustus stehen, den man in besonderer Weise als schützenden Heros ehrte. Auf derselben Stelle steht jetzt die Kirche des Proculus, und bis auf den heutigen Tag sieht man an der Front Reste derselben Marmorsäulen, welche einst das Atrium jenes Tempels schmückten. In dieser Kirche steht die vergoldete Statue des mythischen Proculus nebst derjenigen des St. Gennaro, ein großes Gemälde stellt dar, wie St. Petrus den ersten (mythischen) Bischof von Puteoli weiht, nämlich den St. Celso, selbstverständlich finden wir dort auch St. Nicóla, den Meeresbeherrscher (siehe Kap. XIV). An der Kanzel sehen wir nicht etwa St. Paulus, sondern die Santissima Maria zwischen den beiden Heiligen St. Proculus und St. Gennaro. Das Grabmonument eines Bischofs in genannter Kirche zeigt den absoluten Mangel eines christlichen Emblems. Wir lesen die allbekannten tausendfältig an heidnischen Monumenten sichtbaren Buchstaben D. O. M. (dem besten, höchsten Gott) und erblicken die heidnischen Embleme:

---

*) Siehe das vierte Kapitel des ersten Teils, St. Petrus, wo die Petruslegende ausführlich behandelt ist. Über St. Gennaro in Pozzuoli siehe das neunte Kapitel des ersten Teils: Das Blutwunder.

Stundenglas und Fackel*). Der mythische Stadtbeschützer hat als Tribut alljährlich sein Fest, ebenso St. Gennaro, und wenn der erste in feierlicher Prozession unter Pulverdampf durch die Straßen getragen wird, so folgen ihm St. Celso und St. Nicóla.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Pozzuoli einen über die Grenzen des Landes hinausgehenden Ruf wegen des mit dem dortigen Bischofsitz verbundenen Seminars, berühmt durch die Pflege der klassischen Studien, wodurch von fern und nah auch solche Jünglinge herbeigezogen wurden, welche sich nicht der geistlichen Laufbahn widmen wollten. Bischof war damals Rosini, welcher auch als Dichter lateinischer, nach Weise des Plautus verfaßter Komödien glänzte, die man bisweilen bei einem der vielen Antiquare Neapels antrifft. Die Abfassung solcher Dramen hatte einen praktischen Zweck; sie dienten zur Aufführung durch die Seminaristen, und alljährlich ward zu dem Zweck ein großes Fest veranstaltet, wobei die Schüler als Schauspieler glänzten und die besten durch Prämien ausgezeichnet wurden.

Nach dem Tode Rosinis hörte die Darstellung plautinischer Dramen auf; sie begann aber wieder unter dem jetzigen Bischof, dem es jedoch zuletzt mit den Komödien seines Vorgängers zu viel wurde. Er beschloß daher, das „christliche" Drama einzuführen, und vielleicht erwartet man nun, daß die Seminaristen angehalten wurden, Scenen aus dem Leben Pauli darzustellen, oder daß ein Versuch gemacht ward, die Entstehung der dortigen Urgemeinde, ihre Schicksale und die Ankunft des Apostels dramatisch darzustellen. Weit gefehlt! Wer denkt denn in Pozzuoli an Paulus? Der dortige Bischof am wenigsten. Man wählte einen Stoff aus der Heiligenlegende dieser Stadt, und zum Helden des Dramas ward ein sagenhafter Märtyrer erkoren, dessen Name schwerlich sonst bekannt ist: Artemas. Die Legende erzählt, daß er als Schüler einer grie-

---

*) In derselben Kirche ist begraben Pergolese, der berühmte Komponist des Stabat Mater. Eine Marmortafel fand ich kürzlich daselbst, gesetzt von einem Privatmann. Stadt und Klerus haben sich um diesen großen Künstler nie gekümmert. Er starb in Pozzuoli, wohin er sich zur Heilung der Lungenschwindsucht begeben hatte, 1736.

chischen Bildungsanstalt in Puteoli zur Zeit des Kaisers Decius unter seinen Mitschülern das Christentum verbreitete, daß er dem Vorsteher ein offenes Bekenntnis ablegte und darauf zum Tode verurteilt wurde, welche Strafe von seinen Mitschülern in der Weise vollzogen ward, daß sie ihn mit ihren spitzen Schreibgriffeln erstachen. Nördlich von Pozzuoli befindet sich heute eine Menge von Trümmern antiker Gräber, und dort soll auch das Grab des Artemas gewesen sein, wohin man sich später begab, um in der Nacht Psalmen zu singen. Weil nun an diesem Grabe Wunder geschahen, erlangte jener Märtyrer hohen Ruf, der aber über die Grenzen von Puteoli nicht hinausging. Die Schüler höherer Bildungsanstalten ehrten ihn als ihren Schutzheiligen, vergaßen ihn aber doch zuletzt, und so teilte er schließlich das Schicksal von Tausenden seinesgleichen: völliges Vergessensein. Dem jetzigen Bischof von Pozzuoli, Gennaro de Vivo, gebührt das Verdienst, jenen Artemas der Vergessenheit entrissen und einen neuen Antrieb für seine Verehrung gegeben zu haben. Man spricht sogar davon, daß man sein Grab wiederfinden, vielleicht gar seine Reliquien entdecken wird.

Was hat dieser Bischof gethan, um den Apostel Paulus der Vergessenheit zu entreißen, um seine Gemeinde in Pozzuoli mit den Briefen Pauli bekannt zu machen? Nichts.

Bischof de Vivo beauftragte den als Latinisten bekannten Kanonikus G. Fraia, ein Drama mit dem Titel „Artemas" zu verfassen, in lateinischer Sprache und im Stil des Plautus und Terenz, aber ohne das Komödienhafte der letzteren, vielmehr ein ernstes „christliches" Drama. Ob Fraia seine dichterische Begabung bereits anderwärts bekundet hatte, vermögen wir nicht zu sagen, und es ist immerhin möglich, daß Bischof und Kanonikus der Meinung waren, zur Abfassung eines „christlichen" Dramas sei die Kenntnis der lateinischen Sprache vollkommen ausreichend. Fraias Drama und seine Aufführung in Pozzuoli erinnern an jene unzähligen Dramen biblischer und weltlicher Art, welche im 17. und 18. Jahrhundert auf deutschen Gymnasien aufgeführt wurden. Es ist ein doktrinäres Drama moralischen Inhalts, oder richtiger gesagt, es sind aneinander gereihte Scenen einer Legende. Es wird in demselben viel deklamiert, aber die Handlung

tritt zurück, und insofern ist dies Schauspiel nicht besser und nicht schlechter als tausend andere Produkte solcher Dichter. Der Inhalt ist kurz dieser. Das Kollegium der heidnischen Priester zu Puteoli ist in großer Sorge darüber, daß sich das Christentum daselbst so schnell und so weit verbreitet. Um nun dem heidnischen Kultus neuen Aufschwung zu geben, wird beschlossen, ein feierliches Opfer im Tempel des Serapis darzubringen (von dem sich Reste und Ruinen noch heute in Pozzuoli befinden). Ein Freund des Artemas hat von dem bevorstehenden Opfer, zu dem sich auch die Schüler des Ephebeums einfinden sollen, gehört. Es folgt eine lange Unterredung zwischen ihm und dem Artemas, sowie dessen Vater; Artemas redet wie ein Professor. Das Opfer wird dargebracht, und die zahlreiche Versammlung stimmt zu Ehren des Serapis einen Lobgesang an. Dabei bemerkt der Oberpriester, daß Artemas schweigt, und erfährt von demselben, daß er ein Christ sei. Darauf spricht sich der Jüngling ausführlich darüber aus, daß man dasjenige nicht anbeten könne, was nicht existiere. Die Verhandlungen werden im Ephebeum, der griechischen Erziehungsanstalt zu Puteoli, fortgesetzt, wo der Vorsteher dem Artemas zusetzt, und der Vater seinen Sohn zum Widerruf bewegen will. Zuletzt wird dieser verurteilt, von seinen Mitschülern mit Schreibgriffeln erstochen zu werden. Der Jüngling fällt auf die Kniee und ruft: „Dulcissime Jesu, morituri te salutant!“ und der Vorhang fällt.

Suchen wir außerhalb der genannten Stadt Erinnerungen an den größten unter den Aposteln, der „mehr gearbeitet hat, als sie alle“. Neapel besitzt eine Kirche St. Paolo, welche sich auf der Stelle eines dem Kastor nnd Pollux geweihten Tempels befindet. Von dem Glanz des letzteren zeugen noch heute zwei hohe korinthische Säulen, die man vor der Kirche aufgestellt hat, ebenso die Torsi des Kastor und Pollux, welche sich in Mauernischen befinden. Über den zwei Torsi stehen die Statuen des Petrus und Paulus und erinnern den Beschauer an die Thatsache, daß an Stelle des Halbgötterpaares Kastor und Pollux das Apostelpaar Petrus und Paulus getreten. Nur die Namen sind geändert; sonst ist alles beim alten geblieben. Die Kirche St. Paolo ist reich an Bildern;

aber kein einziges derselben erinnert an den Apostel. Wir finden ein Bild, welches den Sieg der Neapolitaner über die Vandalen darstellt, aber keines, welches sich mit dem Siege Pauli über das Heidentum beschäftigt. Es hätte ja nahe gelegen, die Landung Pauli in Puetoli darzustellen, aber weder in letzterer Stadt noch in Neapel existiert ein Bild, durch das man eine Scene aus diesem Apostelleben kennen lernt. Vor einigen Jahren gelangte in Neapel bei den üblichen großen Konzerten der stillen Woche Mendelssohns „Paulus" zur Aufführung und ward mit Bewunderung gehört. Die gesamte Presse der Stadt beschäftigte sich mit diesem Gegenstande und hielt es für ihre Aufgabe, das Publikum über das Leben Pauli zu belehren! Letzteres hatte seinen guten Grund; denn unter den Gebildeten wußte so gut wie niemand etwas von dem Leben dieses Apostels; aber keine Zeitung fand diese Thatsache auffallend oder gar tadelnswert. Das niedere Volk in Neapel kennt St. Paolo höchstens dem Namen nach und weiß, daß er unter Umständen auf Regen und Wind Einfluß hat *).

Die Paulskirche in Neapel herbergt vor allen Dingen die Madonna di Lourdes, deren Kultus dort seit zehn Jahren schwungvoll betrieben wird. Was würde der große Apostel, der auf dem Areopag zu Athen von dem unbekannten Gott (Apostelgesch. 17) redete, sagen, wenn er eine Prozession dieser glänzend frisierten und kostümierten Madonna sähe? Er würde in Neapel wiederholen, was er in Athen sprach: „Ihr Männer von Athen, ich bin hindurchgegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und wahrgenommen, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubisch seid" (Apostelgesch. 17, 22). — Genannte Pauluskirche herbergt ferner den hochverehrten St. Andrea di Avellino, den wir im Kapitel vom „Olympischen Wohlgeruch" bereits kennen lernten. Was wissen die Verehrer dieses duftenden Santo von Paulus? Höchstens den Namen. Kürzlich fand das Jahresfest jenes St. Andrea statt. — Da sah man an der Vorderseite der Paulskirche das Kolossalbild der Apotheose des genannten heiligen Andrea. Wie Herkules schwang er sich auf zum olympischen Himmel, wo die

---

*) Siehe vierzehntes Kapitel.

Santi selig leben, wie die Götter. — Die genannte Kirche dient auch dem Kultus des großen „Taumaturga“ (Wunderthäters) St. Gaetano. Bei seinem letzten Fest im August 1889 sah man an allen Kirchen der Stadt farbige Anschläge, auf denen jener Santo: „Padre della Providenza“, Vater der Vorsehung(!) genannt und jedermann aufgefordert wurde, ihm die schuldigen Ehren (onoranze) zu leisten. Seine Kolossalstatue steht in verzückter Stellung dicht bei der erwähnten Paulskirche, zu seinen Füßen kleine, gemästete Amoretten in der üblichen Seiltänzerstellung *). Vor drei Jahren gerieten bunte Festaltäre des St. Gaetano auf der Straße in der Festnacht in Brand und St. Gaetano, von den Flammen umleuchtet, sah aus wie Herkules, der sich, um zum Olymp zu gelangen, auf dem Öta verbrannte. Die versammelten Volksmassen wurden von Entsetzen erfaßt und wildes Getöse erhob sich. Als aber St. Gaetano sich als feuerfest bewährte, besann man sich eines besseren und setzte diese Begebenheit in Nummern um **), welche man dem Lotto übergab. Solchem großen Heiligen gegenüber ist St. Paulus in den Augen der römischen Kirche nur ein Zwerg. Er giebt ja keine Nummern! Juvenal, der römische Satiriker des zweiten Jahrhunderts nach Christo, klagt mit bitteren Worten über die Menge der Götter:

> „Als der Haufe der Götter,
> Solcher, wie heute, nicht war und mit wenigen Göttern zufrieden,
> Sterne mit minderem Gewicht den armen Atlas noch drückten.“
> (Juvenal Satiren XIII, 46.)

Es ist heute, wie zu den Zeiten des Juvenal.

Die Zahl der „Santi“ wächst zum Erschrecken. Unter ihrer Masse ist der gewaltigste der Apostel für die römische Kirche nur ein Name. Sein Leben ist unbekannt, seine Schriften werden nicht gelesen, von seinem Geiste ist in der römischen Kirche Italiens keine Spur zu entdecken. Im Kloster St. Domenico zu Neapel sagt eine Marmorschrift, daß dort Thomas von Aquino ***) ge-

---

*) Siehe achtes Kapitel: „Zur Kunstgeschichte“.

**) Siehe Teil I, achtes Kapitel dieser Schrift: „Orakel“.

***) In demselben Kloster wird die Zelle des Thomas hoch und heilig

lehrt und monatlich als Gehalt eine Unze Gold empfangen habe. Diesen bekannten Dominikaner und Scholastiker des Mittelalters (1224—1274) hat Leo XIII. zum Schutzpatron aller Schulen und wissenschaftlichen Anstalten ernannt, die Philosophie des Thomas ist jenem Papst die Höhe der Wissenschaft und des Denkens, soll also, wie Leo XIII. befiehlt, in allen Priesterseminarien traktiert werden. Der genannte Papst hat dreihunderttausend Francs für eine neue Ausgabe der Werke des Thomas verausgabt, der Apostel Paulus aber ist für Leo XIII. eine Null *). — In Aversa, einer größeren Stadt Campaniens, ist eine Paulskirche, in der sich aber die Madonna di Loreto eingenistet hat. Eine Nachahmung des „heiligen Hauses“ der Maria befindet sich seit dem vorigen Jahrhundert im Schiff genannter Kirche, zu welcher im November Tausende wallfahrten, um die Madonna mit Gaben und Gelübden zu verehren. St. Paulus ist dort nur ein Name.

Was aus der biblischen-historischen Gestalt des Apostels Paulus im Bewußtsein des Volkes geworden ist, zeigt am besten Sicilien. Im vierzehnten Jahrhundert machte hier die Zunft der Fechtmeister den Apostel zu ihrem Patron, und in einer Urkunde vom Jahre 1649, in welcher die Gerechtsame jener Genossenschaft bestätigt werden, wird auch der Grund angegeben, weshalb man Paulus zum Schutzheiligen erwählte. Der Grund ist dieser: „Weil er mit dem Schwert in der Hand die Christen verfolgte“. Dann heißt es weiter: „Unser Werk soll nicht ein den Christen feindseliges sein, sondern wie die Zunge des Paulus zur Verteidigung der Christenheit dienen“. Die Zunft feierte den 29. Juni als den Festtag ihres Patrons jedesmal in großartiger Weise; „sie

---

gehalten, in der Kirche St. Domenico wird ein Kruzifix gezeigt, welches zum betenden Thomas sprach: „Du hast gut über mich gesprochen“. — Welches Andenken hat man von Paulus? Wo verwahrt und liest man seine Briefe?

*) Nachdem Leo XIII. in seiner Encyklika vom 4. August 1879 die Lehre des Thomas von Aquino als Norm der Kirchenlehre hingestellt, ward Ende 1889 eine Büste dieses mittelalterlichen Kirchenlehrers der neuen katholischen Universität zu Washington übersandt. Letztere soll die Thomistischen Lehren in Amerika verbreiten, also dort allen Paulinischen Lehren, will sagen der evangelischen Kirche, entgegenarbeiten.

feierten", heißt es, „diesen Tag wie Ostern". Seit undenklichen Zeiten bis zum heutigen Tage kennt das Volk Siciliens den Apostel Paulus nicht anders als einen großen Zauberer. Wer in der Nacht auf den 29. Juni geboren ist, hat Macht über giftige Schlangen, und wenn eine solche ihn verwundet, so geht die Heilung ohne Medikamente vor sich. In vielen Orten Siciliens wird St. Paolo angerufen, wenn jemand von einer Viper gebissen ist. Eine Beschwörungsformel lautet: „St. Paolo, du Zauberer, töte dies Tier, welches Gott feindlich ist, und rette mich; denn ich bin ein Sohn der Maria". Ähnlich beten die Bauern im Thal des Volturno, wo sich viele giftige Schlangen befinden.

Bekanntlich verehrte das hellenische Altertum den Herkules als Schlangentöter, der manche Gegend von giftigem Gewürm gesäubert hatte. Einen Herkules-Schlangentöter hat man aus dem Apostel Paulus gemacht*). Diese Umwandlung des letzteren knüpft an die bekannte Erzählung der Apostelgeschichte (Kap. 28) an, welche berichtet, daß Paulus auf Malta eine giftige Schlange tötete. Diese nebensächliche Begebenheit hat man in der römischen Kirche behalten, im übrigen aber den historischen Paulus, sein Wort, seine Lehre vergessen. Niemals hat sich die römische Kirche um die Früchte protestantischer Geistesarbeit gekümmert, welche sich vor allen Dingen auch der Auslegung paulinischer Schriften zuwendet, statt dessen hat man in jener Kirche allerlei Märlein erfunden und letztere durch Monumente als historische Wahrheit gestempelt. Man erfand die Legende, daß der Märtyrertod Pauli zu Tre Fontane geschehen sei, daß sein Haupt bei der Hinrichtung dreimal aufgesprungen und jedesmal eine Quelle gebildet habe. Ich war in der Kirche, welche auf dieser Stätte erbaut ist, wo man noch jetzt jene Quellen zeigt. Sie liegen so weit auseinander, daß das Haupt gewaltige Sprünge gemacht haben muß. Diese lächerliche Legende ist neu, alt aber diejenige, welche behauptet, daß eine gewisse Lucina den Leichnam Pauli geborgen

*) Die heutigen Einwohner von Kreta, wo einst Herkules alles schädliche Gewürm tötete, haben diese Sage völlig auf Paulus übertragen. Wachsmuth, a. a. O., S. 24.

und dort bestattet habe, wo heute die berühmte Paulskirche (fuori le mura, außerhalb der Mauer) bei Rom steht. — Wenn die Kirche sich befleißigt, den historischen Apostel Paulus zu vergessen, so kann man sich nicht wundern, wenn er im Volksbewußtsein zu einer mythischen Gestalt wurde.

Auf Sicilien, in Apulien und Calabrien finden sich immer noch die sogenannten Ciaráuli, Magier, welche mannigfache Zauberkünste üben, vorzüglich aber Schlangenbiß heilen zu können vorgeben. — Ihre Verbreitung muß früher größer gewesen sein, denn man findet ihre Spur in Volksliedern auch da, wo man sie persönlich nicht mehr antrifft. Diese volkstümlichen Magier betrachten St. Paulus als ihren speziellen Schutzpatron. Ich bin einem solchen im Gebiet von Otranto begegnet. Der Ciaráulo führte einen mit einem Sack beladenen Esel und zeigte seinen Zauber in einem kleinen Ort, wo er sich Arm und Hals mit einigen zahmen Schlangen umwickelte, auch Bilder des St. Paulus verkaufte, welche als Mittel gegen Schlangenbiß dienen. Nicht jeder besitzt solche Zaubermacht, wer aber in der Nacht des 29. Juni, oder in der Nacht des 24. Januar geboren ist, dem verleiht St. Paulus, dessen Erinnerungstage jene sind, die Fähigkeit, Schlangenbiß zu heilen. Für letzten Zweck genügt der Speichel des Ciaráulo, der also nichts weiter zu thun braucht, als auf die Wunde zu spucken. Man lese, was Plinius im 28. Buch seiner Naturgeschichte Kap. 4 schreibt: „Wir haben gezeigt, daß der Speichel, namentlich der von nüchternen Menschen, gegen die Schlangen als Schutzmittel diene“ *). Außer seinem Speichel hat der genannte Zauberer mancherlei Beschwörungsformeln, heilt auf diese Weise die Würmerkrankheit bei Kindern, beherrscht überhaupt alles schädliche Gewürm, alles durch St. Paolo, den „ersten der Ciaráuli“. Auch verstehen sie, einem Lupomanaru, also einem Wolfsmenschen, seine Menschengestalt wiederzugeben **). Die eigentliche Heimat

---

*) Im zweiten Kapitel des siebenten Buches lesen wir: „Dieselbe Zauberkraft haben die Marser in Italien, welche als Söhne der Zauberin Circe gelten. Doch alle Menschen haben ein Gift gegen die Schlangen, nämlich den Speichel.“

**) Siehe unser zweites Kapitel.

jener Zauberer auf Sicilien ist Palazzolo-Acreide, ein kleiner Ort bei Syrakus, wo sie noch jetzt im eigentlichsten Sinn zuhause sind. Daselbst wird natürlich St. Paulus als Ortsheiliger verehrt und die Schlangen bei seiner Prozession fehlen nicht als Zierde seiner Statue, wie man dieselben ebenso auf Bildern bemerkt, die in Sicilien von den Ciaráuli verkauft werden. Pitré in seiner Biblioteca Band XIV stellt eine historische Untersuchung über diese Magier an, die nach ihm zweifellos mit antiken Zauberern zusammenhängen. Derselbe citiert auch die ältesten Vorschriften des Regii Protomedicatus officii von 1563 und weist nach, daß diese Hexenmeister in Sicilien vor Jahrhunderten öffentlich als solche anerkannt und ihre Zauberleistungen amtlich geschätzt wurden. In Hinsicht derselben verweise ich noch auf eine merkwürdige Stelle in Plinius Naturgeschichte Buch VII, Kap. 2, wo es wörtlich also heißt: „Crates von Pergamus schreibt, am Hellespont und zwar bei Parius, sei ein Geschlecht von Menschen gewesen, die man Ophiogenes nannte, welches die Schlangenbisse durch Berührung heilte und durch Handauflegung Gift aus dem Körper entfernte. Varro berichtet, daß noch jetzt solche da wären, deren Speichel gegen Schlangenbiß helfe." — So schrieb Plinius im ersten Jahrhundert nach Christo. — Man sieht, welches Stück heidnischen Aberglaubens die römische Kirche bis heute bewahrt hat. Sie hat jenen Wahn der Schlangenzauberer faktisch sanktioniert, indem sie bis auf den heutigen Tag den größten der Apostel als Häuptling der Ciaráuli fungieren ließ!

Auf Sicilien giebt es zwei Legenden von dem genannten Apostel. Die Apostelgeschichte berichtet von der Seereise Pauli, daß derselbe drei Tage in Syrakus weilte (XXVIII, 12). Diese kurze Nachricht benutzt die römische Kirche, um ihre Märlein anzufügen und behauptet, der Apostel habe in Syrakus Messe gelesen*), wo man in der Kirche St. Giovanni noch heute den betreffenden Meßaltar(!) zeigt. Eine zweite Legende macht den Apostel zum Briefträger. Der Apostel Paulus nämlich über-

*) Siehe dasselbe in Hinsicht des Petrus in Neapel. Teil I dieser Schrift im vierten Kapitel.

brachte nach Messina einen Brief der Madonna, geschrieben im Jahre 42 zu Jerusalem, von der letzteren eigenhändig unterzeichnet, auch hat er denselben aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt! Die „Himmelskönigin“ verheißt in demselben, daß sie für ewige Zeiten die besondere Beschützerin von Messina sein will und wird dort bis heute unter dem Namen Madonna della lettera hoch verehrt. Der genannte Brief wird im Dom zu Messina verwahrt, der Vatikan aber hat durch die Liturgie jenen Brief (den der dortige Dialekt il Litterio nennt) für authentisch erklärt*)! Zuletzt sei noch eine Legende, welche das süditalische Festland bewahrt, erwähnt. In Lecce, der größten Stadt in der Hacke Italiens, ist St. Orontius, dessen Standbild daselbst auf einer antiken Säule steht, der Schutzpatron, von dem gesagt wird, er sei ein Schüler des Apostels Paulus und von diesem dorthin gesandt, um den Bischofstuhl daselbst einzunehmen**). Wenn der Apostel heutzutage hörte, was man auf der Kanzel von ihm und seinem mythischen Schüler behauptet, so würde er „im Geiste ergrimmen“ (Apostelg. 17, 16) und antworten: „Du hast gelogen“!

Der Brief St. Pauli an die Römer, jene Schrift von welthistorischer Bedeutung, die magna charta der christlichen Kirche und des Christentums, wird in der gesamten protestantischen Welt gelesen, im päpstlichen Rom aber kennt man ihn nicht, im Vatikan ist keine Spur des paulinischen Geistes zu finden. Die Päpste haben diejenigen, in denen paulinischer Geist waltete, mit Feuer und Schwert verfolgt, die Inquisition mit ihren Scheiterhaufen ist das Wutgeschrei der römischen Kirche wider Paulus: Kreuzige, kreuzige ihn! Die römische „Kirche“ weiß, daß es um den Vatikan und seine Herrschaft, um die Päpste und ihre Tiara geschehen ist, wenn Pauli Wort und Geist die Kirche beherrscht, darum flucht der Vatikan der Reformation, diesem Werk paulinischen Geistes.

---

*) Siehe hierüber Riccardi, „Storia dei Santuari“, IV, 99.

**) Wir erwähnten denselben bereits im Teil I, zwölftes Kapitel: Ein Panegyrikus.

Auf den kaiserlichen Ruhmessäulen des Antoninus und Trajan in Rom stehen die ehernen Gestalten der Apostel St. Petrus und St. Paulus, der eine mit dem Schwert, der andere mit den Schlüsseln. Was nützen solche Säulen? St. Paulus ist im päpstlichen Rom nur ein Name. Was nützt jene Prachtkirche Roms, welche den Namen St. Pauli trägt? Was nützen jene Prachthallen der römischen Kirche, welche mit allen Mitteln der Gewalt, List und Lüge den paulinischen Geist abwehrt und sich gegen das Verständnis paulinischen Wortes verstockt? Über dem sogenannten Grabe des St. Paulus in genannter Kirche liest man, daß Paulus der Prediger der Wahrheit — praedicator veritatis — gewesen. Diese Bezeichnung wird im Munde der römischen Kirche zur Lüge, denn jene tritt die paulinische Wahrheit mit Füßen.

Rom besitzt zahlreiche Andenken an den genannten Apostel, zunächst seine Reliquien. Sein Haupt ist im Lateran, sein Arm in St. Paolo alla Regola, sein Finger in St. Spiritu. Welche Stücke in St. Paolo fuori le mura sind, weiß ich nicht, und höchst wahrscheinlich ist dies sogar dem Papst nicht bekannt. Alle solche Dinge, die als Reliquien des Apostels bezeichnet werden, gehören ins Reich des frommen Betrugs, ebenso wie die große Zehe des Pyrrhus, oder der Rippenknochen des Pelops *), wovon die erstere einst in einem Behälter in einem Tempel bewahrt wurde. Als Rom durch die deutsch-spanischen Truppen des katholischen Kaisers Karls V. im Jahre 1527 geplündert wurde, warfen die Soldaten eine Menge von Reliquien, darunter auch die des Petrus und Paulus, in den Tiber **), wobei es noch mehr als zweifelhaft bleibt, ob man in Rom überhaupt jemals irgendeinen Knochen der Apostel besessen hat. Doch gesetzt, Rom besäße wirklich alle Gebeine St. Pauli, was nützen dieselben, da Paulus mit seinem Wort und Geist für die römische Kirche ein vergessener Mann ist? — Rom besitzt zwei uralte Bilder des Apostels, aber welchen

*) Plinius, „Naturgeschichte", VII, 2.

**) Siehe: „The footsteps of St. Paul in Rome", pag. 78, by S. Russel Forbes.

Wert haben dieselben, da der Papst alle die mit Haß verfolgt, welche das Bild des Christentums, wie es Paulus zeichnet, zu verwirklichen trachten? Rom führt in den ältesten Kirchenbildern stets beide Apostel, St. Petrus und St. Paulus vor, die Kirchenlehrer des fünften Jahrhunderts, Dichter, wie Paulinus von Nola *), erwähnen immer die beiden Apostelgräber, später aber wird Paulus beiseite gesetzt und St. Petrus, den der Cäsarenhochmut römischer Bischöfe in den „ersten Papst“ verwandelte, bleibt allein auf dem Plan, bekleidet mit Papstmantel und dreifacher Krone. — Rom hat sogenannte Erinnerungstage für St. Paolo eingeführt, den Tag seiner Bekehrung und den Tag St. Pietro und St. Paolo (29. Juni). Am letztgenannten Tage figurieren die Apostel nur als Namen, bestimmt, den Glanz des Papsttums zu erhöhen und für den Cäsarenpomp des letzteren den scheinbaren Rechtsgrund zu geben. Es gehören unwissende Volksmassen, machthungrige Päpste, ehrgeizige Kardinäle, eine Fülle von Geschichtslügen dazu, um ein Fest, wie das vom 29. Juni, jedes Jahr ins Werk zu setzen. Der wirkliche Apostel Paulus hat mit diesem Tage nichts zu schaffen. Der genannte Festtag ist für ganz Süditalien das Signal zu heiteren Luftgängen, Lustfahrten und entsprechenden Schmäusen. — Endlich besitzt Rom die den Namen St. Pauli tragende Kirche, welche schwerlich ihresgleichen hat. Als 1823 die alte aus dem Ende des vierten Jahrhunderts stammende Paulskirche niederbrannte, ward die jetzige gebaut. Von der alten Paulskirche sagte Paulinus von Nola, daß sie „königlich prange“, dasselbe gilt von der jetzigen, bekannt unter dem Namen: St. Paolo fuori le mura. Fünf Schiffe teilen den großartigen Raum, ein Säulenwald von achtzig Säulen aus Simplongranit scheint dem glänzenden Marmorfußboden zu entsprießen. Da aber die römische Kirche Pauli Wort und Geist in die Acht erklärt, so kann sie diesen Verlust durch keine Kirchenpracht ersetzen und von der letzteren gilt deshalb das paulinische Wort von einem „tönenden Erz und klingender Schelle“.

Während Rom dem Namen Pauli durch Ehrensäulen und

---

*) Siehe das dritte Kapitel, Teil I: Fünfzehnhundert Jahre.

Prachtkirchen schmeichelt, dabei das paulinische Wort und paulinischen Geist in die Acht erklärt, bietet man dem Volk eine andere Predigt, eine Karikatur apostolischer Rede.

Der Leser vergegenwärtige sich zwei aus dem Leben genommene Bilder. Hier Paulus auf dem Areopag zu Athen, umgeben von den Philosophen aus der Schule der Stoiker und Epikuräer, im Angesicht des Glanzes der Göttertempel, im Angesicht der reichen Götterwelt den Weisen und Klugen verkündigend, daß ihnen der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, ein unbekannter Gott sei*), — und dort? — Auf dem Kapitol zu Rom in der uralten Kirche Ara coeli affenartig aufgeputzte, schauspielerartig gestikulierende sechsjährige, siebenjährige Kinder, welche auf einer Tribüne neben einer theatralischen Darstellung der Weihnachtsgeschichte sogenannte Predigten halten, d. h. solche Phrasen herplappern, welche man ihnen einstudiert hat, Kinder, für dies in der Epiphaniaszeit aufgeführte Schauspiel abgerichtet, wie die Affen, welche das Thun der Menschen zum Ergötzen der kleinen und großen Kinder nachahmen!

Kleine Kinder also treten in genannter Kirche öffentlich auf, zuerst Knaben, dann Mädchen, bekreuzen sich, machen die schuldige Verbeugung, den schuldigen Knix, schauen sich stumm im Kreise ringsum, zeigen im Anblick von tausenden der Zuschauer nicht die mindeste Furcht und halten dann mit lauter Stimme und wohl einstudierter Deklamation ihre „Predigten“, in denen sie gelehrte Sätze aussprechen, wie man sie in der Dogmatik irgendeines Kirchenlehrers des vierten oder fünften Jahrhunderts findet, Sätze, welche den Kindern unverständlich sind, Phrasen der Schulweisheit, welche von diesen Kinderlippen geplappert werden, wie ein Papagei Wörter und Sätze mit dem Schnabel nachplappert. — Seht ihr dort die siebenjährige Filomena? Die Mutter hat ihr für diese Schauspielerei einen Federhut gekauft. Nichtwahr, er steht ihr allerliebst, und dann das weiße Kleid mit der roten Schleife und die schwarzen Locken, welche der Friseur soeben gebrannt hat! Welch' allerliebstes Kind! Die Mutter hat ihr ein holdes Lächeln

*) Apostelgeschichte 17.

und den Knix einstudiert, der Padre Ambrosio hat ihr die grundgescheiten Phrasen beigebracht, und siehe da, das arme Kind hat sich richtig in einen Affen verwandelt, um seinen Beitrag zum erwähnten Schauspiel zu liefern! — Sie hat ihre Predigt vollendet und beugt jetzt graziös das Knie, um ein Gebet an den Bambino zu richten, Worte redet sie honigsüß und wendet sich der Wachspuppengruppe zu, welche sich daneben befindet, wo man den aus Holz geschnitzten, mit bunten Kleidern und kostbaren Edelsteinen aufgeputzten wunderthätigen Bambino im Schoß der Mutter erblickt. — Die kleine Schauspielerin ist fertig, sie macht einen zierlichen Knix und tritt ab unter lautem Beifall des Publikums. — Am Tage der heiligen drei Könige, den 6. Januar, endet dieses kindliche Spiel mit einer großen Prozession, bei welcher man den wunderthätigen Bambino feierlich durch die Kirche trägt *). Neuerdings hat man diese Predigtkarikatur auch beim Fest des St. Fil. Neri, eines der Schutzpatrone Roms, den Goethe seinen Lieblingsheiligen nennt, zur Anwendung gebracht.

Das letzte Kapitel der Apostelgeschichte erwähnt den Aufenthalt Pauli in Rom, wo er als Gefangener lebte, aber ungehindert sein apostolisches Wort verkündete. Dies sagt das letzte Wort des genannten Buches: „Unverboten“. Wenn sich heute der Papst als einen Gefangenen bezeichnet, so ist dies eine Karikatur der Gefangenschaftsgeschichte Pauli, statt jenes „Unverboten“ aber ist im päpstlichen Rom jetzt die Parole „Verboten“ **)! Ein Kommentar dazu ist die Peterskirche. Wo ist in derselben der Apostel Paulus zu finden? Hört man da das paulinische Evangelium? — Verboten! Das verkündigten einst die Ketzergerichte, das meldeten die Scheiterhaufen, das bezeugen die Schmähungen auf die Reformatoren, das bestätigt endlich die kürzlich vollendete Façade des Domes in Florenz. In der Mitte derselben thront

*) Zu vergleichen: Gregorovius, „Wanderjahre“, I, 229 ff.; sowie unser demnächst folgendes Kapitel IX: Hausgötter.

**) Wiederholt hat der jetzige Papst die im heutigen Rom vorhandenen evangelischen Kirchen als eine Schmach und Schande bezeichnet. Käme er wieder in den Besitz dieser Stadt, so würden alle Kirchen, in denen das paulinische Christentum gelehrt wird, verschwinden. Also: „Verboten“.

die Madonna, in sinnverwirrender Zahl erblicken wir um dieselbe die Gestalten von Heiligen. Einer fehlt: Der gewaltige Apostel der Heiden, Paulus. Er ist dort vergessen!

Kehren wir zum Schluß nach Pozzuoli zurück.

Es war ein herrlicher Maientag des Jahres 1885, der mich veranlaßte, einmal wieder dorthin zu wandern. Vor zehn Jahren ward eine Omnibusverbindung zwischen Neapel und Pozzuoli eingerichtet, ein großes Ereignis für letztgenannte, elendig verkommene Stadt, ja so groß, daß man dort den ersten regelmäßigen Omnibus mit Feuerwerk und Jubelhymnen begrüßte. Heutzutage ist Dampfverbindung vorhanden, welche nächstens sogar das Ruinengestade von Cumae erreichen wird. Die Fahrt nach Pozzuoli gewährt herrliche Aussichten, Meer und Inseln, Ufer und Berge bieten überraschende Bilder, und malerisch zeigt sich Pozzuoli auf steiler Höhe am Meeresufer. Vom Dom des St. Proculus hörte ich, als ich die allzeit schmutzigen Nebenstraßen dieser elenden Stadt durchwanderte, Festgeläute, aber nur „mezza festa" (halbes Fest), von den üblichen Festzeichen in den Straßen sah ich keine Spur. Eine Prozession kam daher, junge Seminaristen voran, heiter plaudernd, der Domklerus psalmodierend hinterher. Hier und da traten einige Weiber und Kinder aus schmutzigen, höhlenartigen Wohnungen und ließen den Zug teilnahmlos vorübergehen. Ich wandte mich an eines jener Weiber und erhielt die Auskunft: Vanno a benedire il mare (Sie gehen hin, um das Meer zu segnen). Ich folgte dem Zuge bis zum Landungsplatz. Dort sieht man die Reste jenes im Altertum vielgenannten Hafendammes, der sich weit ins Meer erstreckt und vom Volke Ponte di Caligula genannt wird. Dort hielt der Zug, umgeben von Schiffern, welche ihre phrygischen Kappen vom Haupte nahmen. An derselben Stelle, wo Paulus anno 59 das Land betrat, hörte ich, wie einer jener Priester das Gebet murmelte:

„Sancte Paule Apostole
Praedicator veritatis et doctor gentium,
Intercede pro nobis ad Deum qui te elegit."

(Heiliger Apostel Paulus, Prediger der Wahrheit, Lehrer der Völker, tritt ein für uns bei Gott, der dich erwählt hat.) Nachdem der

Priester das Meer mit Weihwasser besprengt hatte, war die kurze Zeremonie zu Ende, der Klerus entfernte sich, wie er gekommen, und ein alter Schiffer neigte sich, berührte den Boden mit der Hand und küßte dann die Innenfläche derselben. So begeht man alljährlich in Pozzuoli die Erinnerungsfeier für den größten der Apostel, den Apostel der Heiden, der für die römische Kirche ein Name, ein Zauberer, ein Halbgott, ein Briefträger, ein Messeleser, ein Helfer wider Schlangenbisse, kurz ein vergessener Mann ist.

Achtes Kapitel.

Zur Kunstgeschichte.

„Ubique geniorum millia multa.“
„Überall viele tausend Genien.“
Prudentius.

Welchen besonderen Ruhm die Stadt Neapel noch viele Jahre nach Konstantins Regierung genoß, beweist ein Brief des römischen Redners Symmachus. Quintus Aurelius Symmachus, aus vornehmem Geschlecht, Präfekt von Rom, der letzte eifrige Verteidiger des väterlichen Heidentums dem an Einfluß mehr und mehr erstarkenden Christentum gegenüber, derselbe, welcher in einem Berichte an den Kaiser kurz vor dem Jahre 400 die Wiederaufstellung der Viktoria, dieses heidnischen Wahrzeichens, in der Kurie des Senats nachdrücklich verlangte, schreibt in seinen uns überlieferten Briefen: „Quamprimum Neapolin, petitu civium ipsorum, visere studeo. Illic honori u r b i s r e l i g i o s a e intervallum bidui deputabo. Dehinc, si bene Dii juverint, caduano itinere venerabilem nobis Romam laremque petemus *).“ Der Verfall des Latein ist klar, ebenso aber dasjenige, was er an Neapel zu loben findet. Wenn wir „urbis religiosa“ mit „Burg des Heidentums“ übersetzen, haben wir ohne Zweifel die Meinung des Briefstellers

*) Baldmöglichst möchte ich Neapel, wie seine Einwohner dies wünschen besuchen. Zwei Tage werde ich verwenden, um diese religionseifrige Stadt zu ehren und dann, mit Hilfe der Götter, in einer Tagereise zum erhabenen Rom und zur Heimat zurückzukehren.

getroffen. In dieser Stadt mochte sich Symmachus heimisch fühlen, weil daselbst das von den Vätern geerbte Heidentum noch kaum von der Neuerung des eingedrungenen Christentums berührt war und das letztere damals schon im Kultus kaum mehr, als durch Namen, vom hellenisch-römischen Kultus sich unterschied. Die Tempel der Götter hatte daselbst noch niemand angetastet, der damalige Bischof Severus, an welchen Ambrosius einen seiner uns erhaltenen Briefe richtete, hatte draußen vor der Mauer eine noch vorhandene, freilich gänzlich renovierte Kirche erbaut und die neapolitanische Christenheit, welche noch im zwölften Jahrhundert den Virgil als einen Heiligen verehrte *), kann im fünften Jahrhundert nicht anders gewesen sein, als die Christengemeinde in Karthago, von welcher Tertullian, ein Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts sagt, daß die Christen sich an den Festen der Heiden mitfeiernd beteiligten und, wenn sie im Staatsdienste waren, ohne Gewissensbedenken diejenigen religiösen heidnischen Handlungen verrichteten, welche nach uraltem Herkommen von den Staatsbeamten verrichtet wurden. — Auch Athen konnte zu Anfang des fünften Jahrhunderts eine urbis religiosa, eine Burg des hellenisch-römischen Heidentums genannt werden. Dem Heidentum war daselbst zu jener Zeit kaum die Haut geritzt. Die Universität daselbst besaß damals immer noch ihren Weltruf, und als diese Stadt von den Barbarenscharen Alarichs bedroht wurde, vertraute sie auf den Schutz ihrer Patronin, der mächtig waltenden Athene. Äußerlich betrachtet sah es zur Zeit des Symmachus in Rom etwas anders aus, als in Neapel und Athen, das beweisen die damals entstandenen Hymnen des ersten „christlichen“ Dichters in Rom, des Prudentius, der in seinen Versen sich auch gegen Symmachus wandte und auf die Thatsache hinwies, daß bereits sechshundert Patrizierfamilien (de sanguine prisco, also vom alten Adel) sich den „Zeichen Christi“ zugewendet hätten. Das äußerliche Christentum, d. h. ein neuer, sogenannter „christlicher“ Kultus, dominierte damals in Rom, welcher Art aber derselbe war, erhellt nur zu deutlich aus den erwähnten Hymnen. Man eilt, sagt

*) Siehe Teil I, sechstes Kapitel. Auch ein Heiliger.

Prudentius, zu den Gräbern des Petrus und Paulus und betrachtet sie als die Schutzherren der Welt (patroni mundi). Diese großen Patroni erhören jeden billigen Wunsch. Wie Rom einst die Völker besiegt hat, so tritt es jetzt die ungeheuerlichen Abgötter mit Füßen. (Nunc monstruosis idolis imponit imperii jugum.) Die Römer haben erkannt, daß Christus die wahre Gottheit ist, welche Erfolg verleiht, Petrus und Paulus haben den ehebrecherischen Jupiter vertrieben, Rom ist selig zu preisen, weil es die Gebeine jener beiden besitzt, von denen der zweite der Rufer der Völker (vocator gentium) ist und der erste die Pforten der Ewigkeit öffnet. — So weit Prudentius. Unsere Citate genügen, um zu beweisen, daß in Rom damals ein unzerstörtes Heidentum unter dem Schleier christlicher Namen und Phrasen fortdauerte. Man hatte eine Schutzgottheit mit einer anderen vertauscht, und wenn man noch zu Ende des fünften Jahrhunderts in Zeiten der Not sich der alten heidnischen Schutzgötter erinnerte, so erhellt um so mehr, daß um das Jahr 400 Rom eine ähnliche urbis religiosa war, wie Neapel und Athen.

Lebte aber in Neapel damals das Heidentum mit seinen Tempeln, seinem Kultus, seinen populären Festen, seiner Kunstübung, seinem Aberglauben, seiner unabsehbaren, nie abgeschlossenen Götterschar im ganzen ungestört weiter, wenn auch ohne Zweifel eine Christengemeinde dort vorhanden war, so sind wir zu dem Schluß berechtigt, daß es ganz ebenso in Süditalien damals aussah, und von diesem ganzen Gebiete jener bekannte Ausspruch Geltung hatte, daß man dort mehr Göttern als Menschen begegnete. Ist nun in den seit Symmachus verflossenen vierzehn Jahrhunderten die zähe Lebenskraft des antiken Heidentums daselbst gebrochen? Nur derjenige könnte diese Frage bejahen, welcher das Volk Süditaliens nur oberflächlich kennt; wer aber unter demselben lebt, mit ihm verkehrt, dem tritt eine Lebensäußerung nach der anderen entgegen, welche den Stempel heidnischer Abkunft ebenso klar und beweiskräftig an sich trägt, wie jene antiken Münzen, welche der Weinbauer auf den trümmerreichen Gefilden des uralten Cumae in jedem Herbst beim Graben findet.

Der hellenisch-römischen Religion war die Kunst ein Lebens-

bedürfnis, letztere mußte dem Bilderdienst die Bilder schaffen und letzterer war mit der Religion so eng verbunden, daß man sie fast als eine und dieselbe Lebensäußerung bezeichnen kann. Wer vermag zu sagen, wie viele tausend Werkstätten der Künstler und Kunsthandwerker das römische Reich zählte? Wer vermag die Zahl der Künstler zu nennen, wer die Zahl der Götterbilder, mit denen die Bildhauerei Tempel und Häuser, Plätze und Straßen erfüllt hatte? Was heute die Museen Italiens aufweisen, sind nur Reste, nur kümmerliche Splitter, gerettet nach dem größten Schiffbruch, den je die Welt gesehen, nach dem Schiffbruch des antiken Lebens. Das Verhältnis von Bilderdienst und Religion ist heutzutage im südlichen Religionsleben ebenso, wie einst im antiken Leben, mithin muß die Religion die Kunst in ihren Dienst nehmen, wobei es zunächst gar nicht darauf ankommt, ob diese „Kunst" ihren Namen verdient oder nicht. Gestalten der plastischen Kunst verlangte das antike Leben, man wollte die waltende Gottheit sehen, wie sie leibte und lebte. Dasselbe Bedürfnis ist noch jetzt da und bevölkert die Kirchen mit christlich gestempelten Gottheiten. Unter diesen Gestalten sehen wir auch solche, welche man Engel zu nennen pflegt. Sie sind es, welche wir etwas schärfer ins Auge fassen.

Als die christliche Kunst anfing, neue Gedanken in schlichtem Gewande auszusprechen, benutzte sie nicht die Darstellung von Engeln, sondern beschränkte sich auf das Notwendige, auf die Hauptsache, Christum, den guten Hirten, als Zentrum, und in der Peripherie dasjenige, was mit ihm unmittelbar zusammenhängt. Dies geschah zu einer Zeit, als die römische Welt sich in ein unabsehbares Kunstmuseum verwandelt hatte, wie ja bekanntlich unter Hadrian eine derartige Massenproduktion auch auf dem Gebiete religiöser Kunst herrschte, daß sie unsere Fassungskraft übersteigt. Nichts wäre der christlichen Kunst leichter gewesen, als ein Vorbild für die Darstellung der Engel zu finden; sah man sich doch von schön gestaltenen Genien, Nymphen ꝛc. förmlich umringt. Daß die christliche Kunst solche Vorbilder verschmähte, zeigt, wie klar die erste Christenheit sich ihrer Stellung in der Welt bewußt war, wie keusche Einfalt sich mit scheuer Zurückhaltung und schlichtem Wahrheitssinne paarte. Man durchwandle die Katakomben Neapels,

wo die christliche Kunst vom ersten bis etwa achten Jahrhundert Spuren hinterlassen; nirgends findet sich dort eine Engelsgestalt. Erst sehr allmählich treten die Gestalten von Engeln in dem Bildschmuck christlicher Kirchen auf; aber auch hier in großer Zurückhaltung, und nur da wird ihnen eine Stelle gegönnt, wo sie wirklich am Platze sind, teils um einen klaren Gedanken auszusprechen, teils um solche biblischen Begebenheiten, in denen die Engel handelnd auftreten, zur schriftgemäßen Darstellung zu bringen. Schon häufiger begegnen wir den Engeln in der Skulptur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; aber immer sind es einzelne Gestalten, welche sich im Leben der Heiligen oder bei der Madonna zeigen, oder auch an zahlreichen Grabmälern Neapels, auf welchen die Engel in der Regel neben der Marmorgestalt des Toten stehen und den Vorhang wegziehen. Überall aber finden wir diese Gottesboten in stiller Erhabenheit und feierlicher Würde. So oft wir solchen Gestalten des Malers und Bildhauers begegnen, sind wir keinen Augenblick im Zweifel, daß es sich um die biblischen Engel handelt, und wenn diese von dem Maler etwa als musizierend dargestellt werden, so ist die Bildsprache ebenso verständlich als erlaubt. Jedesmal sind diese Himmelsboten bekleidet; der Maler giebt ihnen, sie mögen in Bewegung oder Ruhe dargestellt werden, weite Gewänder, ein Gesetz, welches auch die Plastik beobachtet. Da kam die sogenannte Renaissance, und diese „Wiedergeburt“ brachte nach und nach in steigenden Zahlen, zuletzt gar Massen von Wesen in die christlichen Kirchen, gemalte und gemeißelte, welche früher keines Menschen Auge in denselben je gesehen. In unübersehbaren Scharen bevölkern sie vorzugsweise die süditalischen Kirchen, welche sich durch bunte Mannigfaltigkeit und die große Anzahl dieser sogenannten Engel von den Kirchen des nördlichen Italien äußerst merkbar unterscheiden. Sind jene Wesen wirklich Engel?

Man betrete solche Kirchen, welche in den drei letzten Jahrhunderten gebaut oder in diesem Zeitraum im Inneren restauriert worden sind. Aus Marmor gemeißelt, aus Stuck geformt, sehen wir in solchen heiligen Räumen überall kleine Knaben angebracht, und zwar in allen möglichen Stellungen und Dienstleistungen.

Bald sitzen sie müßig und heiter dreinschauend auf irgendeiner Ecke, oder stehen möglichst affektiert wie kleine Schauspieler auf einem vorspringenden Rande; bald balancieren sie in halsbrechender Weise über Portalen, Altären, an Bogen und Grabmälern, ohne daß ihnen eine Beschäftigung zugewiesen wäre. Andere haben eine solche, nämlich die der spielenden Kinder. Sie lugen neugierig aus den Wolken, welche der Fuß eines Heiligen oder einer Madonna betritt; sie scheinen auf den Wolken zu tanzen, einander wie Kobolde zu necken; sie halten in fliegender Stellung eine Krone, sie huschen und kriechen durch die aus Stuck gebildeten Vorhänge, halten Bilderrahmen, erscheinen paarweise schwebend an den Wänden und tragen die Leuchter, oder sie treiben zur Kurzweil Musik, zu welchem Zweck der Künstler ihnen ein langes Blashorn in die Hand gegeben hat. Warum diese lustigen, fast immer unbekleideten Knaben mit dicken Beinen und Bausbacken auch bei Särgen und Grabdenkmälern in den Kirchen verwendet werden, ist schwer zu erkennen; aber es ist so; sie müssen weinen, die Fackel umkehren, das Medaillonbild des Toten halten, oder uns mit altkluger Miene auf dessen Relief aufmerksam machen. Wer aber zählt die Scharen dieser sogenannten Engel, welche in den letzten zwei Jahrhunderten auf den Deckenbildern, den Altargemälden &c. erscheinen? Diese Glorienbilder mit ihren verzückten aufschwebenden Madonnen, mit den auf Wolken fliegenden Heiligen in den affektiertesten Stellungen wimmeln von jenen sogenannten Engeln, welche in und auf den Wolken ihr lustiges Spiel treiben, im übrigen aber mit der Handlung selbst nicht das mindeste zu schaffen haben, es sei denn, daß sie, wie wir kürzlich sahen, einem verzückten Heiligen den Pilgerhut nachtragen. Warum einige von ihnen Flügel haben, begreift man nicht; denn die meisten werden ohne Flügel fertig.

Wer von diesem auf den ersten Blick rätselhaften Produkt der christlichen Kunst eine übersichtliche Anschauung gewinnen will, hat kaum nötig, viele Kirchen zu besuchen; er braucht nur auf der Piazza Trinitá in Neapel die mit der Statue der Madonna gekrönte Ehrensäule der **Immaculata** zu betrachten. Es ist dies ein Monument aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, weder

Säule, noch Pyramide, sondern ein pyramidales turmhohes Marmorgebilde, in der Volkssprache als „Lilie" bezeichnet. Dort erblickt man die überirdisch thronende Madonna mit einem Hofstaat von Wesen, wie wir sie vorhin als Kirchenschmuck beschrieben haben. Bis zu welchem Grade im vorigen Jahrhundert die Leidenschaft herrschte, Kirchen in diesem Sinne zu restaurieren, davon ist die Kirche St. Chiara ein lehrreiches Beispiel. Von Giotto waren einst ihre Wände mit Scenen der heiligen Geschichte bemalt; im vorigen Jahrhundert hat man diese Bilder vernichtet, das Innere mit barockem Pomp ausgestattet, das im Chor befindliche würdevolle, gotische Denkmal des Königs Robert durch einen prahlerischen Altar verdeckt und Scharen jener „Engel" angebracht, denen das Heimatsrecht in einer christlichen Kirche aus dem einfachen Grunde abzusprechen ist, weil sie keine Engel, sondern ein Stück Heidentum, nämlich Amoretten, Liebesgötter, der Hofstaat der griechisch-römischen Aphrodite sind.

Man betrachte die Wandbilder Pompejis, den plastischen Schmuck auf dem dort gefundenen Gerät und die einem dortigen Grabe entnommene Aschenurne mit ihrem Gewinde von Weinranken, in denen Amoretten ihr neckisches Spiel treiben, um sich zu überzeugen, daß jene sogenannten „Engel" in christlichen Kirchen und diese Erotengebilde antiker Kunst eine und dieselbe Familie bilden. Genannte Urne, jetzt im Nationalmuseum Neapels, ist aus blauem Glase geformt, welches mit weißem „Smalt" umgossen ist, aus welcher Masse jene reizenden Genien oder Amoretten gebildet wurden. Weitere Muster für die „Engel" in den süditalischen Kirchen bieten die allbekannten, tausendfältig in jeder möglichen Weise nachgebildeten sogenannten Tänzerinnen aus Pompeji, kleine schwebende weibliche Figuren, welche sich ebenfalls im Nationalmuseum befinden. Man hat dieses heitere Stück Heidentum in den Kirchen nicht immer glücklich nachgebildet, am allerunglücklichsten aber erscheinen solche lebensgroße Marmorfiguren auf den Grabmonumenten des katholischen Friedhofes zu Neapel, wo sie zu leichtfertigen Ballettänzerinnen geworden sind. In manchen Kirchen Süditaliens zeigt die lustige Heidenbrut der

Amoretten, Eroten, Genien und Ballethüpferinnen eine merkwürdige Unverschämtheit, so z. B. in der uralten Basilica der St. Restituta in Neapel, wo sie mit ihren Wolken und Vorhängen, aus denen sie naseweis und mit Purzelbäumen herauslugen, gänzlich die Apsis verdecken, an deren Wölbung sich ein durch sie verhülltes würdevolles Bild des thronenden Christus befindet.

Als die antike Kunst wie Dornröschen schlafen gegangen und den Augen der Menschheit entrückt war, bildete die sogenannte byzantinische Kunst ihre Engel, Wesen voll seelenloser steifer Würde, deren Modelle die Palastwächter des in Zeremoniell vergrabenen byzantinischen Kaiserhofes gewesen zu sein scheinen. Lebendiger, menschlicher sind die Engel, welche im dreizehnten Jahrhundert dem Pinsel eines Giotto und Cimabue entstammten. Als aber in der sogenannten Renaissance jenes Dornröschen aus ihrem Grabe zu neuem Leben erstand, erwachten mit ihr die Eroten, Amorinen und Genien der antiken Kunst und beanspruchten sofort einen hervorragenden Platz. Jene Gestalten sind durch Raphael und Michel Angelo in die christliche Kunst eingeführt worden, wie die Verzierungen in den Loggien des Vatikan und die Deckenbilder der Sixtina beweisen. Vergleicht man mit den Scharen der dort sich findenden sogenannten Engel die kleinen Phantasiewesen, welche Raphael seinen Bildern des Amor und der Psyche zugesellte, so findet man dieselbe Familie wieder. Der pompejanische Schmuck an den Wänden und Geräten zeigt aber auch andere größere mythologische Wesen, Grazien, Bacchantinnen, Nereiden, Genien, Nymphen, sowie schwebende Tänzerinnen, und auch solche Gebilde habe ich in christlichen Kirchen des Südens wiedergefunden, dazu alle jene Festons, Guirlanden, Früchte, Blumen, welche z. B. die Wandbilder aus dem Isistempel zu Pompeji aufweisen. Die Vorbilder der zahllosen in unruhiger Bewegung und heiterer Lust befindlichen großen Engel findet man auf jenen griechischen Vasen, die man massenweise den Griechengräbern Süditaliens entnommen hat. Zur Zeit der katholischen Restaurationsperiode, deren Träger vor allen die Jesuiten waren, brauchte man Pracht und Glanz, Glorien und Visionen, um namentlich den Marienkultus zu heben. Um der Himmelskönigin den nötigen Hofstaat zu geben, öffnete

man den Heerscharen heidnischer Liebesgötter, Nymphen, Genien ꝛc. alle Kirchenpforten, nannte die Maria „Madonna“ und ließ an sie Gebete richten, wie sie noch heute in zahllosen Kirchen auf Tafeln zu lesen stehen, in denen sie „Diva nella Corte Celestiale“ (himmlischer Hofstaat) oder auch „Diva del cielo e terra“ genannt wird.

Neuntes Kapitel.

Hausgötter.

„Häusliche Laren, beschützt mich."
Tibullus.

„Schon wollte die Nacht um den Erdkreis Schatten ziehn
Und den Himmel bestreun mit funkelnden Bildern",

da kehrte ich — zehn Jahre sind seitdem verstrichen — von den Ruinen der Tiberiusvilla auf der trotzigen Stirn von Capri, wo ich zum erstenmal das Wunderschauspiel eines sommerlichen Sonnenunterganges geschaut hatte, zur gastlichen Herberge zurück. Unterwegs begegnete mir eine seltsame Prozession. Unter einem buntgestickten Baldachin schritt ein festlich gekleideter Priester, ein mit weißen Spitzentüchern bedecktes zierliches Körbchen tragend, hinter ihm einige weißgekleidete Mädchen, darauf eine Anzahl Frauen. Wir erfuhren, daß der Bambino aus der Kathedrale in ein Haus getragen werde, welches nach der Reihenfolge denselben für einige Wochen zu beherbergen bestimmt sei, und für diese Gunst der Kathedrale eine Kleinigkeit zahle. Als wir später das Haus besuchten, fanden wir einen zierlich geschmückten Altar und auf diesem den etwa einen halben Meter hohen Bambino. Vor demselben versammelte sich allabendlich die Familie, sowie die Nachbarschaft, um den Rosenkranz zu beten und die Litanei zu singen.

Fünfmal habe ich seitdem den heißesten der Sommermonate auf Capri verlebt, habe die Bevölkerung dieses Wonneeilands

genau kennen gelernt und mich überzeugt, daß der Kultus des Bambino (Jesuskindleins) für dieselbe eine ähnliche Bedeutung besitzt wie der Larenkultus, dessen Spuren wir in Pompeji finden, der uns aber auch in zahlreichen Stellen römischer Schriftsteller, bei Dichtern und Prosaikern, bezeugt und so vielseitig beschrieben worden ist, daß wir imstande sind, uns von demselben eine klare Vorstellung zu machen und ihn mit dem Bambinokultus zu vergleichen. Letzterer findet sich in einem großen Teile Süd- und Mittelitaliens, namentlich in Campanien, weniger in Calabrien und Sicilien, ein Beweis, daß seine Entstehung nicht mit der Einführung des christlichen Kultus zusammenfällt, sondern in späteren Jahrhunderten, wie wir sehen werden, zu suchen ist. Um diesen häuslichen Kultus des Bambino zu verstehen und zu beurteilen, müssen wir demselben in einem größeren Zusammenhang seine Stelle anweisen.

Die häuslichen Laren und Penaten der Römer waren huldvoll schützende Hausgeister, deren Bekanntschaft wir bereits im zweiten Kapitel (Schlangenverehrung) machten. Für unseren jetzigen Nachweis ist zunächst die Thatsache wichtig, daß der im Altertum allgemeine Glaube an gute Hausgeister heutzutage in Süditalien und Griechenland dieselbe Allgemeinheit und Festigkeit besitzt, wie vor Jahrtausenden. In ganz Süditalien kennt man einen guten Hausgeist unter verschiedenen Namen. Im Gebiete Campaniens heißt er Monacello, d. h. der kleine Mönch, in Calabrien und dem übrigen Süditalien dagegen Monachiellu, auch Auguriellu, d. h. der kleine Augur. Wie die häuslichen Laren der Römer hat er es mit dem Herd zu thun, dort läßt er sich hören, dort hat man ihn sogar gesehen und wenn er im Mönchskleide auftritt, so ist zu bedenken, daß gewisse Klassen der Klosterbrüder vom Volke als die besten Freunde betrachtet werden und die Bezeichnung Zi-Monaco (Onkel Mönch) allgemein ist. Giebt doch dieser gute „Onkel“, wie wir im ersten Teil *) gesehen haben, glückliche Lottonummern. Zu Großvaters Zeiten hat es jener Monachiellu noch besser gemacht, denn da kam es vor, daß er blanke Geldstücke

*) Teil I, achtes Kapitel: Orakel.

klingend auf den Herd fallen ließ*). Wohlwollend ist er vor allen Dingen gegen die Armen, er macht es ähnlich wie der in Deutschland bekannte Schuster, welcher den Reichen das Leder stahl, um den Armen die Schuhe umsonst zu machen. Hört die calabresische Hausfrau diesen Hausgeist rumoren, so murmelt sie: Sei mir gut! Solche freundliche Anrede ist ihm angenehm wie ein Gebet, welches einst der römische Hausvater an seinen Lar familiaris richtete. Auch meint er es gut mit den hilflosen Säuglingen, und von der Mutter wird ihm gerne die Wacht an der Wiege anvertraut. Am meisten läßt er in der Nacht seine Wohlthaten spüren, denn viele wichtige Träume sind sein Werk, namentlich solche, die es mit Lottonummern zu thun haben. So habe ich's an den verschiedensten Stellen aus Volksmunde vernommen, wie mir gleichfalls dieser allgemeine Glaube von solchen hier lebenden Deutschen und Schweizern als vorhanden bestätigt wurde, welche im steten Verkehr mit dem Volke von Jugend auf standen.

Der campanische Dialekt nennt jenen Hausgeist Lu Munaciello, und daß letzterer die Mönchskutte trägt, hat noch einen besonderen Grund. In den ältesten Stadtteilen Neapels bin ich oft kleinen Knaben begegnet, welche Mönchskutten tragen und erfuhr, daß dies früher weit öfter geschehen sei als jetzt. Wenn ein Knabe kränklich ist, so sprechen die Eltern oft vor einem Madonnenbilde ein Gelübde aus und ziehen infolge dessen dem Kleinen eine Mönchskutte an, welche derselbe in der festen Hoffnung auf Besserung zu Ehren der „großen Mutter" ein Jahr und länger trägt, bis ihm dieselbe in Lumpen vom Leibe fällt. Gestern sah ich einen solchen „Monacello" in der Hafenstraße unter vielen anderen Kindern. Der etwa sieben Jahre alte kleine Mönch zeigte kränkliche Gesichtsfarbe und aus seinen großen Augen fiel ein wehmütiger Blick auf die Spiele seiner Altersgenossen, die mit dem antik-römischen Spiel Capo e Croce beschäftigt waren. Seine schwere Kutte und körperliche Schwäche hinderten das arme Kind, am Spiele sich zu beteiligen. Mit der oben erwähnten Sitte hängt nun eine Legende

*) Ähnlich handelt der Lar familiaris in einer Komödie des römischen Lustspieldichters Plautus. Genannte Komödie ist betitelt: Aulularia.

späteren Ursprungs zusammen, welche dem zu Anfang erwähnten Hausgeist ein Ursprungszeugnis ausstellen möchte. Ein armes schönes Mädchen in Neapel, heimlich vermählt mit einem Angehörigen des höchsten Adels, war Zeuge des gewaltsamen Todes des letzteren und gebar bald nach diesem furchtbaren Ereignis, welches sie in ein Kloster trieb, ein schwaches, kränkliches Knäblein. Die guten Nonnen sahen, daß das arme Kind nur wenig wuchs, schwach und elendig blieb, weshalb sie der unglücklichen Mutter den Rat erteilten, dasselbe der Madonna zu weihen. So geschah es. Der Knabe ward mit der üblichen Kutte bekleidet und zeigte sich in derselben häufig auf der Straße, wo man ihn wegen seiner Zwerggestalt verhöhnte. Man wies mit Fingern auf den armen „Munaciello", fing aber bald an, ihn zu fürchten, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er Zauberkräfte besäße. — Von den Menschen verhöhnt und gemieden, verlor der arme Knabe durch den Tod seiner Mutter den letzten Trost, und eines Tages war er plötzlich verschwunden. Hier und da flüsterte man, der Teufel habe ihn geholt, andere glaubten, behaupten zu können, man habe ihn als einen Unhold in einen Brunnen geworfen. — So lautet die Legende, wie ich sie aus des Volkes Mund vernahm. — Daß der erwähnte als Geist denselben Anzug trägt, wie bei Lebzeiten, also als „Munaciello" sich offenbart, ist selbstverständlich. Jene Legende, deren Schauplatz der älteste Teil Neapels ist, hat den Monacello eben daselbst sozusagen „lokalisiert". In jenem Labyrinth von engen, schmutzigen Gassen und Gäßchen, wohin kaum ein Sonnenstrahl, geschweige frische Luft gelangt, wo es dem Fremdling unheimlich wird, weil er nicht weiß, wie er den Ausweg aus dem Labyrinth finden soll, in den Stadtquartieren des Mercato, der Vicaria, des Porto, des Pendino ist das Reich dieses Hausgeistes. Nicht etwa ein Kinderglaube ist es, der sich dort mit ihm beschäftigt, sondern der Glaube von Alten und Jungen, bei denen die Überzeugung von seiner Existenz ebenso fest ist wie einst der Glaube an das häusliche Walten der Laren, deren Altäre wir in Pompeji erblicken, deren Heiligtümer in keinem römischen Hause fehlten. Wenn das deutsche Haus seinen Kleinen vom lieben Christkind redet, so ist dies ein lieblicher Kinderglaube,

mit dem sich der Glaube an den Munaciello nicht vergleichen läßt. Das Christkindlein kommt nur einmal im Jahr, zu Weihnacht nämlich, vom Himmel auf die Erde, der Munaciello dagegen waltet beständig im Reich des Hauses und der Familie. Seinem Schutze vertrauen heimliche Liebespaare, von ihm erwartet man die „sicheren Nummern“, an ihn richtet um Mitternacht die Jungfrau ein Gebet um einen marito (Ehemann), aber einen „bello e buono“! Dabei muß der Munaciello sich gefallen lassen, daß ihm in vollem Ernst und festem Glauben auch Unglück zur Last gelegt wird. Auch den häuslichen Laren der Römer wurden bisweilen derartige Vorwürfe gemacht. Als die Nachricht vom Tode des Germanicus sich in Rom verbreitete, warfen viele ihre Hausgötter auf die Straße *).

Die Verwandtschaft zwischen jenem Hausgeist und dem waltenden Lar familiaris der Römer tritt in solchen Distrikten am klarsten hervor, welche vom Weltverkehr seit Jahrhunderten unberührt blieben, z. B. in Calabrien, weshalb auch Dorsa, der in Beziehung auf letztgenanntes Gebiet manches gesammelt hat, die Überzeugung ausspricht, daß in dem Auguriellu Calabriens der römische Lar familiaris fortlebt **).

Unser Hausgeist, der Munaciellu oder Auguriellu, gehört als Familiengenoß der römischen Laren ebenfalls zur Schar derjenigen Hausgeister, welche das heutige Griechenland bevölkern. Eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen dem letzteren und Süditalien (Großgriechenland einst geheißen), zeigt sich in der Thatsache, daß man auch in Griechenland gewisse schützende Hausgeister als in Schlangen vorhanden sich vorstellt. Ein Hausgeist im Mönchskleide dagegen ist den Hellenen der Jetztzeit unbekannt. Wie weit jener Schlangenglaube der heutigen Hellenen zurückgeht, beweist die uns erhaltene Schrift des Theophrastos, eines Schülers des Plato und Aristoteles. Wir besitzen von ihm eine Sammlung von dreißig kleinen Sittengemälden, welche für die Kenntnis des Altertums sehr wichtig sind. Abschnitt XVI trägt die Über-

*) Sueton, „Caligula“, Kap. V.

**) „La tradizione greco-latina“, pag. 115. Dorsa ist Katholik.

schrift: Der Abergläubische. Indem Theophrast das Thun und Treiben eines solchen beschreibt, sagt er u. a.: „Erblickt er eine Schlange in seinem Hause, so ruft er den Sabazios an, ist es eine heilige Schlange, so läßt er auf demselben Platz eine Kapelle errichten." Wir begegnen hier derselben Vorstellung von schlangengestalteten Schutzgeistern, welche wir bereits in unserem zweiten Kapitel erwähnt haben, derselben Vorstellung, welche sich, wie aus unserem ersten Kapitel zu ersehen, an den Wänden zu Pompeji verewigt hat. Ortsgenien sind nach antiker Anschauung auch Grabeshüter. Als Äneas am Grabe seines Vaters den Namen des letzteren gerufen, sieht er eine große Schlange aus demselben hervorkriechen und fragt sich, ob dies der Genius (Schutzgeist) des Ortes sei (Äneis V, 90—95). Vom Grabe des Scipio sagt Plinius in seiner Naturgeschichte, daß eine große Schlange die Gebeine bewache (Buch XVI, Kap. 44). Die Schlange im Hause ist im heutigen Griechenland*) der hütende Hausgeist, die Hausschlange ist unverletzlich, der Haussegen geht von ihr aus wie im heutigen Calabrien**). Zeigt sich diese Hausschlange, so ruft man ihr freundliche Worte zu, denen ähnlich, welche man in Süditalien an den Monacello richtet. — Eine besondere Klasse freundlich waltender Hausgeister sind auf Sicilien die sogenannten Fate, welche oft in den dortigen Volkserzählungen genannt werden, ebenso die auf Sicilien allbekannten Donne di fuora, welche auch die schönen Frauen, die Hausherrinnen heißen. Dachte man sich unter den Laren vielfach die freundlich waltenden Geister der Gestorbenen, so kennt man diese Vorstellung in Sicilien noch, denn die „guten Toten" kommen dort alljährlich ins Haus, um Kindern Gaben zu spenden. — Wir kennen nun die große Familie, denen der genannte „christliche" Lar angehört.

Nachdem wir im allgemeinen den Glauben an Hausgeister nachgewiesen haben, welche den Laren und Penaten des antiken Lebens

---

*) Zu vergleichen: B. Schmidt, „Volksleben der Neugriechen", S. 185. Daselbst ist auch von einem Schutzgeist der Tenne die Rede, also von einem huldreichen Penaten.

**) Siehe zweites Kapitel: Schlangenverehrung.

entsprechen, kehren wir zum Bambino zurück. Über den Kultus dieses christianisierten Lar familiaris ist in weiteren Kreisen wenig bekannt, in hervorragenden Werken über römisch-katholisches Kultuswesen habe ich kaum Andeutungen gefunden*), anderswo wird die Meinung ausgesprochen, daß der Larenkultus sich verloren habe und in den Heiligenkultus übergegangen sei. Diese Meinung ist falsch und beruht auf Unkunde der thatsächlichen Verhältnisse. Bei einem fünfmaligen längeren Aufenthalt auf Capri habe ich mir die genaue Erforschung des Bambinokultus zur Aufgabe gemacht, welche mir durch die Offenherzigkeit und das zutrauliche Wesen jener Inselbevölkerung erleichtert wurde. Ein kindlich naives Heidentum, welches nicht reflektiert und an seine Hausgötter so fest glaubt wie einst die Bevölkerung Pompejis an ihre Laren und Penaten, ist mir auf Capri entgegengetreten. Ich habe nicht unterlassen, so oft sich mir die Gelegenheit bot, den Kultus der Hausgötter an anderen Stellen kennen zu lernen und zwar aus eigener Anschauung, sowohl bei Hohen als bei Niedrigen. Nach zehnjähriger Beobachtung darf ich sagen, daß ich dies Stück Heidentum kenne, wie es sich vom Tyrrhenischen Meer bis zum Adriatischen Meer zeigt, und biete dem Leser nachstehend das Resultat meiner Beobachtung. — Wiederum stehen zwei Welten vor uns, die antike und die moderne, scheinbar durch eine Kluft von Jahrtausenden geschieden, in Wirklichkeit aber einander nah, denn der heutige Kultus der Hausgötter in der römischen Kirche ist nur dem Namen nach von dem antiken Larenkultus verschieden. Was den letzteren anbetrifft, so befand ich mich in der bevorzugten Lage, die allerbeste Quelle benutzen zu können, nämlich die Anschauung, welche in Pompeji und im Nationalmuseum Neapels geboten wird. Ich habe diese Quelle benutzt. Das Resultat meiner Forschung in Hinsicht der Vergangenheit und Gegenwart, sowie des Verhältnisses beider zu einander ist ein sechsfaches.

---

*) P. Tschackert in seiner „Polemik", zweite Auflage, S. 269 erwähnt den Bambino nur als Zaubermittel und berücksichtigt fast nur den Bambino in Rom. — Preller, „Römische Mythologie", S. 536, meint, daß der Kultus der Hausgötter sich bis an die letzten Grenzen des Heidentums erhielt, dann aber in den ins Christliche übersetzten Glauben an Schutzheilige überging.

1) Im römischen Altertum war von der grauen Vorzeit an der häusliche Kultus der Laren und Penaten allgemeine Sitte, bei allen Klassen der Bevölkerung, welche, wie die gesamte römische Litteratur, sowie die Ausgrabungen in Pompeji bezeugen, für den Zweck dieses Privatkultus figürliche und bildliche Darstellungen jener Hausgötter besaß. So ist es in Süditalien geblieben bis auf den heutigen Tag, wenn auch die Hausgötter ihren Namen verändert haben. Dieser Privatkultus dauert fort in ungeschwächter Kraft und in derselben Allgemeinheit*).

2) In der ältesten Zeit des Römertums war der in der Mitte des Atriums (atrum geschwärzt, nämlich von Rauch) stehende häusliche Herd zugleich Hausaltar und als solcher die Stelle, wo sich die kleinen, meist unscheinbaren Figuren der Hausgötter befanden. Dieser Herd ward daher auch der focus larum, d. h. Larenherd, genannt, und beide, der Herd und die Laren, waren in der Vorstellung so eng vereinigt, daß man oft den Herd mit dem Worte: Penaten oder Laren bezeichnete. Dieser Herdaltar war in den ältesten Zeiten Stätte der regelmäßigen Hausandacht, ebenso der Mittelpunkt des häuslichen Verkehrs.

„Brauch in der Vorzeit war, sich am Herd zu versammeln auf langen Bänken, man glaubte, dem Mahl nahten die Götter sich dann.“

So sagt Ovid in seinem für die Kenntnis antiker religiöser Bräuche so wichtigen Epos: Fasti, VI, 305. In Calabrien erinnert heute der häusliche Herd des Bauern nach seiner Lage im Hause

*) Zwischen Süditalien und Griechenland besteht in obiger Hinsicht eine bereits früher erklärte Ähnlichkeit oder vielmehr Gleichheit. In jedem griechischen Hause befindet sich mindestens ein Heiligenbild, oft aber mehrere, welche dann entweder auf verschiedene Räume verteilt, oder an einer eigens für sie bestimmten Stelle vereinigt sind, welche dem Raum für die Familiengötter bei den Alten entspricht. — Diese mir von verschiedenen Archäologen, die aus Griechenland heimkehrten, bezeugte Thatsache, erwähnt B. Schmidt, a. a. O., S. 52 u. 53. Er zweifelt nicht daran, daß solcher Kultus im Heidentum wurzelt. Daß im hellenischen Altertum ein Kultus von häuslichen Gottheiten bestand, ist unzweifelhaft, wenn jenes auch den Namen Laren und Penaten nicht kannte.

und nach seiner Bedeutung für das häusliche Leben an jene längst verschwundenen Zeiten des Römertums. Der Herd ist das Zentrum des Hauses und des häuslichen Lebens in Freud' und Leid. Stehen freilich heute keine Figuren von Hausgöttern an jener geheiligten Stätte, so hat letztere doch nicht aufgehört, ein Altar zu sein, an welchem der Hausvater, wie einst der römische Bauer, priesterliche Funktionen verrichtet*).

3) Als die Zeit erhöhter Kultur das römische Haus erweiterte und veränderte, wie wir dies in Pompeji sehen, hörte, namentlich in den Städten, der Herd auf, die Stätte der Hausgötter zu sein, letztere erhielten eine besondere Stätte, eine Art Hauskapelle, das sogenannte Lararium, welches wir in allen größeren Häusern Pompejis erblicken, wo es jedesmal einen Ehrenplatz hat, wenn auch seine Stelle im Hause, seine Größe, seine Verzierungen verschieden sind. Ich muß gestehen, daß ich meine Freude an diesen oft so zierlich hergestellten Kapellchen gehabt. Ruft doch ein solches dem Beschauer ein liebes, trautes Wort ins Gedächtnis, das Wort: Heimat! Der Römer hatte für diesen echt deutschen Begriff kein eigenes Wort, er sagte statt dessen: „Laren und Penaten“. Wollte er sagen: Ich grüße die Heimat, so sagte er: Ich grüße die Penaten; wollte er sagen: Kampf für Weib und Kind, für König und Vaterland, so sagte er: Pro aris et focis, d. h. für Altar und Herd. Wiederholt fand ich in Pompeji die Hauskapelle der Laren im sogenannten Atrium, dem ersten Raum, in welchem man durch das Vestibulum gelangt (dies Wort erinnert an die Gottheit Vesta und ihr heiliges Herdfeuer) mehrfach auch im sogenannten Peristylium, welches unserem Salon entspricht**). Ein reizendes Lararium findet sich zu Pompeji im Hause des poeta tragico, öfters sieht man die Hauswand neben diesem Kapellchen mit Bildern der Laren geschmückt, oder mit Darstellung eines Larenopfers.

*) Siehe unser zweites Kapitel, S. 59: Schlangenverehrung.

**) Unter Peristylium verstand man den zweiten Hof eines vornehmen römischen Hauses. Derselbe war stets mit einem Säulengang umgeben. Noch heute nennt man in Süditalien den Salon eines jetzigen Hauses Galleriá, d. h. Säulengang, obgleich derselbe ein Zimmer ist, in welchem sich keine Säulen befinden.

In einem Hause begrüßt uns die Inschrift: Salve lucru (Willkommen Gewinn). Der Hausbesitzer machte aus seiner Gesinnung kein Hehl, hat aber dabei für ein anständiges Lararium gesorgt, denn die Hausgötter brachten ja jenes „lucru“ ins Haus und sorgten dafür, daß die Hausbewohner den Gewinn in Gesundheit genoßen. Wie es bei den Griechen zur homerischen Zeit, also tausend Jahre v. Chr. in den Palästen der Fürsten aussah, lehrt z. B. Virgil in seiner Äneis II, 510, wo wir vom Königshause des Priamus lesen:

„Mitten im Raum des Palastes, dem kreisenden Äther geöffnet,
Stand ein großer Altar und dabei ein gealterter Lorbeer,
Der, zum Altare geneigt, mit Schatten umfing die Penaten.“

Über den Ort der Hauskapelle im Kaiserpalast auf dem Palatin zu Rom erfahren wir aus den Kaiserbiographieen des Suetonius, daß dieselbe sich im Schlafzimmer des Kaisers befand. (Augustus, Kap. VII und Domitian, Kap. XVII.) Im letztgenannten Kapitel wird gesagt, daß ein Page bei dem Larenaltar im kaiserlichen Schlafzimmer den Dienst eines Aufsehers versah. — Daß aber auch in Wohnungen und Räumen niederer Art ein Raum für Hausgötter nicht fehlte, beweist z. B. ein Bäckerladen in Pompeji, wo man die uns bereits aus Kap. II bekannten und gedeuteten Schlangenbilder sieht, sowie ein Magazin in Herkulanum, wo man kleine Larenfiguren (die „kleinen Götter“ — sagt Horaz) in Nischen fand. Solche kleinen Wandnischen sieht man in Pompeji oft, an einer ihrer Rückwände sah ich Farbenreste und erfuhr von dem sachkundigen Führer, diese seien die Reste von dem Bilde eines Hausgottes. — — Bis auf den heutigen Tag behaupten die (christianisierten) Hausgötter den Ehrenplatz, sei es, daß wir ihre Stätte in einem Palast, oder in einem solchen Raum suchen, den man mit Horaz (Episteln I, 14) als „Schlupfbude“ und „schmoriges Wirtshaus“ bezeichnen möchte. In drei Königspalästen, in vielen aristokratischen Wohnungen von Stadt und Land, in bürgerlichen Häusern, in den Behausungen der Armut — überall habe ich auf die heutigen Lararien geachtet, auf dem Festlande, auf den Inseln, ich habe die Stufenleiter gesehen, welche von der

aristokratischen Hauskapelle bis zur Wand neben dem Herd eines armen Fischers reicht, der dort ein Paar Bilder seiner Laren und Penaten anbringt, um auf diese Weise ein Lararium herzustellen, und mich überzeugt, daß ein wesentliches Stück des Altertums sich erhalten: der Ehrenplatz für die Hausgötter. In Neapel, auf Capodimonte, in Caserta hat mich in den königlichen Schlössern die Marmorpracht der Hauskapellen, zu welcher teilweise römisches Altertum einen Säulenbeitrag leistete, kalt gelassen, aber nicht ohne Rührung habe ich in den Behausungen der Armut manche Stätte der Hausgötter gesehen, bei deren Pflege man sich zeitweilig harte Ausgaben auflegte, mit Staunen aber sah ich an zahlreichen Stellen das pompejanische Heidentum in einer scheinbaren Kleinigkeit bewahrt, nämlich in den oben erwähnten kleinen Wandnischen für die Hausgötter.

„Oder ein einziger Gott in der Nische, denn als ihr höchstes
Gilt dies, ist in der That ihr Größtes."

(Juvenal VIII, 111.)

Diese Nischen in der inneren Stubenmauer sah ich zuerst in Anacapri, diesem weltverlorenen, viele Jahrhunderte hindurch nur durch eine steile Felsentreppe mit der übrigen Insel verbundenen Städtchen, zu welchem erst seit zwölf Jahren eine Fahrstraße führt. Oft bin ich dort in den weinumsponnenen Häuschen eingekehrt, habe manche Familie kennen gelernt, welche die Webekunst mit einem Webestuhl betreibt, der in seiner Einrichtung sicherlich bis auf die Zeit der Penelope zurückgeht, wie die homerische Spindel, deren man sich in ganz Süditalien und Sicilien bedient. Dort zeigte man mir auf meine Frage die Figur des Hausgottes (Bambino) in einer Nische, deren Form und Größe genau dem entspricht, was man in Pompeji sieht. Dasselbe Lararium habe ich an zahlreichen Stellen des Festlandes wiedergefunden.

4) Die Hausgötter (Laren und Penaten) der Römer, welche sich in den bezeichneten Lararien befanden, waren kleine menschliche Figuren aus Holz, gebranntem Thon, sowie aus Bronze, bei den Reichen gab es auch solche aus edlem Metall.

„Schützende Laren und klein stellt man im Bilde auch auf!"

So sagt Ovid zur Zeit des Augustus im fünften Buch seines von uns oft citierten Liedes vom Festkalender (V. 130). Horaz in seiner dreiundzwanzigsten Ode des dritten Buchs erwähnt die „kleinen Götter". Hunderte derselben, aus Terracotta oder Bronze verfertigt, hat man in Pompeji gefunden und dieselben ins Nationalmuseum Neapels gebracht*), wo sie eine Sammlung bilden, die sonst nirgends in diesem Umfang zu finden ist. Ich habe diese Sammlung, um die sich selten jemand kümmert, zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht. — Betreten wir jene Abteilung des genannten Museums, welche als Sammlung der Terracotten bezeichnet wird und begeben uns in den letzten dieser sieben Säle. Dort finden wir in Glasschränken Hunderte und Aberhunderte von „kleinen Göttern" in den verschiedensten menschlichen Gestalten, männliche und weibliche, sitzende und stehende, geflügelte und ungeflügelte, alle aus gebranntem Thon, alle handwerksmäßig, also ziemlich roh hergestellt.

Ehe wir diese Hausgötter uns näher ansehen, thun wir wohl, uns einige andere Schränke zu betrachten. In dem einen sehen wir lauter Spartöpfe aus genannter Masse und gewahren zu unserem Staunen, daß sie den heutigen neapolitanischen Spartöpfen ebenso ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen**)! Wenn ein solcher Behälter (in Neapel Glatzkopf genannt) voll ist, so schlägt man ihn in Stücke. Ebenso machten es die Pompejaner. Manche dieser in Pompeji gefundenen Behälter haben noch jetzt in ihrem Inneren Münzen, die vor achtzehnhundert Jahren hineingesteckt worden sind. Dies diene wiederum als Beispiel von der Thatsache, daß das südliche Volk in einem Grade konservativ ist, daß Nordmenschen dies für unglaublich halten***). Zugleich dienen solche Beispiele zur

---

*) Auch das Museo Campano in Capua besitzt solche kleinen Götter, außerdem andere höchst merkwürdige Dinge.

**) Unter den pompejanischen Thonfiguren bewahrt das Museum auch zwei allerliebste Hampelmännchen, deren Beine und Arme mit Eisendraht lose eingefügt sind. Die Kinder in Pompeji hatten also Spielzeug wie unsere Kinder.

***) Zu vergleichen: Teil I, S. 19, dieser Schrift. Wenn ein Volk sich in Hinsicht selbst unscheinbarer Dinge sich konservativ zeigt, so schließen wir mit Recht, daß es noch fester an heiligen Dingen der Religion hält.

Illustration in Hinsicht des religiösen Konservatismus. Dicht dabei ist ein anderer Schrank, der uns die Pompejaner nicht mehr als fremdartige Menschenrasse, sondern als Kinderfreunde, wie wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts hoffentlich alle sind, erscheinen läßt. Wir sehen dort nämlich Spielzeug der lieben kleinen Pompejaner, lauter Tierlein aus gebranntem Thon, Hühner, Hunde, Pferde, Katzen und eine Unmasse kleiner Schweine, also lauter Haustiere. In den Landstädten Süditaliens laufen die Schweine auf der Straße (in Neapel noch bis vor dreißig Jahren), man sieht sie oft angebunden, und sehr oft habe ich Schweine, Hühner, Menschen in einem und demselben Raum vereinigt gesehen. In Örtern, welche dicht bei Neapel liegen, sah ich oft im Sommer nackte Kinder und haarlose Schweine miteinander spielen. Da nun das Schwein in der Menge des Spielzeugs der pompejanischen Kinder so sehr im Vordergrund steht, so liegt die Vermutung nahe, daß diese Tiere in Pompeji dieselbe Straßenfreiheit besaßen wie heute überall in ländlichen Distrikten Campaniens u. s. w. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir die zweite Epistel im zweiten Buch des Horaz lesen und sehen, daß sogar in gewissen Regionen des glänzenden kaiserlichen Roms schmutzige Schweine auf der Straße umherliefen. Die unbedeutende Landstadt Pompeji, von rebenumschlungenen Ulmen umgeben, wie die heutigen Landstädte Campaniens, paßt also in die Reihe der letzteren bestens hinein*). Mit dem Eindruck, daß das alte pompejanische Menschenleben dem jetzigen Leben des Südens weit näher steht, als der Leser anzunehmen gewohnt war, gehen wir jetzt zu den obgenannten „kleinen Göttern", den Laren und Penaten.

Diese aus Terracotta angefertigten Figuren, billig und schlecht, waren in den Wohnungen der unteren Klassen; ein anderer Schrank zeigt sogar Formen, welche zur fabrikmäßigen Herstellung von Laren dienten. Mancher dieser „kleinen Götter" zeigt Farbenspuren, und ohne Zweifel waren sie alle bemalt. Ganz besonders lehrreich sind Hunderte von Larenfiguren aus Bronze, welche sich in einer anderen Abteilung des Museums befinden. Bei der Her-

*) Verfasser bittet das erste Kapitel S. 13—18 zu vergleichen.

stellung dieser Figuren waren Künstler beschäftigt, welche nur für die Reicheren arbeiteten, die „kleinen Götter“ zeigen stets einen klar erkennbaren Charakter und man sieht meist sofort, welcher bestimmte Gott gemeint ist. Die meisten scheinen sich den Herkules zum Hausgott gewählt zu haben, trug derselbe doch den Beinamen Alexikakos, d. h. Abwehrer des Schlimmen. Wir finden ihn in den verschiedensten Stellungen, stets mit der Keule in der Hand. Oft sieht man auch Laren mit dem Füllhorn, auch Merkur, den Gott des Gewinnes, sowie Jupiter. Jeder nämlich wählte sich seine Hausgötter, aber unter den letzteren war stets der eigentliche Lar familiaris, um den sich alle Laren und Penaten gruppierten *).

Wenn wir die heutigen Lararien sehen, so bemerken wir in den meisten Fällen bildliche Darstellungen der Santi, welche das betreffende Hauswesen zu seinen schützenden Laren erwählt hat. Man sieht sie an der Hauptwand sofort beim Eintritt in jenen zahllosen Behausungen, welche in Süditalien Bassi heißen und bisweilen, wie bemerkt, auch das liebe Vieh beherbergen. Stets sind mehrere Bilder vorhanden, wie ein römisches Hauswesen stets mehrere Laren hatte. Wie aber unter letzteren einer der eigentliche Lar familiaris war, so ist auch unter jenen Bildern der Jetztzeit immer eines, welches sich durch Schmuck und ewige Lampe auszeichnet. In den meisten Fällen ist es die Madonna, dagegen in den zahllosen kleinen Kauf-, Speise-, Trinkräumen des Volkes meist ein berühmter Heiliger. Aber die Madonna ist nicht immer dieselbe. Einige Distrikte huldigen dieser, andere jener Madonna, denn die eine hat hier, die andere dort mehr Ruf **). Oft kommen zu den alten Hausgöttern neue hinzu, ebenso wie einst in Rom, wo man den Augustus den Laren zugesellte. In der vierten Ode des fünften Buches sagt Horaz von ihm:

„Und bei den Laren steht
Deine Gottheit — — — —.“

---

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 489.

**) Siehe Kapitel IV, S. 97 ff.

Im heutigen Griechenland darf man zur Darstellung der Hausgötter nur Bilder nehmen, dies war so in der ganzen Zeit, seitdem dies Land äußerlich christianisiert ward. Jahrhunderte hindurch war es ebenso in Süditalien und man blieb dabei, bis sich der Bambino Bahn brach. In dieser figürlichen Darstellung näherte man sich um einen starken Schritt dem Heidentum mit seinen oben beschriebenen „kleinen Göttern“. — Als Lar familiaris tritt uns derselbe am klarsten und allgemeinsten auf Capri entgegen. Dies erhellt schon aus der Thatsache, daß er bei Begründung eines Hauswesens als ebenso unerläßlich gilt, wie die Figur eines Lar familiaris im römischen Leben.

Auf Capri herrschen uralte Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche, zu denen auch die Ausstellung derjenigen Dinge gehört, welche von Bräutigam und Braut in den Ehestand mitgebracht werden. Dem Bräutigam ist es unerläßlich, für das neue Hauswesen einen Bambino mitzubringen. Zu dem Ende begiebt er sich vor der Hochzeit nach Neapel, um dort diesen wichtigen Ankauf zu machen. Es giebt in Neapel Werkstätten, welche sich fast ausschließlich mit der Herstellung solcher Puppen befassen. Kunstwerkstätten kann man sie nicht nennen; denn es handelt sich um ziemlich rohe Erzeugnisse handwerksmäßiger Gestaltung, um Puppen, deren Kopf aus Wachs, aus Holz oder dergleichen gebildet, und deren Gestalt mit einem langen, seidenen, buntbesetzten Kleide umhüllt ist. Eine gewöhnliche Puppe dieser Art ist etwa einen halben Meter hoch und kostet meist 25 Lire. Dieser Bambino hat als Hauslar überall den Ehrenplatz, nämlich in den kleinen, meist aus einem Wohnzimmer bestehenden Mietwohnungen auf der Kommode, oder, wenn diese fehlt, in einer Nische (siehe oben) neben dem Bett. Jedesmal hat sich der „Künstler“ bemüht, dem Angesicht der Puppe den Ausdruck einer gewissen Lieblichkeit zu geben, es dabei aber nie weiter gebracht als zu runden, roten Bäckchen, blauen Glasaugen, blondem Lockenhaar und einem Stumpfnäschen. Der Typus der Bevölkerung Capris ist namentlich bei Frauen und Mädchen oft vollkommen griechisch, deshalb fragten wir wiederholt, warum der Bambino ein so ganz anderes Gesicht, anderes Haar, eine andere Nasenbildung zeige, als die Inselbevölkerung? Die Frage ward

mit der Bemerkung beantwortet, daß das blondrote Haar schöner sei, als das schwarze. Bekanntlich liebten die römischen Damen zur Kaiserzeit das rotblonde Haar der Germanen so sehr, daß sie sich demgemäß färbten, obgleich ihnen die „gräßliche Brut, welche Germania aufsäugt“ *), ebenso verhaßt war, wie die deutschen Reformatoren dem Vatikan.

Jener Bambino hat nun mit den römischen Laren eine merkwürdige Ähnlichkeit. Er trägt ein buntes Röcklein wie die Laren, welche man an pompejanischen Wänden abgebildet sieht. Das Angesicht desselben ist blank lackiert, oder glänzt deshalb, weil es mit Wachs überzogen ist. Die Figur selbst nämlich ist, wie ich in den Werkstätten sah, von Holz. Das römisch-heidnische Leben hatte viele hölzerne Laren und Horaz in der zweiten Epode sagt von blankgebohnten Laren, ebenso Juvenal in der zwölften Satire V. 86:

„Kehr' ich zurück in das Haus, wo zierliche Kränze die kleinen
Und von zerbrechlichem Wachs hellglänzenden Bilder empfahen.“

Unter den „Bildern“ sind hier die Figuren der Laren zu verstehen.

Im dritten Kapitel des ersten Teiles meiner vorliegenden Schrift habe ich nachgewiesen, daß erst mit dem Anfang des fünften Jahrhunderts die Bilder in den Kirchen allgemein wurden, und als später der Bilderkultus begann, hatte man keine Figuren. — Letztere sind erst seit vierhundert Jahren in den süditalischen Kirchen langsam allgemein geworden, seit dem vorigen Jahrhundert aber wird Süditalien von diesem mächtig zurückkehrenden Heidentum überflutet. Ebenso lange ist es her, seit die figürliche Gestalt des Bambino namentlich durch die so populären Franziskaner in die Häuser eingedrungen ist. In letzteren bestand das Lararium früher nur aus Bildern, und in dieses hat sich nun zunächst der Bambino als ein hauptsächlicher Hausgott hineingedrängt. Den Urahn aller Bambini besitzen die Franziskaner in der Kirche Araceli auf dem Kapitol zu Rom, eine Holzfigur, wie die ältesten Larengestalten der Römer. Dieser mit angeblichen Wunderkräften begabte Lar der

*) Horaz, „Oden“, IV, 5.

Franziskaner hat als solcher viel Sinn für Heimat und Häuslichkeit. Als nämlich jemand ihn gestohlen hatte, kehrte er freiwillig zur Kirche von Araceli zurück. Diese höchst wahre Geschichte beweist, daß er den Laren und Penaten sehr ähnlich ist.

Als Äneas die Penaten, die heiligen Schutzgottheiten, aus Troja mit sich genommen und nach Lavinium in Italien gebracht hatte, nahm sein Sohn Ascanius nach dem Tode des Vaters jene Götter mit sich nach Alba longa, um sich daselbst anzusiedeln. Aber die Penaten kehrten freiwillig nach Lavinium zurück, worauf man beschloß, sie in dieser Stadt zu lassen *). Wir sehen hier wiederum die Geistesarmut der römischen Kirche, welche ihre Legenden beim römischen Heidentum erbettelt und als ihre Originalerfindung ausgiebt. Was aber dies neuerdings zunehmende Heidentum der figürlichen Darstellungen von Hausgöttern und öffentlichen Göttern betrifft, so müssen wir auch andere Heidengebiete zum Vergleich heranziehen.

Der chinesische Buddhismus hat insofern mit dem Katholicismus eine bemerkenswerte Ähnlichkeit, als beide die Kirchen mit Darstellungen ihrer Idole füllen, jeder auf seine Art. Eine andere Ähnlichkeit besteht darin, daß bei beiden Weihrauch und Weihwasser einen Hauptteil des Kultus bilden **).

Während unser Bambino an manchen Stellen, namentlich auf Capri, der Hauptlar, der Lar familiaris ist, behauptet er, wie wir ausdrücklich bemerken, diese Stellung nicht überall. Anderswo sehen wir buntbekleidete Madonnen die erste Stelle im Ehrenplatz des häuslichen Larariums einnehmen, hier die Madonna del Carmine, dort die Immacolata, dort die vom Monte Vergine, dort die von Lourdes u. s. w. u. s. w. Wiederum sind dies lauter kleine Figuren, also die „kleinen Götter“ des Horaz (siehe oben). Daß die Madonna diese Stellung im Hause einnimmt, wo einst der heilige Herd stets an das heilige, ewige Feuer der Vesta erinnerte, ist sehr erklärlich. Jungfräulich, wie die Vesta der

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 537.

**) Aus einem Vortrag des in Peking angestellten deutschen Professors Dr. Pander. Siehe „Das Echo“ 1889, Nr. 379.

Griechen und Römer, ist die Madonna der römischen Kirche, Jungfrauen weihen sich der Madonna, wie einst die Vestalinnen der Vesta in Rom, welche königlich gedacht wurde, wie die Madonna (siehe das letzte Kapitel). Nun gab es zwar nur eine Vesta, aber diese wurde in der Volksauffassung zu mehreren, je nach der verschiedenen Kultusstätte und dem Bilde.

Die Vesta in Alba longa, welche zuerst von hoher Bedeutung im römischen Kultus war, mußte sich gefallen lassen, daß sie später hinter die Vesta in Rom zurücktrat, welche als größer angesehen wurde, obgleich das heilige Vestafeuer in Alba direkt von Troja stammen sollte.

„Wo Alba trotz der Zerstörung
Troisches Feuer bewahrt und die kleinere Vesta verehret.“
(Juvenal, Satire IV, 60.)

Auch der Jupiter von Alba hatte später eine geringere Würde, als der Jupiter auf dem Kapitol *).

Ebenso geht es den Madonnen Italiens, diesen verschiedenen „Vestas“ der römischen Kirche. Darum zieht man in dem einen Distrikt diese, in einem anderen Distrikt jene Madonna vor, nimmt hier diese, dort jene zum Lar familiaris. In Neapel giebt es zwei Straßen, welche fast ganz mit Läden angefüllt sind, in denen man solche bunte Laren kaufen kann, wo Schneiderinnen zu Hunderten nur die Kleider dieser Madonnen anfertigen und die fabrikmäßige, massenhafte Herstellung dieser „kleinen Götter“ an die Götterfabriken Pompejis erinnert, in denen man die oben erwähnten Formen für die Thonfiguren der Laren fand. Solche Madonnen gehören notwendig zum Hauswesen. Wird ein neuer Haushalt begonnen, so ist der Erwerb dieses Lar familiaris notwendiger, als alles andere. Hunderte und Aberhunderte von Ehen werden in Süditalien geschlossen, ohne daß materielle Grundbedingungen für häusliches Glück und Gedeihen vorhanden wären, und es thut einem im Herzen weh, bei der Masse der niederen Stände den häuslichen Jammer nicht als Ausnahme, sondern als Regel zu

---

*) Siehe Preller, „Römische Mythologie“, S. 538.

sehen. Das Hauswesen wird gegründet nach der Regel: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt". So aber denken die oft blutjung in den Ehestand tretenden nicht, sie haben ja ihre Hausgötter! Dort ward der Bambino, hier die Madonna, der heilige Joseph, die heilige Anna, St. Francesco di Paola u. s. w. sofort mitgebracht und zum Grundstein des Hauswesens erkoren! — — Kurze Zeit dauert es, dann kommt ein Gast ins Haus, der keineswegs einem wohlthätigen Lar ähnlich sieht, sein Name heißt: Hunger, Miseria. Auf der Kommode stehen die Hausgötter, und trotz derselben heißt die Hausregel: Es wird weiter gehungert. Juvenal Sat. VIII, 111 erzählt, daß man bisweilen seinen (aus edlem Metall hergestellten) Lar verkaufe. Ich weiß, daß neapolitanische Familien ganz dasselbe bisweilen mit den Figuren ihrer Hauslaren thun, also mit den Madonnen ꝛc. Der Huuger hat sie dazu getrieben.

Also auf der Kommode, die fast immer mit einer Marmorplatte versehen ist, stehen die Laren, über ihnen jedesmal eine Glasglocke. Im antiken römischen Leben gab es ähnliche Behälter für die aus edlem Metall gebildeten Laren und Penaten, förmliche Schränke*). Einmal im Jahr schöpfen die „kleinen Götter" Neapels Luft, nämlich am 4. Mai. Dies ist der Umziehtag, von den Bewohnern Neapels stets „Quattro Maggio" genannt. Wohl in keiner Stadt wird von den Massen der niederen Stände so oft, ja mit einem gewissen Vergnügen, die Wohnung gewechselt, als in der genannten. Babylonischer Wirrwarr, wüstes Chaos, infernalischer Lärm herrscht dann in den meisten Straßen, und bei dieser Gelegenheit kann man sehen, welche Bedeutung die „kleinen Götter" heutzutage haben. Auf Wagen und Karren, mit den Händen und auf den Häuptern wird der Hausrat fortgeschafft, je nachdem er reichlich oder ärmlich ist. Mag er das eine oder das andere sein, mag oft ein Notwendiges fehlen, die Laren unter den Glasglocken fehlen nicht. Seht dort eine von einem kleinen Esel gezogene Karre, auf derselben ein Tisch, eine Kommode, zwei Stühle, darüber ein Bett und obendrauf? der Lar familiaris

*) Preller, „Römische Mythologie", S. 498.

(die Madonna), daneben St. Anna, St. Gennaro, sowie ein Bambino. Triumphierend ziehen sie einher, oder werden sorgfältig getragen. Hat man die neue Wohnung betreten, so wird zuerst das Lararium eingerichtet.

In Neapel giebt es viele Straßen, in denen fast alle unteren Hausräume von Händlern mit roba antica (gebrauchtem Hausgerät) besetzt sind. Man sieht das Chaos der Waren auf der Straße. Auf den antiken, dreibeinigen Tischen, auf den Sesseln und Betten, welche scheußlichem Getier (Wanzen) als Herberge dienen, thronen dort die zum Verkauf ausgestellten „kleinen Götter“. Auch hier habe ich „mythologische“ Studien gemacht. Dort ist ein Bambino, dessen Kleidchen bedenkliche Risse zeigt, wobei sein blank lackiertes Angesicht heiter lächelt, — dort eine Sant' Anna, deren bestäubtes Angesicht sie um zehn Jahre älter erscheinen läßt. Die Neapolitaner nennen sie gewöhnlich la vechierella, die kleine Alte. Die Sant Anna dort auf dem rumpeligen Tisch sieht sehr schmutzig aus und wird nur dann einen Käufer finden, wenn der Preis gering ist. Dort ist St. Joseph, stets Il vechierello, das Alterchen genannt, er bedarf einer Reparatur, denn die Nase ist schadhaft. Dasselbe gilt von St. Luigi, den die Neapolitaner stets Collo stuorto, Krummhals, nennen, ein Ohr ist ihm verloren gegangen*). In Neapel giebt es Jungmühlen auch für die „kleinen Götter“. Jüngst sah ich zwei dieser Zauberwerkstätten dicht beieinander, in der einen wurde alten Hüten neue Jugendfrische verliehen, in der anderen erhielten die kleinen Götter ihre Jugend wieder, nämlich neuen Firnis, neue Augen, neue Ohren, Nasen u. s. w. Ein Meister mit drei Gehilfen hatte vollauf Arbeit, und dieser biedere Phidias hatte seine Freude daran, als ich einen neu angestrichenen, ewig lächelnden Bambino lobte.

5) Die heutigen Hausgötter, mögen sie nun im Bilde oder in Figuren vor das Auge treten, werden vom Volke (dies Wort im

---

*) Solche vertrauliche Namen der als Hausgötter dienenden Santi erinnern ebenfalls an den Kultus der Laren. Mit letzteren verkehrte der Römer in der vertraulichsten Weise. Siehe Preller, „Römische Mythologie“, S. 487 ff.

allgemeinsten Sinne gefaßt), als Schutzmächte gefaßt, wie die antiken Laren und Penaten (Horaz Oden 6, 23, IV, 4. 14. 15. 16). Ihre Schutzwaltung ist lokal und erstreckt sich über das Haus und das Hauswesen:

„Nach dem Gebote verehr' ich des Ortes obwaltende Mächte."
(Virgil Äneis III, 697.)

Wie im antiken Leben ist die waltende Schutzmacht in der Figur, in dem Bilde lebendig und gegenwärtig.

Das Bild, oder die Figur, wird vom Volke, welches in dieser Hinsicht ebeso wenig reflektiert, wie das Volk in antiker Zeit, unwillkürlich mit demjenigen Gott, den es darstellt, identifiziert. Von der Darstellung eines Bambino, oder der Madonna, sagt das Volk nie: Das ist die Figur, das Bild des Bambino u. s. w., sondern stets: Das ist il Bambino, das ist la Madonna, ebenso wie die römisch-heidnische Welt sagte: Das ist mein Lar, das ist mein Penate, das ist Juno, das ist Merkur u. s. w.

6) Um die Hausgötter geneigt zu machen und zu erhalten, war nach hellenisch-römischer Anschauung notwendig, sie durch Kultushandlungen nach dem geheiligten Herkommen zu ehren. Ehrt man die Götter nicht, so senden sie Verderben*), die genaue Beobachtung der durch das Herkommen geheiligten Kultusbräuche sichert das gnädige Walten der verschiedenen Göttermächte. „Die väterlichen Götter ehre stets, wer in dem Lande wohnt, nach altem Brauch." So sagt Äschylos. Das ist die heilige Scheu vor der betreffenden Gottheit, wenn man im Kultus nichts unterläßt, und eben dies genaue Beobachten ist Religion**). So

*) Horaz, „Oden", III, 6.

**) Plinius, Buch 28, Kap. 2, berichtet von der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, mit der die Römer, sowohl Geistliche als Laien, die uralten Gebetsformeln hersagten. Auf die Genauigkeit kam es an, die pünktliche Leistung des Hergebrachten. Es ist dasselbe Formelwesen, welches wir in der römischen Kirche wiederfinden. Man höre im Süden das Volk in den Kirchen die Stücke des Rosenkranzes abbeten, oder einen Priester bei einer kirchlichen Funktion die Gebetsformeln murmeln! Das lateinische Wort Religio bedeutet die sorgfältige Beobachtung, der Plural religiones bezeichnet Religions-

stellte sich der Römer auch seinen Hausgöttern gegenüber, und so blieb es in Gesinnung, Anschauung und That bis auf den heutigen Tag. — Bis zur Stunde gilt das Wort des Virgil (Äneis III, 409):

„Dies sei Religion dem Geschlecht fromm wandelnder Enkel."

„Placare" ist im klassischen Latein ein vielsagendes Wort, denn es bezeichnet alles, was der Mensch durch Religion (d. h. durch Kultus) bei den Göttern erreichen wollte: Versöhnen, freundlich stimmen, geneigt machen. Es ist dasjenige Wort, welches in der Religionssprache der Römer vielleicht am meisten vorkommt. Um jenes bei den Hausgöttern zu erreichen, opferte man ihnen zu bestimmten Zeiten ein Schwein. Dies Haustier war eine Gabe für die Hausgötter:

„Wenn du die Laren sühnst durch Weihrauch und durch ein gieriges Ferkel."
„Bringe den guten Laren ein Ferkel zum Dank."
(Horaz Oden III, 23; II, 3.)

Ein vortrefflich erhaltenes Wandgemälde aus Pompeji stellt eine solche Opferscene anschaulich dar.

Mit Konstantin im vierten Jahrhundert begannen die Verbote der Opfer, wiederholten sich während der nächsten zweihundert Jahre beständig, bis endlich im sechsten Jahrhundert jede heidnische Opferhandlung mit dem Tode bedroht wurde. Also zweihundert Jahre! Sie sind der sonnenklare Beweis für die Lebenskraft des hellenisch-römischen Heidentums. Welch ein trübes Licht fällt auf die offizielle Kirche durch die Thatsache, daß im fünften Jahrhundert auf der Synode zu Berytos gegen den Bischof Daniel die wahrhaft entsetzliche Anklage erhoben wurde, daß er den Heiden gegen eine Geldabgabe erlaubte, ihren Göttern Opfer zu bringen! Welche

bräuche. Wie sehr die römische Kirche dem antiken Religionsbegriff huldigt, erhellt daraus, daß sie z. B. von der Religio eines Mönchsordens redet, worunter die Ordensregel des letzteren verstanden wird. Ein Mönch ist in der Sprache des Südens ein Religioso, d. h. einer, der die Religio (Ordensregel) beobachtet. Solche heidnisch-gesetzliche Auffassung zeigen schon die Edikte der ersten christlichen Kaiser.

Zustände müssen in der damaligen Kirche gewesen sein, wenn im sechsten Jahrhundert der Bischof Severus verklagt wurde, weil er (der christliche Bischof!) den Götzen geopfert hatte, wenn ferner im sechsten Jahrhundert Christen wieder zum Heidentum zurückkehrten und damals auf mehreren Synoden bezeugt wurde, daß das Heidentum in Gestalt von Opfern, Zauberei ꝛc. im Schwange gehe und sogar Geistliche Freunde und Gläubige des heidnischen Orakelwesens waren. Die Synode zu Toledo im Jahre 598 mußte öffentlich bekennen, daß in Spanien und Gallien der Götzendienst floriere, und unter Kaiser Justinian im sechsten Jahrhundert stellte es sich heraus, daß viele „Christen" heimlich den Göttern opferten *)! Um diese wahrhaft tödlichen Schäden zu heilen, kannte Justinian nur zwei erbärmliche Mittel: Verbot der Opfer, Gebot der Orthodoxie. Welcher Sumpf von Lüge und Heuchelei, von Heidentum und Scheinchristentum ward damals geschaffen! Hier aber liegen die Wurzeln des jetzigen römischen Kirchentums. Nur derjenige vermag das letztere richtig und gründlich zu beurteilen, der die Geschichte der zweihundert Jahre nach Konstantin kennt, eine Periode, die den meisten unserer Gebildeten leider völlig unbekannt ist.

Die Opfer, auch diejenigen für die Hausgötter, sind seit dem sechsten Jahrhundert nach und nach verschwunden, aber eine Erinnerung ist doch geblieben. Wenn der Römer sagen wollte: Einen Stier opfern, so sagte er bovem facere, wenn man in Süditalien sagen will: Ein Schwein schlachten, so sagt man — namentlich in Calabrien: fare il puorco, eine Redeweise, die uns um so mehr an das antike Larenopfer erinnert, wenn wir bedenken, daß beim Schlachten eines Schweines der betreffende Hausvater die erste Stelle einnimmt und ein gewisses Zeremoniell herrscht. Das den Laren bestimmte Ferkel ward einst von dem Hausvater, der dann als Priester fungierte, geopfert. Bis auf den heutigen Tag sucht man in zahlreichen Fällen aus den Eingeweiden

---

*) Zu vergleichen: Schultze, „Der Untergang des hellenisch-römischen Heidentums", I, 401—449. Es ist ein trübes Bild, welches dieser Historiker in seinem verdienstvollen Werk von der Kirche des fünften und sechsten Jahrhunderts zeichnet.

des Schweines allerlei Orakel zu lesen, und zwar namentlich aus der Leber. Plinius in seiner Naturgeschichte (aus dem ersten Jahrhundert n. Chr.) sagt, die Leber sei das Haupt der Eingeweide und erzählt dabei Buch XI, Kap. 37: „Als Augustus am ersten Tage seiner Regierung opferte, fand sich die Leber in sechs Opfertieren verdoppelt, woraus man weissagte, er werde binnen Jahresfrist sein Reich verdoppeln". — Die vermeintliche Bedeutung der Tierleber ist noch jetzt nach 1800 Jahren in Süditalien an zahlreichen Stellen in den Augen des Volkes dieselbe geblieben! — Daß in Calabrien das Volk noch heute Bräuche bewahrt, welche in das Gebiet der Tieropfer gehören, ward mir mehrseitig mitgeteilt und bestätigt durch Dorsa, welcher in Calabrien lebt. Er sagt in seiner erwähnten kleinen Schrift (Seite 74), daß es dort üblich ist, nicht nur den Orts-Schutzheiligen bei deren Jahresfesten lebendige Tiere zu schenken, sondern auch eines dieser letzteren als Zielscheibe der Flintenschüsse zu nehmen, wobei demjenigen eine Prämie zufällt, der es tötet. „In St. Agatha" — so berichtet Dorsa — „hängt man ein geschmücktes lebendiges Opfertier bei den Beinen auf. Eine Anzahl Reiter galoppiert heran, jeder sticht nach dem Tier, das Blut fließt, die Zuschauer freuen sich und schreien: „Es lebe die heilige Agatha!" Wer jenem Tier den Kopf abschneidet, ist der Held. Der Katholik Dorsa hält dies für einen Rest heidnischer Opfer.

Wenn die heutigen Hausgötter kein Ferkel als Opfer erhalten, sind ihnen doch andere Bestandteile des römisch-heidnischen Kultus bis heute geblieben.

Vor dem Bilde des vornehmsten der Hausgötter brennt — auch in den elendesten Wohnungshöhlen — eine ewige Lampe. Ich kenne arme Familien, die es vorziehen, bisweilen ein Stück Brot weniger zu essen, um den nötigen Vorrat an Öl zu erwerben. In den meisten Fällen, wie im heutigen Griechenland, wo man den Ort der Hausgötter Haïkonisma (Bilderort) nennt, brennt die Lampe vor einem Madonnenbilde, oder, wie das Volk sagt: Vor der Madonna. Ebenso sagt jedermann in Italien. Wer diesen Kultusbrauch verstehen und beurteilen will, muß denselben nicht in seiner Vereinzelung, sondern im Zusammenhang mit dem allgemeinen

Brauch und Verbrauch von Wachs und Öl betrachten, welcher für Kultuszwecke in der römischen Kirche verschwenderisch stattfindet, in Italien weit mehr, als z. B. in Deutschland. Verfasser hörte in der Kathedrale zu Caserta eine Predigt, in welcher schwungvoll geschildert wurde, wie die Kirche den Brauch der Lichter- und Lampenpracht dem sternbesäten Himmel abgelauscht habe. Leider verträgt sich diese poetische Auffassung nicht mit der Prosa der Wahrheit. Historische Thatsache ist, daß die mit Konstantin zu Macht und Ansehen, zu Glanz und Reichtum gelangte Kirche den allgemeinen Brauch der Lampen und Lichter im heidnisch-römischen Kultus vorfand und denselben aus den nach und nach verödeten Tempeln in ihre Kirchen, also in den öffentlichen Kultus herübernahm, von wo er auch in den häuslichen Privatkultus überging*). — Zweierlei erreichte die Kirche auf diese Weise: Sie erleichterte den Übertritt der Massen, welche in den Kirchen den Kultusglanz wiederfanden, den die Tempel ihnen boten, und umgab sich selbst mit mystischer Pracht, welche den Massen stets imponiert hat und stets imponieren wird. Plutarch, sicherlich der bedeutendste Schriftsteller der Griechen im zweiten Jahrhundert n. Chr., bezeugt ausdrücklich in seiner Biographie des Numa Pompilius Kap. 10 den allgemeinen Gebrauch des „ewigen“ Feuers auf den Altären der Vesta. Virgil, Äneis IV, 200, erwähnt hundert Tempel, wo auf ebenso vielen Altären „ewige“ Flammen brennen. Plinius, der in seiner Naturgeschichte auch solche Dinge behandelt, die nach unseren Begriffen nicht in das Gebiet dieser Wissenschaft gehören, fügt dem vierunddreißigsten Buch ein Kapitel (das dritte) ein mit der Überschrift: Von den Leuchtern und Zierden der Tempel, und sagt wörtlich: „Man liebte auch hängende Kronleuchter in den Tempeln der Götter.“ Im letzten Satz dieses Kapitels sagt derselbe ausdrücklich, daß die Sitte der vor den Götterbildern brennenden Lichter allgemein gewesen sei. Herodot, der bekannte griechische Historiograph des fünften Jahrhunderts v. Chr., bezeugt uns (Buch II, 62), daß die Ägypter schon Lichter und Lampen in

---

*) Siehe den ersten Teil dieser Schrift, erstes Kapitel: „Tempel und Kirchen“.

den Tempeln hatten und sich eines Festes erfreuten, an welchem die Lichter ebenso von den Priestern gesegnet wurden, wie heute in der römischen Kirche am Fest der Candelora (ora delle candele, Lichtmeß). Nachdem dies Stück des heidnischen Kultus im Konstantinischen Jahrhundert sich der Kirche bemächtigt hatte, erhoben sich energische Stimmen dagegen. „Sie zünden Gott Lichter an, als wenn er im Dunklen säße!“ So ruft Lactantius, der Lehrer des Konstantin. Energisch trat gegen dies und anderes in die Kirche eingedrungene Heidentum der Presbyter Vigilantius in Barcelona auf (402 schrieb er gegen kirchliches Heidentum). Aber der bekannte Kirchenlehrer Hieronymus bekämpfte den letzteren und schrieb damals: „Jenes (das Anzünden von Lampen und Lichtern) geschah für die Götzen, und muß deshalb verabscheut werden, dies (das Anzünden jener vor den Bildern der Heiligen) geschieht zu Ehren der Märtyrer und muß deshalb angenommen werden“ *). Das war die kindlich-naive Logik eines grundgelehrten und in seiner Zeit hervorragenden Mannes, welchem das die Kirche bereits erfüllende Heidentum wie eine Binde vor den Augen saß. Dieser zweifellos gewisse Gebrauch von Kerzen und Lampen bei den heidnischen Tempelstatuen macht es von vornherein wahrscheinlich, daß im Larenkultus die Lampe nicht fehlte. Gewißheit in dieser Hinsicht giebt die Thatsache, daß unter den zahllosen, oft reizend geformten, in Pompeji gefundenen Lampen viele unmittelbar bei den Laren ausgegraben worden sind. Lucian, der von uns wiederholt angeführte Satiriker des zweiten Jahrhunderts n. Chr., giebt uns weitere Gewißheit in demjenigen Abschnitt, welcher die Überschrift trägt: Der Lügenfreund. Hier erzählt ein Arzt namens Antigonus außer anderen Geschichten auch diese**): „Ich besitze eine eherne Statue des (Halbgottes) Hippocrates, eine Elle hoch (ohne Zweifel sein Hausgott). Wenn nur einmal der Lampendocht erlischt,

*) „Illud fiebat idolis, et idcirco detestandum est; hoc fit martyribus, et idcirco recipiendum est.“ Hier. II, 2.

**) Zahllose Legenden der römischen Kirche sind nach dem Muster der Geschichten jenes Lügenfreundes fabriziert. — Man denke an den fliegenden Mönch, Kap. 5. Zu vergleichen Teil I dieser Schrift, Kap. 7: Der heilige Zauberer.

so geht dieser Hippocrates (d. h. die Statue!) im Hause umher, wirft die Pillenschachteln um, stößt die Thüren auf, besonders, wenn wir das jährliche Opfer aufschieben.“ Auf brennende Lampen beim Larenkultus weist auch der Satiriker Juvenal XII, 85—81. Von einem Fest zu Ehren der Hausgötter ist hier die Rede und lesen wir wörtlich: „Und man begehet das Fest mit morgens brennenden Lampen.“

Ganz besonders auf Capri habe ich beobachtet, was man daselbst dem Lar familiaris, dem Bambino, zu Ehren thut. — Oft ward ich dabei erinnert an Stellen aus römischen Dichtern!

„Kleine Laren im Haus, o ihr, die mit Brocken von Weihrauch,
Oder mit dürftigem Kranz und mit Mehl ich pflege zu bitten.
— — — — — — — — — —
Kehr' ich zurück in das Haus, wo zierliche Kränze die kleinen
Und von zerbrechlichem Wachs hellglänzenden Bilder empfahen.
— — — — — — — — — —
Unseres Jupiters Huld will hier ich erflehn und den Laren
Weihrauch weihn und Veilchen streuen von jeglicher Farbe.“
(Juvenal IX, 137; XII, 87. 90.)

Wie oft habe ich neben dem Bambino außer künstlichen Blumen auch frische gesehen! „Rosmarin drehst du zum Kranz den kleinen Göttern und der Myrte Reisig.“ So sagt Horaz in seinen Oden (III, 23). Bei allen hohen Festen erhält heutzutage der Bambino seinen Blumenschmuck, auch weiße Myrtenblumen, welche im Sommer am Abhange des Monte Salaro auf Capri ihre Pracht entfalten. Vor zwei Jahren wohnte ich vier Sommerwochen in einem am Südabhang jener Insel gelegenen Privathaus, von dessen weinbeschatteter Terrasse man eine jener lieblichen und großartigen Aussichten genießt, wie sie so reichlich auf Capri sich bieten. Unsere Hauswirtin, eine wohlhabende Witwe, lud mich ein, ihre Zimmer zu besichtigen. Beim Betreten des Staatszimmers fiel mein Blick sofort auf den Bambino. Angethan mit buntem Kleidchen, trug derselbe zwei Halsbänder, eines von Perlen, eines von Korallen, ferner war er geschmückt mit Ringen an seidenen Fäden, sowie mit einer goldenen Uhr! „Ist er nicht hübsch?“ fragte die Witwe und erzählte, die Uhr sei

Eigentum ihres verstorbenen Mannes gewesen, ebenso ein Ring; auch zeigte sie mir ein kleines Bild desselben, welches zu den Füßen des Bambino aufgestellt war. Dieselbe Erscheinung habe ich überall auf Capri wahrgenommen: Die liebsten Dinge, an welche sich teure Erinnerungen knüpfen, vertraut man dem Bambino an, namentlich auch Briefe aus der Ferne. Manche Ehefrau bleibt einsam zurück, während der Ehemann in Südamerika weilt, um in der Ferne mehr zu erwerben, als die Felsen von Capri und seine „fischwimmelnden Meerespfade“ ermöglichen. Wie oft hat man mir Briefe aus Südamerika gezeigt; der Bambino hatte sie in seiner Obhut. — Wie rufen uns solche Züge des heutigen Insellebens auf Capri den Larenkultus der Römer ins Gedächtnis, von welchem Preller*) sagt: „Alles, was die Familie Teures, Heimatliches und an schönen lieben Erinnerungen besaß, was sie in Freud' und Leid bewegte, sowohl die wichtigeren Momente des Tages, als die des Jahres, Geburtstage, Hochzeiten, Sterbefälle, Abreise u. s. w., alles pflegte man diesen Göttern ans Herz zu legen, mit ihnen zu beraten, zu ihnen dafür zu beten und beim Gebete fromme Gaben darzubringen.“ — Ich bin Zeuge solcher Scenen gewesen. Ich sah eine arme Fischerfrau neben der Wiege ihres kranken Knäbleins sitzen, sie fing an zu weinen, als ich nach dem Kinde fragte und erwiderte; „Ho fatto il voto“ und deu- dete dabei auf den Bambino. Vielleicht hatte sie ihm, falls das Kind genesen würde, ein neues Korallenhalsband gelobt. Ich war Zeuge des feierlichen Hauskultus. Wenn die „Kirche“ den Bambino ins Haus schickt, werden Gebete laut und still lispelt man Gelübde. Wenn bei den Römern ein Knabe die männliche Toga anlegte, so weihte er dem Lar familiaris die seither getragene Bulla. Ich habe auf Capri kleine Bilder, bei der Firmelung einem Kinde verabfolgt, neben dem Bambino gesehen. Bei zahlreichen reicheren Familien auf dem Lande und in den Landstädten Campaniens findet in der heiligen Weihnachtsnacht um zwölf Uhr zu Ehren des Bambino eine Feier statt, bei welcher dem Hausvater eine priesterliche Funktion zufällt. Er trägt den „kleinen

*) „Römische Mythologie“, S. 489.

Gott", alle Hausgenossen folgen und in dieser Prozession gelangt der Bambino in den Raum, wo der Presepio (Krippe) meist figurenreich dargestellt ist. Hier legt er denselben in die Krippe. Oft findet dann, wenn die Familie einen geweihten Hausaltar besitzt, durch einen Priester die Messe zu Ehren jenes Lar familiaris statt. Dann aber folgt, wie beim antiken Larenfest, das fröhliche Mahl, bei welchem die Teilnehmer, — „wenn der heitere Priester zum Festmahl nötigt" (Virgil) sich durch die „Gabe des reichen Bacchus erfreuen" (Horaz) und nach und nach sogar in einen „leichtfertigen Taumelsinn" (Horaz) geraten, indem sie bis zum hellen Morgen schmausen, trinken, spielen und tanzen.

Am 10. November 392 erließ der Kaiser Theodosius von Konstantinopel aus ein Edikt, welches die götterfeindlichen Gesetze früherer Zeit an Schärfe übertraf. Dasselbe wandte sich nämlich auch gegen den Kultus der Hausgötter. „Niemand darf an irgendeinem Orte den sinnlosen Götterbildern ein Opfertier schlachten oder seinen Lar durch Feuer, seinen Genius durch Wein, seine Penaten durch Wohlgerüche verehren, oder Lichter anzünden, Weihrauch streuen und Kränze aufhängen*).

Während der gelehrte Kirchenlehrer Hieronymus die Siege des Christentums rühmt und behauptet, daß es in Rom mit den Zeremonieen zu Ende sei und die Tempel des Jupiter leer stehen, sagt er an einer anderen Stelle, daß vor allen Dingen in Rom die Verehrung der Laren fortdaure und man vor den Bildern dieser Hausgötter Lichter aufstelle**). Um dieselbe Zeit schrieb

---

*) Siehe Schultze, „Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidentums", I, 277. Früher hatten sich die christlichen Kaiser nur gegen den öffentlichen Kultus gewendet. Wir fragen hier mit Recht: Wie wollten sie den Privatkultus der Heiden ausrotten, wenn, wie notorisch, die Edikte gegen den öffentlichen so wenig nützten? Siehe Teil I meiner Schrift, erstes Kapitel: Tempel und Kirchen. Aus der obigen Verfügung des Theodosius erhellt, daß man im Kultus der Laren und Penaten Lichter benutzte, wie heute im Kultus der Hausgötter.

**) Schultze, a. a. O., S. 332.

Prudentius in Rom seine christlichen Hymnen, in welchen er von einem angeblichen Sieg des Christentums redet. Im Hinblick auf den von Hieronymus zugestandenen Larenkultus, sowie unter Hinweis auf die Thatsache, daß Rom von dem Schmuck seiner damals noch vorhandenen Götterbilder dem Gotenkönig Alarich eine schwere Summe als Kontribution zahlen konnte, werden die Ruhmesworte des Hieronymus (gestorben 420) und des Prudentius zur Unwahrheit.

Fassen wir das gewonnene Resultat unseres Kapitels kurz zusammen.

Hausgötter sind vorhanden, ihre allgemeine Verbreitung, die Anschauung von ihrem Wirken und dem schützenden Verhältnis zum Hause ist dieselbe, wie im römischen Altertum, wesentliche Stücke des römisch-heidnischen Kultus solcher Untergötter finden sich bis heute vorhanden. Die Kirche, welche vor fünfzehnhundert Jahren weder den Glauben an solche häuslichen Schutzgötter, noch das Bedürfnis, solche zu besitzen, vertilgte, hat eine Zeit lang allerdings gegen jenen Kultus gekämpft, dann aber ihn geduldet, indem sie den Bilderdienst förderte. Schließlich hat sie mit Einführung des Bambinokultus dem Volk einen figürlichen Lar familiaris gegeben und ist völlig (Tieropfer ausgenommen) zum römischen Heidentum zurückgekehrt. Dies ist derselbe Gang, den wir im ersten Teil z. B. in Hinsicht der Orakel nachgewiesen haben.

Zehntes Kapitel.

Der böse Blick.

„Die Zauberei hat noch heutigen Tages bei einem großen Teil der Völker die Oberhand."

Plinius.

„Sieh, wie die Großmama, wie die gottesfürchtige Tante
Hebt aus der Wiege das Kind und Stirn und geifernde Lippchen
Ihm mit dem Finger des Hohns vorher und mit sühnendem Speichel
Weiht, wohlkundig, den Blick neidglühender Augen zu bannen,
Dann auf dem Arm es wiegt und mit Flehen die magere Hoffnung
Jetzt in des Licinus Au'n und jetzt in des Crassus Palast schickt.
‚Mögen zum Eidam den sich König und Königin wünschen,
Mädchen sich reißen um ihn, sein Fußtritt Rosen erzaubern!'
Doch ich lasse die Amme für mich nicht beten; versag ihr's,
Jupiter, wenn sie dich schon anfleht im Feiergewande."

Der römische Satiriker Persius *), ein Zeitgenosse des Nero, führt uns mit obigen Strophen seiner zweiten Satire in eine römische Kinderstube, wo liebende Anverwandte ein schlummerndes Kindlein betrachten und ihm eine Wohlthat dadurch zu erweisen meinen, daß sie dasselbe durch althergebrachte Mittel gegen den Zauber des bösen Blickes schützen. Zwar hat das Knäblein schon ein Amulett, welches ebenfalls dem erwähnten Zwecke dient, aber Großmutter und Tanten denken, daß man in dieser Hinsicht nicht

*) Bereits im ersten Kapitel, S. 29, lernten wir diesen Dichter kennen.

zu viel thun kann. Großmutter also hebt den Säugling aus der Wiege, streckt den Mittelfinger ihrer rechten Hand aus und benetzt mit Benutzung desselben (die übrigen Finger werden eingezogen) Stirn und Lippen des Kindes mit ihrem Speichel. Den Mittelfinger nannten die Römer Finger des Hohnes, weil man denselben als Zeichen der Verhöhnung anderen entgegenhielt. Die Großmutter benutzt denselben, um den Zauber des bösen Blickes zu „verhöhnen“ und demselben ihre Verachtung zu zeigen. Hierauf wünscht sie, daß der Säugling ebenso reich werde als Licinus und Crassus. Der Dichter spottet in den zwei letzten Zeilen über solchen Ammenglauben.

Von den Tagen des Dichters Persius und damaliger Kulturzustände sind wir durch einen Zeitraum von fast eintausendneunhundert Jahren getrennt. Wer sich auch nur wenig mit dem römischen Altertume beschäftigte, weiß, daß der Glaube an Zauberei aller Art während der Kaiserzeit in einem für uns unfaßbaren Grade die Gemüter beherrschte und zwar je länger, desto mehr. Dies riesengroße Gespenst warf seinen Schatten über die gesamte damalige Kulturwelt und drückte wie ein Alp in gleicher Weise Hütten und Paläste *). Als der Kaiser Markus Aurelius, dessen Reiterstatue wir auf dem Kapitol zu Rom bewundern, den Feldzug gegen die Markomannen begann, hielt er für nötig, außer seinem Kriegsheer noch eine andere Schar zu versammeln, nämlich seine Wahrsager, Magier, Beschwörer und Hexenmeister des gesamten Römerreiches. Dies Konzilium, welches seinesgleichen nie vorher und nachher geschaut, sollte Zaubermittel, Beschwörungen 2c. ausfindig machen, um dem Römerheer zum Siege zu verhelfen. Achtzehnhundert Jahre mit allen ihren Umwälzungen äußerer und innerer Art sind seit jenem Hexen-Vereinstag vergangen, aber das Riesengespenst der Zauberei aller Art ist von Süditalien bis zur Stunde nicht gewichen. Würde man heutzutage diejenigen Ein-

*) Verfasser weist zurück auf Teil I, achtes Kapitel: Orakel. Kaiser Al. Severus errichtete in Rom einen Lehrstuhl der Astrologie, Nero betrieb Menschenschlächterei, um seinen magischen Liebhabereien zu fröhnen. (Plinius XXX, 2.) Schulen für Zauberei bestanden in Menge.

wohner des Festlandes und der Inseln Süditaliens versammeln, welche an der Ausübung irgendeines Zweiges der „magischen Kunst“ beteiligt sind, so käme eine zum Erschrecken große Zahl zusammen und würde man alle diejenigen, welche mit oder ohne Überlegung an den Zauber des bösen Blickes glauben, verbannen, so würden Inseln und Festland fast menschenleer werden! — Nur mit dem genannten Zweig der Magie haben wir es zu thun, nur mit einem einzigen der vielen Räume eines Riesenbauwerks, über dessen Portal die Inschrift steht: Zauberei.

Welche Bedeutung im antiken Leben der Glaube an die Wirkung des bösen Blickes hatte, beweisen schon die bekannten Gesetzestafeln der Decemviri *), von denen Bruchstücke erhalten sind. Plinius in seiner Naturgeschichte 28, 2 und 30, 1 bestätigt, daß die Urheber jener Gesetze an solchen Zauber glaubten. Zahlreiche Spuren jenes in antiker Zeit bei Griechen und Römern verbreiteten Glaubens finden wir in der antiken Litteratur und eine Fundgrube in dieser Hinsicht ist das genannte Sammelwerk des Plinius aus dem Anfang der Kaiserzeit. Daß jener volkstümliche Glaube allgemein gebrauchte Redeweisen und geflügelte Worte schuf, zeigt auch die Bibel. In seinem Brief an die Galater (Kap. 3, V. 1) sagt der Apostel Paulus vorwurfsvoll: „O, ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet?“ — Das Wort des griechischen Urtextes (ebáskanen) bezeichnet das Thun desjenigen, der durch den bösen Blick schädlich auf den andern einwirkt. Aus angeführter Stelle folgt nicht, daß Paulus an die Zauber-Wirkung des bösen Blickes glaubte, wir sehen nur, daß er eine allgemein übliche, höchst bezeichnende Redeweise benutzte. Matthäus 20, 15 läßt Christus in einem bekannten Gleichnis den Hausherrn sagen: Siehst du darum scheel, daß ich so gütig bin. Wörtlich heißt es: Ist dein Auge böse? (Ofthalmos poneros). Gemeint ist das boshaft-neidische Auge, dem das Altertum den bösen Blick zuschrieb, dasselbe, was Per-

*) Die „Zehnmänner“ stellten jene Gesetze im Jahre 450 vor Christi zusammen. Wer durch Behexung Schaden ausübte, sollte nach jenen Gesetzen der Todesstrafe verfallen.

sius (siehe oben) neidglühend, tückisch, nennt*). Auch Christus wählte diese ebenso schlagende, als allgemein bekannte Bezeichnung, woraus niemand schließen darf, daß er an die Wirkung des sogenannten „bösen Blickes“ glaubte.

In Süditalien giebt es kaum einen Glauben, der im umfassendsten Sinne des Wortes so volkstümlich wäre wie der genannte. Daß derselbe heutzutage derselbe ist wie zur antiken Zeit, zeigen schon die von demselben geschaffenen Bezeichnungen, welche seit achtzehnhundert Jahren dieselben geblieben sind. Daneben finden sich andere, welche das äußerlich christianisierte Volk selbständig gebildet hat, unabhängig von der lateinischen und griechischen Sprache. Diese selbständigen Ausdrücke sind ein sonnenklarer Beweis, daß das christianisierte Volk klarbewußt jenes Stück des Heidentums festhielt und festhält. Der Leser wird im Lauf unserer Darstellung Wörter und Redeweisen kennen lernen, welche nach ihrem begrifflichen Inhalt in Deutschland gänzlich unbekannt sind und für deren Übersetzung der gesamte Inhalt des deutschen Wörterbuches keinen Vorrat bietet. Ein Beispiel. Das Wort: Jettatore heißt auf deutsch: Werfer und Jettatura heißt: Das Werfen. Was denkt der deutsche Leser sich dabei? Cornu ist das Horn, cornicelli**) sind Hörnchen, fare il, cornu bedeutet: Das Horn machen, Malfa ist das Übel. Soll der Leser diese zum Kapitel des bösen Blickes gehörenden Ausdrücke verstehen, so müssen dieselben durch lange Sätze umschrieben werden. Weil lieb Vaterland die Sache nicht hat, so fehlen ihm auch die Namen. Dasselbe hat aber keinen Grund, das Land der Orangen und Zitronen um jenen Wortreichtum aus dem Reich der Zauberei zu beneiden.

Die zu Anfang angeführten Strophen des Dichters Persius zeigten uns eine dem Leben entnommene Scene in einer römischen Kinderstube vor bald neunzehnhundert Jahren. Wenn wir behaupten: Jene Strophen passen auf eine neapolitanische Kinder-

---

*) Wenn Luther übersetzt „Schalksauge“, Mark. 7, 22 und Matth. 6, 23, so ist eben jenes neidglühende Auge gemeint, wodurch die letzte Stelle voll verständlich wird. Persius braucht den Ausdruck: oculi urentes, d. h. brennende, glühende Augen.

**) Die angeführten Wörter lauten so im Dialekt des Volkes.

stube des Jahres achtzehnhundertneunzig nach Christo, so bittet Verfasser den Leser, welcher vielleicht etwas ungläubig drein schaut, ihn zu einer neapolitanischen Wiege zu begleiten.

Ist's ein Knabe, oder ein Mädchen? So fragen wir die Eltern — **Figlio maschio!** so ruft der Vater, und in seinem Blick liegt beides — Freude über den „männlichen Sohn" und ein leiser Vorwurf für uns, weil wir für möglich gehalten, daß das Kindlein in der Wiege ein Mädchen sein könne. Wäre das letztere der Fall, so würden wir an der Wiege keine besonderen Freudenäußerungen finden und der Vater würde gleichgültig antworten: **Femmena** *) (Dialekt für femina). Vor Jahrtausenden war die erste Sorge römischer Eltern, das neugeborene Kind mit einem Schutzmittel gegen den Zauber des bösen Blickes zu versehen, weshalb man demselben die sogenannte Bulla, ein mit allerlei magisch wirkenden Dingen angefülltes Medaillon umhängte. Jene hießen praebia. Außerdem umhängte man das Kind mit den sogen. crepundia, allerlei zierlichen Kleinigkeiten **). Das neugeborene neapolitanische Kind erhält zu demselben Zweck und in derselben Weise die Borsetta, worin sich allerlei zierliche Dinge befinden, z. B. drei kleine Steinchen vom Meeresufer, drei Stücke S a l z, drei Stücklein von einem am Palmsonntag geweihten Palmzweig und — — man staune — — drei Kupfermünzen, aber f a l s c h e! So ist's bei der Masse niederer Stände in Stadt und Land allgemeine Sitte, irgendein Amulett aber erhalten die Kindlein in allen Ständen, kostbare in den höheren, geringe in den ärmeren, sei es auch nur ein vom Priester geweihtes Täschchen mit dem Bilde der Madonna, im Atrium einer Kirche des Mercato käuflich, Stück für Stück zehn centesimi. Es ist der Mutter strenge verboten, das Kind vor der Taufe zu küssen, bis dahin heißt es: das Kind ist kein Christ, d. h. es ist kein Mensch. Man sagt auch: Es ist ein Tier. In Griechenland sagt man von dem un-

---

*) Die Anschauung des antik-hellenischen Lebens über die Inferiorität der Frauen finden wir im heutigen Süditalien wieder. Siehe hierüber den dritten Teil.

**) P r e l l e r, „Römische Mythologie", S. 579.

getauften Kinde: Es ist ein Drache. In den ersten Lebenstagen ist das Kind bösen Einflüssen ganz besonders ausgesetzt, die Taufe geschieht daher baldmöglichst. Vor Jahrtausenden ward ein Kind am achten oder neunten Lebenstage mit seinem Namen versehen, nach derselben Frist geschieht jetzt die Taufe, bei der bekanntlich von der römischen Kirche auch Salz benutzt wird. Salzstücklein fanden wir vorhin auch in der Vorsetta, dasselbe ward schon vor Jahrtausenden bei allerlei magischen Handlungen benutzt*). Die Taufe ist in den Augen des Volkes eine gegen böse Einflüsse magisch wirkende Handlung, und erst nach derselben giebt die neapolitanische Mutter ihrem Kinde den ersten Kuß.

Das römische Altertum stellte an die Wiege des Kindes, je nach der Entwickelung des Neugeborenen, sorgende Untergottheiten**), namentlich die Dea Cunina, welche das hilflose Wesen vor dem bösen Zauber behütete***). „Glaubt nicht, daß sie verschwunden sind, die Götter dieser Fluren!“ Sicilien, einst an Göttern und Göttersagen so reich, ist nach seiner Christianisierung in beiderlei Hinsicht nicht ärmer geworden. Dasselbe Bedürfnis, einen überirdischen Schutz für das Wiegenkindlein zu besitzen, dieselbe Phantasie, welche die Gestalt jener Dea Cunina schuf, hat auf Sicilien ihr geschäftiges Wirken nicht eingestellt. Der dortige Volksglaube nämlich redet von weiblichen Hausgottheiten, welche jener Wiegengöttin entsprechen. An verschiedenen Orten jener sagenvollen, an Wundern der Natur und Geschichte so reichen Insel nennt man sie verschieden: Die schönen Herrinnen, die Patrone des Hauses, die Frauen des Hauses, die Frauen des Ortes, am meisten üblich ist

*) Wenn heutzutage eine Familie in Sicilien in ein solches Haus einzieht, in welchem es „nicht geheuer“ ist, so wird zuerst ein Kruzifix und ein Gefäß mit Salz hineingestellt. Pitré, „Biblioteca“, XVII, 183. — Am Schluß dieses Kapitels kommen wir auf das Salz als Zaubermittel zurück.

**) Der Deus Vagitanus öffnete den Mund des Kindes zum ersten Schrei, Dea Rumina sorgte für die erste Nahrung, Dea Nundina übernahm Sorge für das Kind am neunten Lebenstage, Potina und Educa besorgten die Entwöhnung, Ossipago befestigte die Knochen u. s. w.

***) Preller, „Römische Mythologie“, S. 578.

die Bezeichnung Le Donne di fuora, die Frauen von draußen. Wir sind ihnen bereits im neunten Kapitel begegnet. Wie eine Dea Cunina sind sie um das Wohl hilfloser Säuglinge besorgt, nur erwarten sie, daß die Mütter ihnen, diesen mildthätigen Halbgöttern, Ehre erweisen. Das erwarteten, wie wir immer wieder hervorheben, alle antiken Gottheiten, vom Zeus bis zum Haus-Lar, von der Juno bis zur Cunina. Jene „Donne“ sind mit wenig zufrieden, mit einer Anrede, einer lauten Anerkennung oder Anrufung. Uralte Formeln dieser Art sind vorhanden, eine Generation lernt sie von der anderen. Ammen und Mütter versäumen nicht, sie anzuwenden, und wenn das Kind kränkelt, wenn ihm das Gedeihen fehlt, so fürchten sie, den „Donne“ nicht die nötige Ehre erwiesen zu haben. Wenn man also das Kind in die Wiege legt, oder aus derselben herausnimmt, wendet man sich an jene Gottheiten. Man sagt dabei z. B.: Mit Erlaubnis der Herrinnen (Dialekt: Cu licenzia di Lor Signure), und meint dann jene Donne di fuora *).

Die antiken Gottheiten bei der Wiege sind nicht verschwunden, das beweist mit noch größerer Klarheit das heutige Griechenland.

Die Litteratur des antiken Griechenlands beweist, daß die damalige hellenische Welt in dem Glauben an eine gütig waltende Vorsehung der Götter, denen die Wiege eines Kindes nicht zu gering war, Herzenstrost und Herzensfrieden fand. Dieser tröstliche Glaube aber geriet oft in herben Streit mit einem anderen, der einen dunklen Schatten auf jenes trostvolle Glaubensleben warf, wir meinen den Gedanken eines dunklen, nach seinem Wesen undefinierbaren, unerbittlichen Schicksals, welches als Heimarmene (Bestimmung) bezeichnet und als die Moera personifiziert wurde. Äschylos in seiner Tragödie Philoktet (V. 1466) redet von der „großen Moera“, der alles beherrschenden Gottheit. Gewöhnlich tritt sie in dreifacher Gestalt auf. Drei Weiber, Töchter der Nacht, Klotho, Lachesis und Atropos sind es, welche den Faden des Menschenschicksals anknüpfen, wenn das Menschenleben beginnt, ihn fortspinnen und endlich abschneiden. Jede der

*) Pitré, „Biblioteca“, XVII, 173.

drei genannten hatte eine dieser drei Thätigkeiten. — Großartig ist die Schilderung, welche uns Plato in seiner Schrift von der Republik von diesen geheimnisvollen „Töchtern der Notwendigkeit“ giebt. Gehüllt in priesterliche, weiße Gewänder sitzen sie auf Thronen, leise spinnend, und dabei von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft singend, den Nornen der nordischen Göttersage zu vergleichen. Diese Moeren, von den Römern bekanntlich Parcae genannt, leben im heutigen Griechenland bis auf den heutigen Tag.

Vor mir liegen Briefe aus Griechenland, geschrieben von einem Freunde, der lange dort weilte. Der eine ist datiert Athen, 23. März 1886. Ich citiere daraus folgende Stelle: „Auf Schritt und Tritt habe ich mich in Griechenland davon überzeugt, daß ein Kultus, den man ‚christlich‘ nennt, in der gesamten religiösen Volksanschauung keine wesentlichen Änderungen erzeugt, vielmehr alles beim alten gelassen hat. Hat das Volk doch sogar die antiken Parzen nicht vergessen, welche im häuslichen Religionsleben eine wichtige Rolle spielen und denen man den Olymp als Wohnsitz zuweist.“ Diese Nachricht ward mir später vollauf bestätigt durch B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen. Aus dem fünften Abschnitt (S. 210 ff.) citiere ich wörtlich das Nachstehende: „Die hellenischen Moeren beschäftigen die Phantasie des Volkes, insbesondere die der Frauen, noch heutigen Tages sehr lebhaft. Der Name ist derselbe geblieben. Die Moeren treten, wenn überhaupt in der Mehrzahl, fast immer zu dreien auf. Das Volk stellt sich diese Schicksalsmächte noch heute als alte, runzelige Frauen vor, schreibt ihnen aber, wie es scheint, zugleich die dämonische Fähigkeit der Verwandlung zu. Nach einem in Griechenland weit verbreiteten merkwürdigen Spruche zu schließen, welchen ich weiter unten anführen werde, wird der Gipfel des Olympos als Wohnung der Schicksalsgöttinnen angesehen. Ihre Thätigkeit entfalten die Moeren vor allem bei der Geburt des Menschen. Kurze Zeit nach der Geburt eines Kindes, nach der verbreitetsten Annahme in der dritten Nacht darauf, finden sie sich an dessen Lager ein, um ihm sein Lebenslos zuzuteilen. Es wird in der Regel angenommen, daß jede der drei Moeren eine eigene Willensmeinung inbetreff des

Neugeborenen ausspricht, und daß entweder die Bestimmungen aller drei in Erfüllung gehen, oder nur die der einen, nämlich der zuletzt sich äußernden, gilt. Im epirotischen Zagori ist jeder von ihnen ein besonderes Amt zugewiesen: die eine bestimmt die Lebensdauer des Kindes, indem sie ihm den Faden spinnt, die andere verleiht ihm Glück, die dritte Unglück. Nicht selten hadern sie untereinander, bevor sie die endgültigen Sprüche thun, zumal die beiden letzteren, die ja ihrer Natur nach Gegensätze sind, und gar manche Wöchnerin oder Wartfrau will in stiller Nacht ihre verworrenen, unverständlichen Stimmen vernommen haben; schließlich aber vereinigen sich die Schicksalsmächte und je nachdem die Kalmoera oder die Kakomoera die Oberhand behielt, gestaltet sich das Lebenslos des Kindes glücklicher oder unglücklicher. Die Moeren schreiben nach dortigem Glauben ihre Beschlüsse auf die N a s e des Säuglings, und die kleinen Blütchen und Hautausschläge, welche an dieser Stelle bei Neugeborenen erfahrungsgemäß sich öfters zeigen, werden hiervon abgeleitet. In den Tagen, da der Besuch dieser Wesen in Aussicht steht, pflegen ihnen die Mütter, so oft sie ihrer Erwähnung thun, stets schmeichelnde Beiwörter zu geben. Offenbar geschieht dies in der Absicht, sie zu einem günstigen Spruch zu bewegen. Aus demselben Grunde werden sie in manchen Gegenden Griechenlands sogar mit Speise und Trank bewirtet. So pflegt man auf der Insel Corfu neben den Neugeborenen Wein, drei Schnitte Brot, Zuckerwerk und Geld für die Moeren hinzusetzen. Schon aus dieser Sitte der Bewirtung der Moeren, wie aus dem Gebrauch schmeichelnder Benennungen derselben, läßt sich erkennen, daß das Volk sie, ähnlich wie die Neraiden, für empfindliche, leicht zu reizende Wesen hält. Es scheint die Vorstellung vorhanden zu sein, daß die Moeren die gethanen Aussprüche in einem Schicksalsbuche aufzeichnen. Auf Zakynthos giebt die Phantasie des Volkes der Obersten der Moeren ein solches Schicksalsbuch in die Hand, in welchem Namen und Lebenslos eines jeden Menschen verzeichnet sind."

Das römische Altertum, welches diese hellenischen Moeren übernahm und Parcae (Parzen) nannte, hatte außerdem sogenannte „singende" Geburtsgöttinnen, von denen Augustin de civitate

Dei IV, 11 sagt: quae fata nascentibus canunt et Carmentes appellantur, d. h. welche den Kindern bei der Geburt ihr Schicksal singen und deshalb Carmentes (carmen Lied, Gesang, Zauberspruch) heißen.

Ist im heutigen Griechenland ein Kind zur Welt gekommen, so werden sofort — d. h. wenn es ein Knabe ist — Wünsche laut. Man sagt dann: Möge das Kind am Leben bleiben, möge es Krieger und Kapitän werden, und möge man über ihm Lieder singen *). Man vergleiche hiermit die Wünsche, welche zu Anfang dieses Kapitels in den Strophen des römischen Dichters angeführt sind.

Kehren wir jetzt zu den Strophen des Persius zurück. Nachdem wir soeben bewiesen, daß sogar die Parzen nicht gestorben sind, wird der Leser nicht staunen, wenn noch ganz andere Dinge bei der Wiege heute vorhanden sind, die sich schon vor Jahrtausenden daselbst befanden.

Persius erwähnt den Speichel, von dem man annahm, daß er ein Mittel gegen die Wirkung des bösen Blickes sei. Im vierten Kapitel des 28. Buches seiner Naturgeschichte giebt uns Plinius eine Reihe von Rezepten, bei denen es sich um jenes seltsame Heilmittel handelt. Speichel dient als Schutz gegen Schlangen, als Mittel gegen Ansteckung durch die fallende Seuche, als Mittel gegen die Bezauberung durch einen Menschen, der auf dem rechten Fuße hinkt, Flechten und Aussatz heilt man durch „nüchternen" Speichel. Plinius fährt dann wörtlich fort: „Kommt ein Fremder zu einem Säugling, oder sieht man ein Kind schlafen, so muß die Amme dreimal ausspeien, wenn auch das Kind durch ein Amulett (gegen den bösen Blick) geschützt ist." Im elften Buch Kap. 45 sagt Plinius, man müsse, um Verzeihung für gewisse Reden bei

*) Wachsmuths kleine Schrift: „Das alte Griechenland im neuen", S. 72. — Das heutige Griechenland steht allerdings nicht unter dem Papst und gehört insofern nicht zur römisch-katholischen Kirche. Trotzdem sind wir vollberechtigt, die dortigen Zustände zur Charakteristik der römischen Kirche zu benutzen. Die Trennung des kirchlichen Orients (griechisch-katholischen Kirche) vom kirchlichen Abendland (römisch-katholischen Kirche) erfolgte erst im Jahre 1054. Die Differenzen sind unbedeutend.

der Göttin Nemesis zu erlangen, den Goldfinger der Rechten mit dem Speichel des Mundes benetzen und ihn hinter das rechte Ohr legen. Von einem Ausspucken als Mittel gegen den Zauber des bösen Blickes handelt auch Theokrit, Idyll 6, 39. Tibullus I, 5.

Dasselbe ist noch heute in Süditalien für denselben Zweck in Gebrauch. Das ward mir vielfach aus Calabrien bezeugt, einem Gebiet, welches nächst Griechenland und Sicilien in hervorragender Weise das Heidentum bewahrt. Dort braucht man den Speichel als Mittel gegen gewisse Hautübel, vor allen Dingen aber gegen den bösen Blick. Dies ward mir bestätigt durch Dorsa, dessen kleine Schrift: La tradizione greco-romana nur Calabrien behandelt. — Dorsa ist Katholik, wie ich hier ausdrücklich bemerke. — Er schreibt S. 123 (und ich bitte dies nachstehende Citat mit den zu Anfang dieses Kapitels angeführten Strophen des Persius zu vergleichen): „Vor uns liegt ein munteres, liebliches Kindlein, ein Angesicht wie Milch und Blut (latte e minio). Eine Frau tritt ein, sieht das Kind mit Staunen, ruft (im Dialekt): Fora affascinu, fora mal' uocchiu, d. h. Fort Bezauberung, fort böses Auge! Dabei spuckt sie dreimal dem Kinde ins Gesicht, und dies thut sie, damit ihre Augen, welche vom dämonischen Einfluß des Staunens erregt sind (eccitati dalla influenza demoniaca della maraviglia) das Kind nicht behexen." — Auch in Campanien, wie ich bei vielseitiger Nachforschung erfahren habe, ist derselbe Brauch keineswegs verschwunden, und noch immer giebt es Ammen, welche nach der Väter Brauch ihre Säuglinge auf dieselbe Weise schützen wie die von Persius geschilderten frommen Tanten.

Die oben erwähnte kalabresische Frau, welche es verhüten will, den hübschen Säugling durch den Blick ihres Auges zu bezaubern, zeigt uns ein neues Element des Zauberglaubens. Man darf einen Gegenstand, vor allen Dingen einen hilflosen Säugling, nicht allzu sehr loben, thut man dies dennoch, so kommt man in Verdacht, ihn allzu scharf und am Ende gar mit dem „bösen" Auge, dem Auge des Neides, zu betrachten*). Diese Anschauung findet

---

*) Martial, der römische Dichter aus der Zeit des Kaisers Domitian,

sich in ganz Süditalien, und es kommt in den kulturfernen Gebieten dieses Landes vor, daß Mütter ihren Säugling den Fremden ungern zeigen. Bemerkt eine Amme, daß man den Säugling in verdächtig scharfer Weise betrachtet, so spuckt sie dreimal aus, dasselbe thun Frauen an der Schwelle eines Zimmers, in welchem eine Wöchnerin liegt, welche sie besuchen. Auch dies bezeugt ausdrücklich Dorsa in Beziehung auf Calabrien (S. 124).

Wir wollten beweisen, daß die Strophen des Persius auf eine dem neunzehnten Jahrhundert angehörende Kinderstube passen und glauben, unsere Aufgabe gelöst zu haben. Was wir zuletzt über den Neid bemerkten, führt uns nunmehr auf eine Untersuchung über das Wesen des bösen Blickes.

Vor dem Neid der Götter, welche dem allzu üppigen Gedeihen menschlichen Glückes entgegentreten, empfand Polykrates, wie wir aus Schillers bekannter Ballade wissen, ein Grauen. Ein Abbild des feindlichen Götterneides zeigt uns das hellenisch-römische Altertum in jenem Neide der Menschen, welcher unheilvoll aus dem Auge desselben blitzt und schädlich wirkt, wie der Blick eines Basilisken. Eine leise Erinnerung an diese antike Vorstellung ist die deutsche Redeweise: Er sah mich an mit giftigem Blick. Wie das Altertum an das Vorhandensein des Basilisken glaubte, so war dasselbe überzeugt von der Zauberwirkung, welche vom Blick des Auges ausgeht, dieses wunderbaren Organes, welches auch in unserem Jahrhundert dem Forscher ein vielseitiges Geheimnis ist, aber vor Jahrtausenden ungleich mehr ein Mysterium war. Auch von der Zunge konnte, wie wir bereits andeuteten, unheilvolle Zauberwirkung ausgehen. Wenn die Alten von der Mala lingua redeten, so meinten sie etwas ganz anderes, als wenn wir sagen: Eine böse Zunge. Wenn jemand etwas allzu sehr lobte, so ging nach antikem Glauben eine magische Schadenwirkung aus, was ein römischer Dichter mala lingua fascinare (mit schädlicher Zunge bezaubern) nennt. Wer allzu sehr gelobt wurde, drehte das Angesicht zur Seite (Plinius, Naturg. VII, 2), nicht etwa aus Be-

---

sagt Buch VI, 29: Quicquid amas, cupias, non placuisse nimis. Was du auch liebst, wünsche stets, daß es nicht allzu sehr gefällt.

scheidenheit, sondern um sich vor der mala lingua zu hüten, wie vor einem Pfeil. Viel mehr als die Zunge vermochte der Unheilzauber des Auges. Dabei müssen wir, um die antike Vorstellung von solcher Schadenwirkung zu erklären, bedenken, daß das Wort „Zauber" (Magie) dem antiken Menschen einen maßlosen Horizont öffnete. Was vermochten die Zauberer mit ihren Beschwörungen! Eine berüchtigte Zauberin Canidia, welche zur Zeit des Augustus lebte, sollte imstande sein, durch kräftige Bannsprüche Sterne vom Himmel zu ziehen (Horaz, Epode 17), Zauberworte zogen Früchte von den Feldern (Tibull, Buch I, Eleg. 9). Meinte man doch, mit Zauberworten der Etrusker die Blitze zu beherrschen und mit geheimnisvollen Formeln sogar Götter zu bannen *). Der Mensch, solcher Dinge fähig, besitzt, so dachte das Altertum, eine geheimnisvolle Macht ganz besonders im Auge. Plinius (Buch VII, Kap. 2) schreibt mit Berufung auf zwei griechische Schriftsteller: „In Afrika soll es ein Geschlecht der Menschen geben, welche durch ihr Lob Bäume vertrocknen und Kinder töten. Bei den Triballern in Illyrien sollen solche sein, welche durch ihren Anblick bezaubern und diejenigen töten, welche sie lange und sonderlich mit zornigen Augen ansehen. Merkwürdigerweise haben dieselben in jedem Auge zwei Äpfel. Cicero lehrte, daß alle Weiber dann schädliche Augen besitzen, wenn sie einen doppelten Augapfel haben" **). — Es gab also nach antiker Anschauung solche Menschen, welche durch besondere Naturanlage dieses schädliche Auge besaßen, und solche waren natürlich zu fürchten wie ein Basilisk; dabei aber ward angenommen, daß bei einem jeden Menschen das Gift des Neides sein Auge in ein „schädliches" verwandeln konnte, so daß auch in diesem Falle ein böser Zauber von solchem Auge ausging. Diese Wirkung richtete sich besonders gegen Kinder, ebenso gegen Tiere,

---

*) Plinius XXX, Kap. 2 erwähnt, Nero habe durch Zauberkünste den Göttern befehlen zu können gemeint. Der Kaiser Septimius Severus benutzte eine reiche Litteratur magischer Geheimweisheit, die er schließlich im Grabe Alexanders des Großen deponierte. Preller, „Römische Mythologie", S. 768.

**) Auch auf der Insel Rhodos sollte ein Teil der Bevölkerung mit doppelter Pupille versehen sein. Ovid, „Metamorphose", VII, Fab. 10.

konnte aber mit heillosen Folgen auch leblose Dinge, Gärten, Früchte ꝛc. treffen. Ovid im siebenten Buch seiner Metamorphosen, Fab. 10, spricht von Augen, deren Blick alles schädigt (ipso visu vitiantes omnia). Virgil in seiner dritten Ekloge läßt einen Hirten sagen: „Ich weiß nicht, welches Auge mir die Lämmer bezaubert“ (fascinat).

Das griechische Wort baskánein bezeichnet das Thun desjenigen, der mit dem bösen Blick eine Person oder Sache bezaubert, das Substantiv lautet: baskanía. Aus diesen Wörtern entstanden die lateinischen: fascināre bezaubern und fascĭnum, die Bezauberung, und diese beiden Ausdrücke hat die italienische Sprache bis heute bewahrt; sie sagt fascinare und fáscino, womit sie dasselbe meint, was obengenannte Wörter der toten Sprachen bezeichnen. Ein affascinato ist ein durch den bösen Blick oder die böse Zunge bezauberter, affascimento ist die Behexung. Dazu kommt: mal' occhio, das böse Auge, eine Übersetzung des griechischen: Ofthalmos poneros oder báskanos.

Süditalien, welches, wie wir gleich sehen werden, das Dogma vom bösen Blick selbständig weiter bildete, hat aber auch seine eigentümlichen Bezeichnungen gebildet und sich vom Latein emanzipiert. Im Neapolitanischen braucht man das Wort: Jettatura, d. h. die Thätigkeit des Werfens. Das Auge wirft verderbliche vergiftete Blicke, wie Spieße, auf eine Person oder einen Gegenstand. Derjenige, welcher mit seinem Giftblick behext, vor allem derjenige, welcher diese Naturgabe besitzt, heißt ein Jettatore (Werfer), dasjenige, was von dem Auge ausgeht, heißt Malía (malum das Schlimme).

Die Anschauung, welche das Altertum hegte, hegt auch die Jetztzeit: Ein jeder kann durch das Gift des Neides zu einem (um neapolitanisch zu reden) Jettatore werden, dabei aber giebt es eine besondere Klasse von Menschen, welche die wenig beneidenswerte Naturgabe des bösen Auges besitzen. Es giebt also zwei Arten der „Jettatura“, eine allgemeine und eine besondere, erstere mehr verborgen, letztere offenbar. Mehr oder weniger haftet der Glaube an die Jettatura in jedem Süditaliener, wenn auch nicht ein jeder seine Überzeugung in gleich nachdrücklicher Weise aus-

spricht. Mancher sagt: Ich respektiere die Jettatura, wenn ich auch nicht daran glaube. In gutes, ehrliches Deutsch übersetzt heißt dies: Ich bin fest davon überzeugt! Die Förderung, welche das Dogma vom bösen Blick im Gebiet Neapels erfahren hat, besteht darin, daß dasselbe zu einer Art von Wissenschaft ausgebildet worden ist. Letztere betrifft die „Jettatori“, noch mehr die Mittel gegen die Jettatura. Fassen wir beides näher ins Auge und versuchen, einen Katechismus der Jettatura zusammenzustellen.

1) Der Jettatore. — Wie die Römer gewisse Wochentage als unheilvoll (Dies atri) bezeichneten, so gelten in ganz Süditalien und Sicilien Dienstag und Freitag allgemein als unglückbringend, ebenso unter den Monaten der März. Unter den Tieren war nach römischer Vorstellung der Basilisk*) ein Unglücksbringer, auf Sicilien steht ihm die Kröte mit schädlichem Blick nicht nach. Wenn es nun unheilbringende Tage, Monate, Tiere giebt, wenn unter den Pflanzen Giftträger sind, warum nicht auch unter den Menschen? Wenn der Mond nach der Lehre des römischen Arztes Galenus unter Umständen schädliche Einflüsse ausübt, warum nicht auch ein Mensch? Wenn die weisen Männer des Altertums, z. B. der grundgelehrte Plutarch, Zeitgenosse des Trajan, Inhaber hoher Staatswürden, an die „Jettatura“ glaubte, warum sollten wir die letztere, wenn sie auch viel Geheimnisvolles enthält, abweisen? — So philosophiert ein Verteidiger der Jettatura, N. Valletta, ein neapolitanischer Staatsmann, der als Philosoph des Mal' occhio bezeichnet werden kann. Wir bieten dem Leser das Obige als Probe seiner Philosophie, hoffend, daß dieselbe genügt.

Mir ist bei Unterredungen mit einfachen Leuten aus dem Volk (Fischern) die höchst bemerkenswerte Erscheinung entgegen getreten, daß dieselben, wenn sie von allerlei Zauber erzählten, mir, dem Ungläubigen, zur Bekräftigung entgegen hielten: Das steht alles in griechischen Büchern geschrieben**)! — Kürzlich sagte mir

*) Plinius, „Naturgeschichte“, S. 29, Kap. 4. „Man sagt, daß der Basilisk einen Menschen tötet, wenn er ihn nur ansieht.“

**) Eine Erinnerung an den griechischen Ursprung Neapels, von dem das Volk (d. h. die Volksmassen niederer Stände) nichts weiß.

ein Fischer, dessen Barke ich benutzte, im Dialekt: M'ann attacat'a rēzz. Er hätte sagen sollen: Mi hanno attacato la rete, d. h. Man hat mir das Netz angebunden. Dieser unverständliche Satz ward mir klar, als ich bei weiterer Nachfrage erfuhr, daß man durch jettatura das Netz bezaubert und dadurch einen Fischfang verhindert habe. Auf meine Frage erhielt ich die zögernde Antwort, es gäbe ein Weib (a femmena), welches allgemein in diesem Stadtquartier sospetta (verdächtig) sei, ich könne dasselbe sehen, wenn ich am selbigen Tage bei der letzten Messe in der Kirche der St. Anna sein werde. Freund Fischer sagte mir, er werde dann in der Nähe der aqua santa (Weihwasser) jener Kirche sich aufhalten. Ich stellte mich zur angegebenen Zeit ein, traf meinen Freund Fischer sofort, der mich etwas seitwärts zog und dann hinter einer alten Frau still stand, auf die er mit einem Finger deutete, worauf er sich entfernte. Ich behielt die bezeichnete im Auge, konnte aber erst dann, als alle Anwesenden die Kirche verließen, ihr Angesicht sehen. Von dem üblichen Kopftuch etwas verhüllt, zeigten sich die runzeligen Züge einer Sechzigjährigen und rot unterlaufene Augen, letztere nach der südlichen Volksanschauung ein verdachterregendes Zeichen. In allen älteren Stadtquartieren Neapels giebt es Weiber, die man als solche betrachtet, welche man im Süden „fattuchiere“ *) nennt. Es sind solche Weiber, welche nicht nur durch Jettatura Schlimmes, sondern auch durch andere Zaubereien Gutes wirken können. Von diesen Weibern ward mir vielfach versichert, daß sie die Kirche nur mit etwa fünf Schritten betreten, nämlich nur bis zum Weihwassergefäß **).

Soeben lernten wir eine Jettatrice kennen, also eine mit der Naturgabe der Jettatura versehenes Weib. Ausführlich beschreibt

---

*) Man könnte übersetzen: Macherinnen. Das Wort stammt sicherlich von fare, machen, thun.

**) Ein Fischer von St. Lucia in Neapel erzählte mir von dem wohlthätigen Wirken des Auges das Folgende. Zwei junge Fischer, von Eifersucht entflammt, gingen mit Messern auf einander los. Aber — — Wunder erzähl' ich — — eine alte Frau saß dabei, blickte scharf auf die Streitenden, und siehe da — keiner traf den anderen. Das hat mit ihrem Auge das alte Weib gethan! — —

der Neapolitaner und Sicilianer den Jettatore, diesen Mann, der das Unglück hat, ein Basilisk in Menschengestalt zu sein und Unheil zu verbreiten, wohin er kommt. Seine Gestalt, sein Angesicht flößt Widerwillen ein, denn er hat kleine Augen, einen langen Hals, düstere Augenbrauen, eine scharfe Nase, hinkt zuweilen, die Gesichtsfarbe ist gelb, die Gestalt mager. Man warnte, wie Plutarch erzählt, den Cäsar vor einem gewissen Galba, weil er sehr dick sei. Cäsar antwortete: „Man braucht sich nur vor den Mageren zu hüten". — Daß nun die Naturgabe des bösen Blickes jedesmal in der bezeichneten Weise sich äußerlich bemerklich und erkennbar macht, ist keineswegs notwendig, vielmehr sehen die Jettatori oft ebenso aus, wie anständige Menschenkinder. Der unheimliche elektrische Rochen ist auf den ersten Anblick nicht von den Fischen seiner Art zu unterscheiden, und gewisse Giftpflanzen blühen ebenso schön, wie andere. Auch schützt der Beruf nicht vor jener Naturgabe der Jettatura, sogar im Stande der Geistlichkeit giebt es Jettatori, also Männer, welche durchaus schuldlos an dieser ihrer unheilvollen Naturgabe sind. Es ist kein Geheimnis, daß sogar Papst Pius IX. vielfach als Jettatore bezeichnet wurde. Bischof Landulf von Capua, der vor reichlich tausend Jahren lebte, hielt sogar jeden Mönch ohne weiteres für den Inhaber des malocchio *).

Die heillosen Wirkungen, welche ein Jettatore — auch wider seinen Willen — durch den Zauber des malocchio ausrichtet, sind unberechenbar und deshalb verschieden, weil der eine größere Zauberkraft besitzt, als der andere. Manche Jettatori sind in ihrem Fach. als basiliskenartige Unglücksraben, Spezialisten, indem die einen mehr den Menschen (namentlich den Kindern), andere mehr den Tieren, andere mehr den leblosen Dingen Schaden zufügen. So kann jemand nach und nach in den Ruf kommen, ein Jettatore zu sein, und dieses Volksurteil kann es dahin bringen, daß er allgemein gemieden wird, wie einer, der die Pest verbreitet. Im

*) „Wenn du ein wenig meine Art verstehst, muß dir die Möncherei zum Ekel werden." So schrieb und dachte Fra Benedetto, ein Freund des Hier. Savonarola.

Volke gehen Erzählungen über alte und neue Jettatori von Mund zu Mund, im Volkslied begegnen uns kürzere und längere Andeutungen, wie bei den Römern in den Dichtungen des Virgil und Tibull, bei den Griechen z. B. in den Idyllen des Theokrit. Wie die Kinder in Deutschland von der Schreckgestalt des Ruprecht und seiner Rute erzählen, so berichtet das Volk Süditaliens (Gebildete und Ungebildete, Alfabeten und Analfabeten) von den Jettatori. Pitré*) erzählt von mehreren Geistlichen Siciliens, die im genannten Rufe stehen. Man meidet die von solchen celebrierte Messe, man flieht ihre Predigt, man erwidert ihnen keinen Gruß. Man erzählt von den verunglückten kirchlichen Funktionen des einen, von niederstürzenden Kronleuchtern, von brennenden Vorhängen u. s. w. Von dem anderen ist allgemein bekannt, daß niemand sich von ihm trauen oder sein Kind taufen und seine Toten bestatten lassen will. Als Pitré sich in Gesellschaft dieses Geistlichen öffentlich auf der Straße zeigte, ward ihm von einem Freunde die Drohung, er werde jede Beziehung zu ihm abbrechen, falls er (Pitré) diesen Jettatore in seiner Nähe dulde. — Es giebt auf Sicilien eine Eisenbahnstation, deren Namen der Kondukteur nur leise nennt, denn dieser Name ist zugleich derjenige des berühmtesten Jettatore der letzten fünfzig Jahre. Wer diesen so tief im südlichen Volke seit Jahrtausenden eingewurzelten Wahn aus eigner Anschauung kennen gelernt, der findet nicht unglaublich, was Pitré Seite 249 erzählt: „In der Campagna, einen Kilometer von einer Stadt, die ich nicht nennen will, liegt ein armseliges Haus, dem sich niemand nähert. In demselben nämlich liegen die sterblichen Reste jenes Mannes (des zuletzt erwähnten Jettatore), welcher in jenem Orte, nachdem er Palermo verlassen hatte, starb. Durch eine Reihe von Umständen, die eine wirkliche Odyssee bilden, liegen die Gebeine desselben bis jetzt unbegraben. Man darf sie nicht ins Dorf tragen, denn dessen Bewohner wollen sie nicht haben, man darf sie nicht nach Palermo bringen, denn die Regierung widersetzt sich unter Berufung auf irgendeinen Paragraphen der Sanitätsverordnung.“ —

*) „Biblioteca“, XVII, 248—249.

2) Die Zauberwirkung. Wir citierten oben eine Stelle aus der dritten Ekloge des Virgil, in welcher ein Hirte über seine durch den bösen Blick behexten Lämmer trauert. Nicht weit vom sogenannten Grabe des Virgil in Neapel*) befindet sich das Grab des Dichters Sannazáro, den seine Zeitgenossen den zweiten Virgil nannten. Er ist von Virgil durch einen Zeitraum von mehr als 1500 Jahren getrennt. Wie sehr die Volksanschauung in Hinsicht des bösen Blickes während jener fünfzehn Jahrhunderte unverändert dieselbe geblieben, zeigt eine Stelle im dritten Buch der Arcadia, wo Sannazáro sagt: Guarda i teneri agnelli dal fáscino dei malvagi occhi degli invidiosi (hüte die zarten Lämmer vor der Bezauberung der bösartigen Augen der Neidischen). Seit Sannazáro sind dreihundert Jahre verstrichen, und wieder ist alles beim Alten geblieben. Symmachus, Präfekt von Rom, derselbe, den wir zu Anfang unseres achten Kapitels kennen lernten, schrieb vor fünfzehnhundert Jahren (Buch I, 13): Nullo fascino felicitas publica mordeatur, d. h. möge durch keinen Zauber des bösen Blickes das öffentliche Wohl geschädigt werden. Dasselbe wünscht heutzutage jeder Süditaliener in Hinsicht seines eigenen Wohles, sowie desjenigen der Seinigen. Darum hütet er sich durch alle Mittel gegen das, was er Jettatura nennt.

Der Süden hat einen Reichtum an Wörtern, wenn er größeres oder kleineres Unglück bezeichnen will, z. B. Guài, sventura, malanno, disgrazia. Alles, was diese Wörter möglicherweise bedeuten können, tritt ein, wenn ein Unglücksrabe, ein menschlicher Basilisk erscheint, seine Nähe bringt guái aller Art, wie die heillose Berührung der Zauberin Circe, von der Homer erzählt. Zahllose Geschichten habe ich vernommen von Unglück im Hause, wenn ein Jettatore dasselbe betritt, wenn er gar sich in einer Gesellschaft daselbst befindet. Tritt er an den Tisch, wo Kartenspieler sitzen, so wendet sich das Glück von dem, dessen Karten er betrachtet, der Diener gießt den Damen Suppe auf die seidenen Kleider, Gläser zerbrechen, Kronleuchter fallen. Er stört beabsichtigte Heiraten, er hindert den günstigen Fortgang eines Prozesses, seine

*) Siehe Teil I dieser Schrift, sechstes Kapitel: Auch ein Heiliger.

Schuld ist es, wenn dort ein Kind erkrankt, hier ein Papagei stirbt, dort ein Pferd durchgeht u. s. w. Vor zwei Jahren fand vor dem Schwurgericht in Neapel eine wichtige Verhandlung statt. Plötzlich erhob sich im Publikum ein Gemurmel, dann lauter Lärm, der Präsident rief, läutete, alles vergeblich. Wild ertönte der Ruf: Fort mit dem Jettatore! Im Publikum befand sich ein Mann, der beim Volk als Jettatore gilt. Was hätte der im Tribunal ausrichten können! Durch ihn hätte der Prozeß einen gänzlich verkehrten Verlauf genommen. Also fort mit dem Basilisken! Niemand konnte und wollte ihn schützen, der Jettatore ward vor die Thür gesetzt, das Publikum ward wieder ruhig, der Prozeß ging seinen regelrechten Gang, ein Mörder ward verurteilt und das Publikum hegte die Überzeugung, daß im Beisein des Jettatore der Prozeß mit Freisprechung des Schuldigen geendigt hätte. In Messina lebte bis zum Jahre 1883 ein Mann, dessen Auge so unheilvoll war, daß er sich dadurch ohne seinen Willen ums Leben brachte. Er sah nämlich, auf der Straße gehend, in einen großen Ladenspiegel, schaute scharf hinein und — — war verloren! Der Blick seines eigenen Auges prallte auf ihn zurück, er erkrankte und starb. So erzählt man sich im Volke *). — Obige Tribunalgeschichte aus Neapel, die damals von den Tagesblättern ohne Kommentar berichtet wurde, erinnert an eine ähnliche Volkserzählung im antiken Rom. Eine gewisse Titimia machte durch ihren Blick den Redner Curio wortlos, als dieser gegen die genannte sprechen wollte; was aber die Historie aus Messina betrifft, so ruft sie uns die antike Legende von Narkissos ins Gedächtnis, mehr noch jene Sage von der Entelida bei Plutarch, der es ebenso erging, wie jenem Jettatore in Messina.

3) Die Mittel gegen den bösen Blick. Es hieße ein Buch schreiben, wollten wir hier eine erschöpfende Darstellung bieten. Das Altertum kannte, wie wir sehen werden, einen Reichtum solcher Mittel, das christliche Neapel hat diesen Schatz bereichert und in dieser Hinsicht die Philosophie der Jettatura gefördert. Für unseren Zweck genügt die Übersicht des Wesentlichen, sowie der

*) Pitré, „Biblioteca“, XVII, 236.

Nachweis des Zusammenhanges mit dem antiken Altertum. Vielleicht merkt der Leser schon bei dieser kurzen Übersicht etwas von dem Mühlrad, welches bei einer Häufung unglaublicher Dinge im Kopf herumgeht. Jene Mittel sind verschiedener Art. Im Lauf von zehn Jahren habe ich nach und nach dieselben kennen gelernt und gefunden, daß sich sieben Arten unterscheiden lassen. Es sind zuerst Zauberformeln, dann Amulette zum Schutz der Tiere, ferner eine gewisse Salbe, Schutzmittel für Häuser, Gärten und Felder, Schutzmittel für das Innere der Wohnungen, Zeichen mit den Fingern, endlich Amulette für Menschen.

Zauberformeln. Im zweiten Kapitel des achtundzwanzigsten Buches seiner Naturgeschichte handelt Plinius von der Bedeutung derselben (carmina) im damaligen Volksleben und sagt, daß man sie als Mittel gegen allerlei Zauber anwende. Auch erwähnt er, daß die Römer zu diesem Zweck eine Statue und einen Kultus der griechischen Gottheit Nemesis auf dem Kapitol hatten. Dio Cassius, ein Geschichtschreiber aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. erzählt, daß Caligula, ehe er seinen lächerlichen Triumphzug über die von ihm zwischen Puteoli und Bajae erbaute Brücke ins Werk setzte, den Göttern und dem Neide opferte, damit er nicht vom Zauber des bösen Blickes (Baskanía) zu leiden habe. Bei Opfern wurden jedesmal zauberhaft wirkende Formeln ausgesprochen. Von Formeln gegen Zauberei ist das heutige Süditalien ebenso angefüllt, wie an gewissen Stellen desselben von summenden Stechmücken. Jene Zauberstrophen heißen in Neapel Carmi, in Calabrien und Sicilien Carmu und viele derselben dienen auch, um die Wirkungen des bösen Blickes zu beseitigen (sfascinare, entzaubern). Eine Spezialität, die sich nur in Calabrien findet, ist es, wenn man in Gegenwart eines Säuglings dreimal ausspuckt und dann dreimal ruft: Otto, nove! Hängt dies Zahlenpaar, welches man als Zauberformel benutzt, mit der geheimnisvollen Zahlenlehre des Pythagoras zusammen *)? Eine Anzahl von Be-

*) Pythagoras, geb. 580 vor Christi, lebte lange zu Kroton in Calabrien. Daselbst trug er seine Lehren vor und stiftete seinen Bund. Die Meinung

schwörungsformeln Siciliens hat Borrello in seinen Poesie siciliane gesammelt, Dorsa führt u. a. auch die folgende an, welche der Leser als Probe des calabresischen Dialekts nehmen wolle:

„Eccittinni, affascinu tuttu,
Ca chissu è luoco bruttu,
Ca chissu picciriddu
È assai bruttariddu."

D. h. Geh hinaus, jeder Zauber, denn dieser Ort ist ja häßlich, dieses kleine Kind ist ziemlich häßlich. (Das Kind also, sagt diese Formel, bildet keinen Gegenstand des Neides.) Neapel hat bekanntlich durch seine Maccaroni den Ruf eines Schlaraffenlandes. Zahllose Läden, welche diese neapolitanische Ambrosia feilbieten, welche man mit dem Nektar des Pomi d'oro-Saftes würzt, zeigen an großen Tafeln allerlei Bilder mit Versen, welche letzteren an den Neid und den Blick des Neides erinnern. Da liest man z. B. „Der Neid möge krepieren und das böse Auge dazu". Oder: „Heran, ihr Neider, ihr werdet die Burg nicht erobern". Als Illustration dient ein Bild, etwa eine Mauer mit Kanonen, oder ein Löwe, der Menschen verschlingt. An dem Thor einer Villa bei St. Agatha las ich die Inschrift: Ostium, non hostium (Eingang, aber nicht für Feinde). Gemeint sind die Neider

Amulette für die Tiere. — Das Altertum hatte Zaubernägel, von denen Plinius *) schreibt: „Wenn man einen Nagel an der Stelle einschlägt, wohin ein an der Epilepsie Kranker zuerst das Haupt legte, so soll dies ein Mittel sein, welches jenem Übel abhilft". Als Amulet gegen den bösen Blick werden Nägel in Calabrien heutzutage vielfach den Zugtieren umgehängt **). Würde man alle Amulette, welche sich heutzutage an den Zug- und Lasttieren befinden, auf einen Haufen zusammenbringen, so gäbe es einen stattlichen Berg, denn man kann mit Recht behaupten, daß alle Tiere der genannten Art solche Schutzmittel an sich tragen. Ich habe sie beobachtet in Stadt und Land der verschiedensten

Dorsas ist, daß jene Formel „Otto nove" ein Echo aus der Zahlenlehre dieses großen Philosophen sei.

*) „Naturgeschichte", Buch 28, Kap. 6.

**) Dorsa, Seite 127.

Gauen, auf Inseln und Festland, und gefunden, daß alle Zug- und Lasttiere (ausgenommen Wagenpferde der Reichen, sowie Pferde an modernen Omnibussen und Droschken) Glocken tragen. Glocken trugen einst die römischen Maultiere als Abwehr böser Einflüsse. Diesen bewußten Zweck haben die heutigen Glocken wohl nirgends mehr, aber sie sind da, wie die nach antiker Sitte aufgebundenen Mähnen zwischen den Ohren der gewöhnlichen Droschkenpferde. Man hat andere Amulette, zunächst das kleine Horn, welches man sehr oft unter dem rechten Ohr der stattlichen neapolitanischen Kutschpferde sieht. Es ist dies, wie wir nachher sehen werden, das gewöhnlichste Mittel gegen den Zauber des mal'occhio, auch bei Menschen. Man betrachte die neapolitanischen Droschkenpferde. Wer ihre Naturgeschichte schreiben wollte, dürfte zweierlei nicht vergessen, zuerst den blanken Messingschmuck auf dem Ledergeschirr, dann eine gewisse Art dieser Mähren, welche die Kutscher als cavalli da notte bezeichnen. Man könnte dies mysteriöse Wort (Nachtpferde) dem Leser sicherlich umschreiben: Gäule, welche so geschunden sind, daß sie sich bei Tage nicht zeigen dürfen. Sie alle, fast ohne Ausnahme, mögen sie nun zur Klasse der Tag- oder Nachtgäule gehören, haben irgendein Amulet gegen den bösen Blick. Das sieht man in Gestalt einer Messingfigur auf dem Rücken des Tieres oder am Kopf. Man sieht auf dem Rücken z. B. einen Halbmond, oder eine Hand, oder ein Horn (über diese drei nachher), oder am Kopf kleine Behälter mit dem Bild der Madonna darin. Letzteres freilich selten, das Heidentum überwiegt bei diesen Amuletten! An Ochsen, die vielfach als Zugtiere dienen, an zahllosen Eseln, Maultieren, Pferden sieht man vielfach farbige (rote) Bänder, eine Sitte, die nirgends gewöhnlicher ist, als in Sicilien, wo man diese Bänder nicht nur an Lasttieren, sondern auch anderswo erblickt. Pitré *) bestätigt dies mit folgenden Sätzen: „Wo du gehst, fast immer findest du ein Stück roter Leinwand, Wolle, Baumwolle mit der stillschweigenden Absicht, daß durch dasselbe der malocchio, die Hexerei und andere böse Einflüsse (malefici) entfernt werden". Ob auch dies Amulett

*) „Biblioteca", XVII, 241.

mit dem Altertum zusammenhängt, weiß ich nicht. — So schützt der Mensch das Tier gegen die Jettatura. Wer aber schützt die seufzende Kreatur gegen den Menschen *)? Außer den Amuletten bietet auch die Kirche den Lasttieren durch ihre Zaubersprüche Schutz. Wir werden den großen Tag, an welchem die Kirche sich in die Reihe der gewöhnlichen Zauberer stellt, im dritten Teile kennen lernen.

Eine Salbe. Wir haben dieselbe — den menschlichen Speichel — bereits oben, als wir uns in einer antiken und dann in einer modernen Kinderstube befanden, kennen gelernt. Wie im Altertum wird noch jetzt eine Beschwörungsformel wider den bösen Blick allgemein mit dreifachem Ausspucken begleitet. Despuit in molles et sibi quisque sinus (Tibull Eleg. I, 5). Ein jeder spuckte sich in seinen weichen Schoß. Theokrit Idyll. VI: Damit ich nicht behext würde, spuckte ich mir dreimal in den Busen, wie ich's von der Alten gelernt. — Diese seltsame Salbe ist in Griechenland ebenso Sitte, wie in Süditalien und Sicilien **).

Amulette im Freien. In dieser Hinsicht hatte das Altertum zahlreiche Mittel. In den Gärten stand die aus einem Holzklotz oft sehr handwerksmäßig geformte Figur des Priapus ***), dessen Kultus von Kleinasien nach Rom gedrungen war. Plinius sagt (19, 4), daß Gärten gegen die Bezauberung der Neider „eingeweiht" würden, und daß man sie unter den Schutz der Venus stelle. An den Häusern wurden Fledermäuse mit derselben Absicht festgenagelt. Ich finde bei Plinius (29, 4) folgende Stelle: „Man trägt die Fledermaus dreimal lebendig ums Haus und nagelt sie mit umgedrehtem Kopfe als Amulet ans Fenster". — Ebenso bemerkenswert ist folgende Stelle (28, 10): „Man sagt, ein ver-

*) Siehe Teil I, dreizehntes Kapitel dieser Schrift: Menschen und Tiere.

**) Wachsmuth, S. 33, sagt vom heutigen Griechenland: Auch Anspeien und Beschmieren mit Schmutz hat abwehrende Kraft. Pitré, in der bereits angeführten Stelle, sagt, daß gewisse Beschwörungsformeln gegen die Jettatura von einem dreifachen kräftigen Ausspucken begleitet werden. Er sagt ferner, daß man letzterem einen schon von Dante erwähnten Gestus hinzufügt. Abbildungen des Priapus in: „Antichità di Ercolano", I, 11.

***) Horaz, „Satiren", I, 8.

alteter Schädel eines Wolfes leiste dem Zauber (also auch dem bösen Blick) Widerstand, weshalb derselbe an die Thorwege der Landgüter genagelt werde". Überaus häufig habe ich in den verschiedensten Teilen Süditaliens über den Thüren angenagelte Fledermäuse, anderswo ebenso befestigte Eulen gesehen, in entlegenen Gegenden, z. B. in Apulien, sah ich Hörner von Stieren oder Schädel von Widdern an verschiedenen Häusern, auch an Viehställen. Dies bestätigt Dorsa für Calabrien (Seite 127) und verbindet diese Sitte mit dem Heidentum, indem er sagt, dieselbe sei eine Erinnerung an die Zeit der Tieropfer, nach deren Vollbringung man die Köpfe an Bäumen aufzuhängen pflegte. Ähnliche Amulette für denselben Zweck finden sich überall in Griechenland und Kleinasien, wie uns Wachsmuth*) bezeugt. — In Sicilien finden sich die schon oben erwähnten Bänder auch im Freien, nämlich an Stangen in Gärten, Feldern, an Thüren, Balkonen**). Schon im ersten Teil dieser Schrift erwähnte ich, daß jeder mit Baumanlagen, Blumenbeeten ꝛc. versehene Garten in Neapel in der Regel auch einen Lorbeerbaum habe und zwar, wie mir mein früherer Hauswirt versicherte, zur Abwehr böser Einflüsse, also auch des bösen Blickes. Über manchen Thüren in älteren Stadtteilen Neapels erblickte ich einen Handschuh, von dessen fünf Fingern nur zwei ausgestreckt sind (hierüber nachher), an zahllosen Stellen in ganz Süditalien sah ich an den Thüren gemalte oder wirkliche Hufeisen, endlich zwischen all' dem Heidentum ein vereinsamtes christliches Symbol: das Kreuz. Das Wort maschera, Maske, wird von dem griechischen bereits oben erwähnten Wort baskania hergeleitet und soll die Fratzen bezeichnen, welche das alte Griechenland zur Abwehr des bösen Blickes an den Thüren anbrachte. Man hatte noch eine besondere Art solcher Mittel. Ein Ölzweig, mit Wolle umwunden, mit Feigen, Brötchen behangen, ward an einem Fest des Apollo zum Tempel dieses Gottes getragen und nach dem Fest an der Hausthür befestigt, um Schutz und Segen für das Haus zu wirken. In der Ko-

---

*) „Das alte Griechenland im neuen", S. 62.

**) Pitré, „Biblioteca", pag. 240.

mödie des Aristophanes, „die Ritter“, ruft Demos: „Schert euch vor der Thüre weg, ihr habt mir da den Ölzweig schön verrupft!“ — Diese Zweige erinnern deutlich an die in allen süditalischen Wohnungen befindlichen, am Palmsonntag geweihten Palmenzweige.

Amulette in den Häusern. Als ich anno 1878 in Neapel eine Familienwohnung bezog, war das erste, worauf mein Blick fiel, ein Stück Heidentum, nämlich ein Hufeisen an der Innenseite der Eingangsthür. Auf meine Frage nach dem Zweck dieses Ornamentes gab mir der Hauswirt die Antwort: Una credenza napoletana, — la jettatura! Damals verstand ich den dunklen Sinn dieser Rede nicht, möchte aber fast annehmen, daß jener Biedermann ein Jettatore ist, denn wir erfuhren in dieser Wohnung so viele Dinge, welche man in Neapel „guài“ (Widerwärtigkeiten) nennt, daß wir nach einem Jahre dieselbe wieder verließen. — Das Hufeisen habe ich an zahlreichen Stellen Süditaliens in den Wohnungen wiedergesehen. Noch öfter findet man, namentlich in den Wohnzimmern der Wohlhabenden, zwei mächtige Rinderhörner, die dem Eintretenden allemal sofort ins Auge fallen. Zweifellos stammt dieser Brauch aus antiker Zeit *).

Zeichen mit den Fingern. Welches Zeichen in der römisch-heidnischen Welt üblich war, sahen wir zu Anfang dieses Kapitels. Martial, der Zeitgenosse des Domitian, sagt im 28. Epigramm seines zweiten Buches von demselben Zeichen. Diese Zeichensprache hat man im Lauf der Jahrhunderte in Süditalien nur wenig verändert. Bereits im ersten Kapitel erwähnten wir die neapolitanische Zeichensprache, wodurch sich das Gebiet Süditaliens und Siciliens von dem gesamten übrigen Italien unterscheidet. Wer im Gebiet des einstigen Königreiches Neapel den bösen Blick abwehrt, der macht das Horn (fa il cornu), d. h. er streckt den Zeigefinger und kleinen Finger aus und zieht die übrigen Finger ein. Diese Maßregel, welche oft durch dreimaliges Aus-

*) Auf einem pompejanischen Wandgemälde sieht man die Laren mit Hörnern, dem Zeichen des Segens. Viele bronzene Larenfiguren aus Pompeji tragen ebenfalls das Horn in der Hand, als Zeichen des Heils und Segens.

spucken unterstützt wird, bezieht sich nur auf die rechte Hand. Eine geringe Änderung findet sich in Calabrien, wo man den Daumen und kleinen Finger ausstreckt, die drei Finger dazwischen einzieht. Wenn man in Sicilien „das Horn macht", so wird dabei sogar von Damen der besten Stände eine Formel*) gebraucht, welche in Deutschland kein wohlerzogener Mensch über seine Lippen bringt. Daß die südliche Volkssprache voll ist von gemeinen Ausdrücken, ist eine wahrhaft erschreckende Thatsache, wenn wir aber die Wurzel derselben suchen, so finden wir sie im antiken Leben, dessen Anschauungsweise in dieser Hinsicht bis auf den heutigen Tag nachwirkt und einen Mangel an sittlichem Gefühl voraussetzt, welcher wie eine schroffe Scheidewand zwischen dem deutschen Volke und dem Volke Italiens (speziell Süditaliens) steht. In Griechenland strecken Weiber, welche die Folgen des bösen Blickes beschwören, die fünf Finger der rechten Hand aus, nachdem sie eine lange Formel gesprochen. Wachsmuth, in seiner bereits citierten Schrift, weiß diesen Gestus nicht zu deuten. Wäre er längere Jahre in Neapel gewesen, so wüßte er den Sinn. Es ist das übliche Zeichen der Abwehr, wenn zwei in grimmigem Zorn eine Unterredung führen, zugleich auch das Zeichen der Absicht, den Gegner schlagen zu wollen, es bedeutet den Satz: „Ich will dich!" — Unter den kleinen Bronzefiguren des Nationalmuseums sah ich kürzlich eine Hand mit ausgestreckten Fingern.

Amulette der Menschen. Wir lernen hier ein stattliches Arsenal kennen, größtenteils mit solchen Waffen angefüllt, welche schon vor Jahrtausenden ihre schützende Kraft bewährten. Die Jetztzeit ist nicht ärmer an solchen Amuletten, als die Zeit der Griechen und Römer, vielleicht noch größer, als ehedem, ist die Mannigfaltigkeit. Das Reich der Tiere, Pflanzen und Mineralien leistet dem riesengroßen Aberglauben seinen Tribut**). Von dem Triumphator

---

*) Pitré, „Biblioteca", XVII, 246. Pitré ist geborener Sicilianer. Diese Formel, welche der genannte anführt, läßt sich in deutscher Sprache nicht wiedergeben.

**) Im Nationalmuseum Neapels, ägyptische Abteilung, finden sich eine Menge Figuren, welche den Scarabäus, jenen heiligen Käfer, darstellen. Er diente den Ägyptern als Amulett gegen den mal'occhio.

an, der mit goldgestickter Tunika auf stolzem Wagen in die ewige Roma einzog und dabei die dämonische Wirkung des bösen Blickes fürchtete, bis zum Säugling in der Wiege — jedes Alter, jeder Stand schützte sich durch Amulette. — Heutzutage sind die gebräuchlichsten Amulette die sogenannten Cornicelli (d. h. kleine Hörner), angefertigt aus Korallen, Knochen oder Elfenbein. Kinder tragen sie am Hals, die Erwachsenen fast ausnahmelos an der Uhr. Jenes Wort umfaßt auch andere Gebilde, denn oft sieht man einen kleinen Halbmond, das Symbol der Diana, oft einen Schlüssel, das Symbol der Isis, oft eine Hand mit ausgestreckten Fingern, deren Bedeutung wir kennen. Andere Amulette gegen die Jettatura sind Stücke der Wolfshaut, kleine Tiere, welche man bei Bajae fängt, genannt Seepferde, Calabrien hat einige Spezialitäten, nämlich die Kelleraffel, genannt „das Schwein des St. Antonias“, sowie Pfeilspitzen prähistorischer Zeit, genannt Lettere, Briefe *). Schweinezähne **), schon den Römern als Amulette bekannt, finden sich in Süditalien und Griechenland ***) und da werden sie nebst Knoblauch, Salz, Kohle, Krebsscheren in kleinen Täschchen am Halse getragen. In ganz Süditalien trägt man tausendfältig zu demselben Zweck auch kleine Madonnenbilder. Hier, sowie in Sicilien und Griechenland sind kleine Salzstücke (stets im Verein mit anderen Amuletten meist in den Kleidern getragen) wichtig. Ovid †) belehrt uns, daß man die lucida mica puri salis (ein glänzendes Stücklein reinen Salzes) beim Opferdienst benutzte. Plinius, Buch 31, Kap. 7, sagt ausdrücklich: „Kein Opfer wird ohne Salz verrichtet“. Eine Erinnerung an diese heidnische Anschauung ist es, wenn die römische Kirche das Salz sogar bei der Taufe ††) benutzt, jedenfalls ist sie in dieser

*) Dorsa, S. 126.

**) Friedländer, „Sittengeschichte Roms“, I, 440.

***) Wachsmuth, a. a. O., S. 33.

†) „Fasti“, I, 338.

††) Leider hat die römische Kirche vergessen, daß die Zauberinnen der Griechen und Römer das Salz bei ihren Hexereien benutzten. Von einer solchen lesen wir bei Lucian, dem Satiriker des zweiten Jahrhunderts, im IV. Teil seiner Werke (Hetärengespräche): „Sie, die Hexe, streute Salz ins Feuer“.

Hinsicht nicht originell, eine Thatsache, die wir schon oft nachgewiesen haben. — In Süditalien wird ein Kraut, genannt Ruta, namentlich in Sicilien, als Amulett gegen den Mal'occhio getragen, in Neapel (sicherlich auch anderswo) tragen viele Kinder ein meist aus Silber gebildetes Amulett, welches die Wurzeln jenes Krautes nachahmt und mit denselben den Schlüssel der Isis, den Halbmond der Diana, das Meerpferd von Bajae verbindet. Erwähntes Amulett heißt Cimaruta.

Schlußbetrachtung. Auf Grund unumstößlicher Thatsachen haben wir den Beweis geliefert, daß das Heidentum in der römischen Kirche fortlebt und zwar nicht etwa als ein verkommener, lichtscheuer Aberglaube, sondern als eine öffentliche Macht im Volksleben, in welchem derselbe nicht nur Erhaltung, sondern sogar Fortbildung gefunden hat*). — Dies Heidentum erhebt sein Haupt und wird zu einer schweren Anklage wider die römische Kirche. Die Anklage lautet: Die römische Kirche, welche sich die Erzieherin der Völker nennt, hat fünfzehnhundert Jahre Zeit gehabt, um das in unserem Kapitel dargestellte Heidentum zu vernichten, die Thatsachen aber beweisen, daß in jener Hinsicht alles beim Alten geblieben ist, nicht nur die heidnischen Amulette, sondern auch die Wurzel dieses Zauberwesens, der Glaube. —

Die Anklage lautet weiter: Die römische Kirche, anstatt jenes Stück des Heidentums zu bekämpfen, hat dasselbe bis heute nicht nur geduldet, sondern gefördert. — 1) Sie benutzt beim Sakrament der Taufe als Benediktionsmittel das Salz, welches die hellenisch-römischen Hexen bei ihren Zaubereien anwandten **). 2) Sie besprengt alljährlich im Januar die Last- und Zugtiere mit ihrem Zauberwasser, um sie vor bösen Einflüssen (mal'occhio) zu schützen. 3) Sie giebt dem Volk die mit dem Zaubersegen versehenen Palmzweige, welche als schadenwehrende Mittel gelten.

*) Schultze, „Untergang des griechisch-römischen Heidentums", I, 429, sagt, die Kirche habe solche Dinge dauernd abgewiesen. Unser Kapitel beweist, daß dies wenigstens von Süditalien und Griechenland nicht gilt. Ich bitte zu vergleichen Teil I, achtes Kapitel meiner Schrift: Orakel.

**) In Süditalien wird dem Salz ein wenig feinen Zuckers beigemischt, damit es den kleinen Täuflingen besser schmeckt.

4) Sie besprengt die Wohnungen mit Zauberwasser, damit böse Einflüsse fern bleiben. 5) Sie giebt dem Volke Stücke Weihrauch, Wachs, Reliquien, um dieselben als Zaubermittel gegen den mal' occhio zu benutzen. 6) In Calabrien giebt es Priester, welche das heidnische Zaubermittel des Speichels anwenden, um gewisse Hautübel zu heilen. Das berichtet der mehrgenannte Dorsa, ein Katholik (S. 121 seiner citierten Schrift). In Calabrien kommt es vor, daß Weiber, welche sich an einer Feindin rächen wollen, zu einem Priester gehen, demselben zwanzig (schreibe 20) centesimi zahlen, wofür derselbe zum Hexenmeister wird und dem heiligen Antonio ein „Responsorio" singt, damit die erwünschte Rache auf das Haupt der von jenem Weibe gehaßten Feindin falle. Dies berichtet Dorsa, ein Katholik (S. 122) *).

Diese römische Kirche, welche unter ihrer Herrschaft das reichbegabte Volk Süditaliens so sehr hat verkommen lassen, daß in der Stadt Neapel die Analfabeten noch jetzt fünfundsechzig p. C. der Bevölkerung ausmachen, in Calabrien vielfach achtzig p. C. — — wagt es, sich die Erzieherin der Völker zu nennen.

Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts zeigt die Kirche ein trauriges Schauspiel. Auf der einen Seite vernehmen wir triumphierende Stimmen, welche sagen: Das Heidentum ist besiegt, die Zauberei vernichtet, die Beschwörung hat aufgehört, — auf der anderen Seite Kampfesworte gegen das allseitig vorhandene Heidentum **). Fortwährend ward die Formel bei der Taufe gebraucht, daß man aller Zauberei, Mantik, den Amuletten u. s. w. entsagen wolle, zugleich aber setzte sich das Zauberwesen in der Kirche fort und ward mit den Massen der nur äußerlich Christianisierten daselbst eingebürgert. Heidnische und christliche Vorstellungen mengten sich mit einander zu einem heillosen Chaos. Die im heidnischen Volksleben so wichtigen Amulette, welche vor allen Dingen gegen den Zauber des bösen Blickes dienten, wurden zwar

---

*) Nur einen geringen Teil des heutigen Zauberwesens hat unser Kapitel enthüllt. Der dritte Teil dieser Schrift wird den Leser mit dem Gräuel desselben bekannt machen.

**) Zur Bestätigung verweise ich auf: V. Schultze, a. a. O., I, 309.

immer wieder verboten, allein was nützte das Verbot, da die Kirche nicht den damit verbundenen Glauben ausrottete? — Wir sehen hier dieselbe Erscheinung, welche uns bei der Erörterung über die Orakel *) entgegentrat. Die Kirche, gegen die Amulette der Heiden kämpfend, wandte ein Mittel an, welches ihr einen zwar glänzenden, aber leider nur scheinbaren Sieg verschaffte. Sie gab dem Volke „christliche" Amulette, und wie einst die Heiden ihre Wundermittel hatten weihen lassen, so ward dieser Zauberakt nunmehr von der Kirche besorgt. Dabei vermochten die Organe der letzteren, die höheren und niederen Geistlichen, nicht zu erkennen, daß bei diesem Wechsel die Sache beim alten blieb. Lüge, Wahrheit, Heidentum, Christentum, Götter und Heilige, — dies ward zusammengemischt in jenem Gefäß, welches „die Kirche" hieß. Bisweilen ward der Versuch gemacht, diese Mischung zu beseitigen, indem man diejenigen „Christen", welche sich mit Heidentum befleckten, exkommunizierte, ein Mittel, welches ebenso bequem war, wie die Bedingungen bei der Aufnahme in die Kirche, welches aber unmöglich seinen Zweck, die Herstellung wahrhaft christlichen Geistes und christlicher Erkenntnis erreichen konnte. Im fünften Jahrhundert erhob sich als einsame Stimme eines Predigers in der Wüste Salvianus. Er war Geistlicher in Massilia (Marseille) und scheint vor allen Dingen die Zustände seines Landes im Auge zu haben. Ich habe seine Schrift de gubernatione Dei gelesen und darf sagen, daß ich sie gründlich studiert habe. Er zeichnet uns das Bild der Kirche seiner Zeit in religiöser und sittlicher Hinsicht, ein erschütterndes Nachtbild. Die Kirchenhistoriker unserer Tage sind so ziemlich mit einander darin einig, daß sie dem genannten die Sucht zu übertreiben vorwerfen. Was berechtigt sie zu diesem Urteil? Wir finden auch bei anderen, die vor Salvian lebten, ähnliche Urteile, z. B. bei Chrysostomos. Möglich, daß Salvian sich in einigen Sätzen zu hart ausdrückt, wenn er die Kirche seiner Zeit z. B. eine sentina vitiorum (d. h. eine Kloake von Lastern) nennt, im großen Ganzen hat Salvian recht. Hätten jene Kirchenhistoriker zehn Jahre hindurch die Zu-

*) Siehe Teil I, achtes Kapitel dieser Schrift.

stände in der römischen Kirche Italiens, wie sie heute sind, an Ort und Stelle beobachtet, so würden sie meinem Urteil über Salvianus, sowie über die genannte Kirche zustimmen.

Im sechsten Kapitel des 28. Buches seiner Naturgeschichte sagt Plinius, es sei verboten gewesen, heiligen Handlungen, als Opfern, Gelübden, Gebeten u. s. w. mit gefaltenen Händen beizuwohnen, denn letzteres habe als böse Zauberei gegolten, wodurch jede solche Handlung gestört werde. — Die römische Kirche erklärte dies Verbot für einen Wahn und befahl ihren Angehörigen, die Hände beim Gebet und anderen heiligen Handlungen zu falten. Dies hat sie für die Dauer durchgesetzt. Das Zauberwesen blieb, wie es war, eine das Volksleben vergiftende Macht. Selbst die heidnischen Amulette blieben, und die Kirche, welche so viele Dinge christlich umstempelte, hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Amulette zu christianisieren! Thatsachen sind die Ankläger der römischen Kirche. Das Leugnen hilft ihr nichts, sie versuche, ob ihr das Totschweigen der Thatsachen nützen wird.

Elftes Kapitel.

Der neueste Kultus.

„Turba minutorum Deorum."
„Die Schar der Untergötter."
Augustinus.

Die römische Kirche rühmt sich ihrer Einheit und Einigkeit und es giebt sogar Nichtangehörige dieser Kirche, welche in beiderlei Hinsicht ihre Bewunderung aussprechen. Jene Einheit ist nur eine angebliche, die Einigkeit nur eine scheinbare. Zunächst sollte jeder wissen, daß die römische Kirche mit ihrer sogenannten Einheit den religiösen Mechanismus des antiken römischen Lebens nachahmt. In der Person des Pontifex maximus, dem oberpriesterlichen Mittelpunkt des Staatskultus, stellte sich die Einheit der Religion dar. Dieser Oberpriester hatte die Aufsicht über das überlieferte, in Priesterschulen gelehrte Formelwesen des Kultus, er hatte die höheren Priesterstellen zu besetzen, führte die Aufsicht über die Geistlichen, sowie über die Ausübung des Eherechts und den Kalender und hatte sich fast mehr um bürgerliche, als um geistliche Angelegenheiten zu kümmern. Diese einflußreiche Würde ward seit Cäsar mit derjenigen des Staatsoberhauptes verbunden, der jedesmalige Kaiser war Pontifex maximus. Eine in Pozzuoli gefundene, an einer Wand daselbst befestigte Marmortafel hat die Inschrift: Hadrianus Antoninus Augustus Pius, Pontifex Maximus. Diesen heidnischen Titel, welchen der Kaiser Gratianus im Jahre 384 ablehnte und damit abschaffte, fand der Bischof

von Rom später für sich passend, nannte sich also Pontifex maximus und seine Stellung entspricht der oben beschriebenen des heidnisch-römischen Oberpriesters. Wie dieser repräsentiert er die Einheit der römischen Kirche, führt dieselbe Aufsicht wie jener, greift, wie jener, in bürgerliche Verhältnisse ein, und daß er sich auch mit dem Kalender befaßt, beweist uns Gregor XIII. Der heidnische Pontifex maximus führte auch Verzeichnisse über die mit einem Kultus zu ehrenden Gottheiten, ebenso der christliche Pontifex maximus, welcher die vergötterten Santi in das Verzeichnis der Kanonisierten einträgt. Jener hatte ein priesterliches Personal als Beihilfe, dieser ebenfalls, nämlich seine Kardinäle. Der heutige „christliche" Pontifex maximus möchte nun gerne nach Weise der römischen Cäsaren auch weltlicher Herr sein, aber dasjenige katholische Land, in welchem er seinen Wohnsitz hat, will von dieser Forderung nichts wissen, hat ihm seinen weltlichen Besitz genommen und hört gleichgültig die phrasenhaften Klagen des christlichen Pontifex, der seit zehn Jahren behauptet, daß seine Lage in Rom jeden Tag unerträglicher werde. — Wir sehen also keine Einigkeit, sondern eine bemerkenswerte Zwietracht in der römischen Kirche *).

Mitten in Rom, der von den Päpsten seit Jahrhunderten bewohnten Stadt, ward von Angehörigen der römischen Kirche dem von den Päpsten verfluchten und verbrannten Bruno ein Denkmal errichtet, und während man von der einen Seite gegen dasselbe als einen Frevel protestierte, hat man fast aus allen Städten Italiens Zustimmungsrufe gehört. — Aber vielleicht ist Einigkeit im Klerus? Der niedere Klerus seufzt in Italien unter der Herrschaft des höheren, sieht hungernd auf den reich besetzten Tisch der Prälaten und verkündigt seinen Groll in einem Tagesblatt, welches den Namen Cronaca nera trägt und schonungslos die schwachen Seiten, die Fehler und Laster des höheren Klerus aufdeckt. Ein Teil des Klerus ist stupide und denkt über nichts nach, ein Teil

*) Dante, im neunzehnten Gesang der Hölle, erklärt den weltlichen Besitz der Päpste für die „Mutter des Übels", Leo XIII. dagegen für ein heiliges, göttliches Recht. — Einigkeit kann man dies nicht nennen.

glaubt an nichts, ein anderer ist zelotisch. Also keine Einigkeit! Ist solche im Vatikan? Ehrgeiz, Parteihader, Geldgier führen dort einen beständigen Krieg. Am auffallendsten aber ist der Zwist zwischen Papst und Papst. Klemens XIV. erklärte, daß die Jesuiten den Weinberg des Herrn verwüsten, folglich ihr Orden zu vernichten sei, Leo XIII. hat dekretiert, daß sie treue Arbeiter im Weinberge Gottes seien, weshalb er ihren Orden herstelle. Das ist die Einigkeit in der römischen Kirche. — Auch die Santi dieser Kirche leben nicht in Frieden. Im antiken Leben kämpften die Götter mit einander den Kampf ums Dasein, wobei sich die einen behaupteten, andere in Vergessenheit gerieten. Augustinus in seiner Schrift de civitate Dei, IV, 9 et 11 höhnt über die turba minutorum Deorum (Menge der Götter niederen Grades). Heutzutage würde derselbe große Kirchenlehrer über die turba der Untergötter höhnen, welche im Bereich der römischen Kirche mit einander um das Dasein ringen *), wobei viele vergessen werden, oder überhaupt niemals eine geachtete, einflußreiche Stellung erlangen. Also wieder keine Einigkeit. Es kommt in dem Lande, welchem der Papst angehört, vor, daß die nachbarlichen Schutzgottheiten in argen Streit geraten. Seltsame Dinge geschehen z. B. alljährlich am St. Peterstage in Modica, einer Stadt, nicht weit von Siciliens Südspitze **). Von einem gewundenen Thale aus steigt die Stadt die umgebenden Felsen hinauf und ist durch einen Strom in zwei Hälften geteilt, deren Bewohner sich dadurch von einander unterscheiden, daß die zur rechten des Stromes den St. Pietro, die zur linken aber den St. Georg eifrig verehren. Erstere haben ihr Symbol in Gestalt einer großen päpstlichen Tiara mit den Schlüsseln an einer Felswand als Gemälde angebracht; ähnliches haben letztere gethan; denn auf ihrer Seite erblickt man an einer Felswand einen großen Adler mit dem konstantinischen Kreuz auf der Brust, das Symbol des St. Georg. Am St. Petersabend wird die Tiara mit bunten Laternen glänzend

*) Siehe unser sechstes Kapitel: Die neue Juno; ebenso neuntes Kapitel, sowie zehntes Kapitel.

**) Ich berufe mich auf den Bericht eines Katholiken, des Dr. Pitré, Spettacoli, pag. 327.

erleuchtet, und sobald dies geschehen ist, ereignet sich eine unglaubliche Scene. Die Anhänger des St. Georg kommen in hellen Haufen gezogen, um die Anhänger des St. Pietro zu schmähen, und das Geschrei der Massen dauert den größten Teil der Nacht hindurch. Wird aber am St. Georgstage das Symbol des letzteren erleuchtet, so kommen die Anhänger St. Petri, um die ihnen angethane Schmach zu vergelten. Ähnliche Götterkämpfe gehören z. B. in Campanien nicht zu den Seltenheiten.

Zur römischen Kaiserzeit verdrängte eine Gottheit die andere, sofern neue Kulte von hoher Stelle begünstigt wurden oder durch Bemühung von religiösen Gesellschaften Verbreitung fanden. Herodian in seinen Kaisergeschichten I, 14 erzählt, daß der Kaiser Commodus sich für den Kultus des Herkules interessierte, wodurch seine getreuen Unterthanen sich bewegen ließen, Bilder des Herkules für den Kultus desselben zu erwerben. Von Augustus ist bekannt, daß er dem Kultus des Apollo allgemeine Verbreitung verschaffte, von Severus, daß er den Kultus des Dionysos (Bacchus) begünstigte, während sich Caracalla dem besonderen Schutz des Herkules Alexikakos (d. h. Abwehrer des Übels) anvertraute. Heutzutage macht es die römische Kirche ebenso. Leo XIII. hat durch eine Encyklika den Kultus des St Joseph begünstigt und ähnliche Erfolge erzielt, wie Kaiser Commodus mit seinem Herkules. Ich erfuhr in einem jener zahllosen Läden, wo man die Bilder der untergöttlichen Santi billig kauft, daß die Nachfrage nach Bildern des St. Joseph sich bedeutend vermehrt habe, und als Grund wurde die Thatsache angegeben, daß der heilige Vater (der als Pontifex maximus also ein Nachfolger jenes Kaisers Commodus ist), den Kultus des genannten Santo bevorzuge. Andere Kulte kommen durch Gesellschaften in Schwung, wie zur Römerzeit. Auf diese Weise kam vor einigen Jahren der Kultus der heiligen Fara, die man früher nur in Spanien kannte, in Neapel in Aufnahme, ebenso der Kultus des St. Diego, dessen Statue (Puppengestell im Mönchskleide) vor einigen Jahren in einer Kirche der Strada Medina aufgestellt wurde und zwar mit der Unterschrift: „Patronus gegen Krankheiten“. — Solche Liebhaberei für verschiedene Kulte und verschiedene Heilige deutet nicht besonders auf Einigkeit hin.

Der allerneueste Kultus hat sich nach dem Muster der Bambinoverehrung gebildet und es handelt sich dabei um die Bambina, d. h. um das kleine Marienkind. Wie der Empfängnis, der Verkündigung, der Heimsuchung und der Himmelfahrt Mariä, ist auch eine Reihe berühmter Kirchen der Geburt Mariä geweiht (alla Natività della gran Madre di Dio), weshalb in solchen jedesmal am 8. September, dem Tage Mariä Geburt, die höchsten Festlichkeiten begangen werden. Der Natività della gran Madre ist die Kirche St. Maria del Popolo in Rom geweiht, und in früheren Zeiten pflegte sich dorthin der Papst an jedem 8. September mit großem Pomp zu begeben *). Auch die Basilika St. Maria in Cosmedin zu Rom ist der Geburt Mariä gewidmet, ebenso der Dom in Mailand, welcher die Inschrift zeigt: Mariae nascenti. Stellt man nun das Jesuskind an seinem Geburtsfeste figürlich dar, warum nicht auch das Marienkind an dem seinigen? Wird der Bambino verehrt, warum nicht auch die Bambina? Giebt es einen wunderthätigen Bambino, warum nicht auch eine eben solche Bambina? Man kann sich über den Kultus der letzteren durchaus nicht wundern, muß vielmehr fragen: Warum ward nicht schon längst der Bambinakultus ins Leben gerufen?

Die Heimat des letzteren ist Mailand, wo sich in der Kapelle des Noviziats der Barmherzigen Schwestern eine figürliche Darstellung des Marienkindes befindet, welche seit einem Jahre durch zahlreiche Wunder und Gnaden berühmt worden ist. Die bereits vor hundert Jahren in dem später aufgehobenen Kloster dell' Annunziata aus Wachs gebildete Figur stellt ein in der Wiege liegendes, mit niedlichem Häubchen und weißem Spitzenkleidchen versehenes Mädchen dar, die Augusta Pargoletta (das erhabene kleine Mädchen). Am 9. September 1884 hat sich nun ein Mirakel ereignet, welches darin bestand, daß durch Intercession des erhabenen Mägdleins eine jener Barmherzigen Schwestern, welche dem Tode nahe war, vollständig geheilt wurde. Wie wir dies verstehen sollen, ist freilich schwer zu sagen. Wenn wir hören,

---

*) Am 8. September 1870 begab sich Pius IX. dorthin, ohne zu ahnen, daß dies sein letzter pomphafter Aufzug sein werde.

daß jemand durch Intercession der Maria geheilt sei, so ist der Satz verständlich, sowohl für den, der dies Wunder annimmt, als für den, welcher es nicht anerkennt. Eine Maria Bambina existiert ja aber überhaupt nicht; denn die Maria, welche allerdings ein Kind war, hörte doch auf ein Kind zu sein, und ward zum Weibe und zur Mutter. Wie kann nun jemand durch Intercession eines Wesens geheilt werden, welches überhaupt nirgends existiert? Ohne Zweifel versteht man unter Maria Bambina das genannte Wachsbild, ganz ebenso, wie man unter dem Bambino auch sein Bild versteht, wenn man sagt, jener habe ein Mirakel verrichtet. Allerdings müssen in dem Wachsbilde der Augusta Pargoletta wunderbare Kräfte vorhanden sein weil dieselbe, d. h. die Wachspuppe, unverändert die Farbe behält, welche völlig derjenigen eines Mädchens mit rosigen Wangen entspricht. Ich besitze eine Abbildung jener Wachspuppe, die sich in einer aus Messing gebildeten, von Blumen und Wachskerzen umgebenen zierlichen Wiege befindet. Das Bild trägt die Unterschrift: Wunderbares Bild der Maria Bambina, welche man im Noviziat der Barmherzigen Schwestern zu Mailand verehrt (venera).

„Die Schar der zu jenem Heiligtum wallenden Pilger", so schrieb die Wochenschrift: „Il Popolo Cattolico" am 12. September 1885, „wird immer größer; Personen jeden Standes und Alters stellen sich ein, um die Jungfrau anzurufen. Letzteres geschieht nicht vergebens, und die zahlreichen an den Wänden aufgehängten, oft eleganten und kostbaren Votivgegenstände bezeugen, wie freigiebig in Gunstbezeugungen die kleine Jungfrau ist (Verginella). Namentlich gegen kranke und mißgestaltete Kinder zeigt die heilige Bambina sich huldvoll und giebt sie ihren Müttern völlig geheilt zurück. Auch auf geistlichem Gebiete spendet sie viele Gnaden; viele Familien haben durch sie den Frieden wiedererlangt; viele Seelen empfingen besondere Erleuchtung, kamen zu einer vollständigen Umkehr, zur Überwindung von mancherlei Versuchung. Viele kommen, um für andere, welche Gott fern stehen, zu beten, oder für solche, welche unvorbereitet dem Tode entgegengehen. Maria Bambina erhört solche Gebete gern. Die kirchlichen Autoritäten haben die Gebete während der Novene mit Indulgenzen

versehen, und der Papst (Sommo Pontefice) gewährte gern einen besonderen Segen allen denjenigen, welche während jener Novene der Maria Bambina ihre Verehrung darbrachten.

„Priester, Mönche, Bischöfe, der Erzbischof, der Patriarch von Venedig, begaben sich zu den Füßen des glorreichen Bildes, um den Schutz des himmlischen Kindes (Celeste Infante) anzurufen. Noch umtönen uns die heiligen Lieder, die Ausrufe der Freude, die Worte des lebhaften Vertrauens, welche sich in diesen Tagen in dem Kloster der Jungfrauen des Herrn wiederholten. Auch wir rufen mit Begeisterung: Es lebe die Santa Bambina! Ave, gratia plena."

Ende Oktober 1885 brachte dieselbe Zeitschrift den Bericht eines neuen Mirakels. Seit drei Jahren war die zum bereits erwähnten Kloster gehörige Schwester Sophia Caraffa an einem Nervenleiden schwer erkrankt und hatte von Konvulsionen, welche sie oft tagelang heimsuchten, viel zu leiden. Am 13. Oktober 1885 ward die Unglückliche von besonders heftigen Zuckungen befallen und ließ die Superiorin rufen. Der weitere Bericht lautet wörtlich also: „Die Superiorin näherte sich der Kranken und hielt in der Hand ein wenig Baumwolle, welche mit der Figur (simulacro) der Maria Bambina in Berührung gewesen war. Die Kranke krümmte sich in Zuckungen und fühlte in der Schulter einen heftigen Schmerz. Dorthin legte die Superiorin jene Baumwolle, und siehe da — kaum waren drei Minuten vergangen, da verschwand die Krankheit, und die unglückliche Schwester war völlig geheilt. Nach einem kurzen Schlaf und nachdem sie Speise zu sich genommen, konnte sie das Bett verlassen und war imstande, nach drei Tagen wieder die ersten Schritte zu thun. Am folgenden Tage ging sie zur Maria Bambina, der sie auf den Knieen dankte, worauf sie sich, wunderbar gestärkt, hinweg begab."

Wie wir hören, steht die Einführung dieses neuen Kultus auch in Süditalien bevor.

Wenn die römische Kirche von Wunderbildern der „Gottesmutter" Maria redet, so kann sie dies mit einem gewissen Schein von Logik verteidigen, indem sie sagt: Die Gottesmutter existiert als ein zu höherer Machtstufe erhobener Geist, als vergöttlichtes

Geistwesen und wirkt als solches durch das Wunderbild. Wenn die römische Kirche diese Theorie aufstellt, so wiederholt sie damit freilich die Theorie des griechisch=römischen Heidentums, welches ebenso von seinen Wunderstatuen der Götter redete, aber dies ist uns diesmal gleichgültig. Wir haben die Frage aufzuwerfen: Wo existiert eine Maria Bambina, wo dies himmlische Kind, wo die Verginella, das Jungfräulein? Giebt es eine solche auf dem Olymp der Heiligen, der Santi und Beati? Eine solche existiert dort ebenso wenig, als dort ein Bambino existiert. — Jene erwähnte Wachspuppe der Maria Bambina ist also nicht die Darstellung eines vorhandenen Wesens, sondern die Darstellung von einem Etwas, was nicht existiert. Dasselbe gilt von den Puppen des Bambino. Auch die Neger in Afrika (siehe unser sechstes Kapitel und seinen Anhang) haben solche Figuren, denen sie Wunder zu=schreiben, man nennt sie Fetische. Welcher Unterschied ist nun zwischen jener Wachspuppe, genannt das „Jungfräulein", und einem Fetisch? Oder existiert kein Unterschied? Welcher Unterschied ist zwischen dem Kultus dieser Wachspuppe und dem Fetischdienst? Oder ist kein Unterschied zwischen beiden vorhanden? Dem hellenisch=römischen Heidentum kam es nie in den Sinn, eine Statue des Bambino=Zeus, der kleinen Minerva, der Hera=Ver=ginella u. s. w. zu bilden und ihr einen Kultus zu weihen, jenes Heidentum kannte nur „hoheitblickende", erhabene Göttergestalten, wie z. B. die Juno=Ludovisi in Rom beweist, das Heidentum würde jene Maria Bambina mit beißender Satire verhöhnen.

Papst Leo XIII., der Pontifex maximus, den man als den Leuchtturm des Jahrhunderts bezeichnet, hat den Kultus jener mit dem Spitzenhäubchen bekleideten Wunderpuppe mit seinem Segen begnadigt, also den Fetischismus gebilligt.

Zwölftes Kapitel.

Menschenhandel.

„— — — Von welchem Greuel
Blieben wir unberührt?“
Horaz.

„Die gewöhnlichen Menschenfleischhändler. Gestern wurde in Rom ein gewisser Camillo Gojo aus Ceresato verhaftet, welcher einen kleinen Knaben mit sich führte, den er in Filignano für achtzehn (18) Fr. gekauft hatte, und den er im Auslande an den Meistbietenden zu verkaufen beabsichtigte.“

Wer diese Nachricht in italienischer Sprache lesen möchte, der nehme die Nummer des in Rom erscheinenden Osservatore Romano vom 18. Dezember 1885, daselbst wird er sie finden.

Denken wir uns, daß jene Nachricht so lautete: „Gestern wurde in Berlin ein gewisser N. N. aus N. N. verhaftet, weil er einen kleinen Knaben mit sich führte, den er in Spandau für achtzehn Mark gekauft hatte“, — — was würde man in Deutschland sagen? Diese Nachricht würde Aufsehen erregen, aber jedermann würde sagen: Das ist eine Lüge, denn solche Schandthat ist in Deutschland unmöglich!

In Italien erregte jene Nachricht kein Aufsehen und niemand bezweifelte ihre Wahrheit. Solche Dinge sind im Lande des Papstes, wie genannte Zeitung sagt, gewöhnlich. „Handel mit weißen Sklaven.“ Unter dieser Überschrift brachten Zeitungen aus Genua kurz vor Weihnacht 1884 folgende Nachricht:

„Der Hauptmann der Hafenpolizei in Genua, Herr Maluati, verhaftete einen gewissen Rasore, als dieser im Begriff war, sich auf einem Dampfer der Gesellschaft La Velocità einzuschiffen. Letzterer führte zwei minderjährige Mädchen mit sich, eine von Turin, eine von Voghera, die er durch Geschenke und Versprechungen verlockt hatte, ihm zu folgen. Beide Mädchen wußten natürlich nichts von dem Schicksal, welches sie in Buenos Ayres erwartete, als sie ihre Familie verließen, die in keiner Hinsicht informiert war. Die Verhaftung geschah infolge eines Telegrammes aus Turin, und beide Mädchen wurden ihren Angehörigen zurückgeschickt."

Im November 1885 fand sich folgende Nachricht in mehreren hervorragenden Zeitungen: „Auf dem Bahnhof zu Rom wurden zwei Personen verhaftet: Ein gewisser Michele Magrillo und eine gewisse Restituta Vozza, beide aus der Provinz Caserta, welche zwei Kinder und einen 33jährigen Blödsinnigen mit sich führten. Sie beabsichtigten, alle drei nach Paris zu bringen und sie dort um einen möglichst hohen Preis zu *verkaufen*. Sie hatten dieselben in der Provinz Avellino *gekauft* und sie mit acht Lire für jede Person bezahlt. Die beiden Kinder heißen Carlo Boniello, elf Jahre alt, und Sabato Marzullo, zwölf Jahre alt. Ihre Eltern leben und eben diese haben jene zwei Kinder im buchstäblichen Sinne für sechzehn Lire *verkauft*. Diese gottlosen Menschen befinden sich bereits in den Händen des Gerichts."

Wer eine Erläuterung zu vorstehenden Nachrichten wünscht, lese das Folgende:

„Kinderhandel." Unter dieser Überschrift veröffentlichte die Mailänder Zeitung „Il Secolo" folgendes: „Welcher Italiener, wenn er außerhalb Landes reiste, hat nicht jene armen Kinder gesehen, acht bis zehn Jahre alt, von brauner Farbe, mit dunklen Augen, dunklem Haar, schmutzig, zerlumpt, arme Wesen, welche die Straßen volkreicher Städte durchwandeln, indem sie die Saiten einer Violine streichen oder ein Lied singen? In gewissen Quartieren von Paris wimmelt es von solchen Kindern. Man hat sie in Scharen aus Italien weggeführt und ihre Führer waren geldgierige Geschäftsleute. Jedes Jahr gelangt eine immense Schar solcher Kinder nach Frankreich. Die letzten Gesetze des Parlaments

haben nicht vermocht, diese Schmach und Grausamkeit zu beseitigen. Jene Geschäftsleute haben diese Kinder von elenden Menschen gekauft, auch gestohlen, und machen aus diesen Unglücklichen ebenso viele Bettler, indem sie von dem Almosen leben, welches jene Armen mit ihren mageren Händen sammeln. Frühmorgens gehen diese Kinder aus und streifen durch die Straßen, am Abend müssen sie wenigstens einundeinhalb Francs heimbringen. Im Winter und Sommer strecken diese Kinder dem Vorübergehenden die Hand entgegen und wiederholen dabei stets dieselbe Lamentation, welche ihnen der Padrone beigebracht hat. Wehe ihnen, wenn sie die geforderte Summe nicht heimbringen. Sie müssen dann zur Strafe hungern und werden mit Schlägen mißhandelt. Das sind allgemein bekannte Thatsachen, aber wer kümmert sich darum? Oft haben die Zeitungen in Paris gegen solche Schmach protestiert, aber alles blieb beim alten. Kürzlich wurde ein armer Knabe namens Achille Viello von seinen ‚Herren‘ verlassen, weil er ihnen nicht genug einbrachte. Die Polizei entdeckte diese ‚Händler‘, welche aussagten, das sie jenen Knaben um den Preis von zehn Francs von seiner Mutter in Rom gekauft hätten.“

Derselben Zeitung ward unterm 14. Januar 1883 aus Newyork ein Faktum berichtet, welches gleichfalls eine Erläuterung bietet. Wiederum übersetze ich wörtlich: „Der italienische Vizekonsul erhob Klage gegen einen gewissen Bonifacio Tommaso, weil er neun Kinder aus Italien importiert hatte, welche von ihm gezwungen wurden, als Musikanten zu betteln. Die Tochter dieses Tommaso sagte aus, daß kürzlich zwanzig kleine Italiener angelangt seien, die ihr Vater gekauft und für die Bettelei in Newyork bestimmt habe.“

Im heidnischen Rom gab es zur Zeit der Könige ein Gesetz, welches dem Vater gestattete, seine Kinder zu verkaufen. Plutarch in seinem Leben des Numa Pompilius (Kap. XVII) erzählt, der letztgenannte habe jenes Gesetz verbessert, indem er verfügte, daß dasselbe auf verheiratete Söhne keine Anwendung finden solle. Daß Sklavenhandel der dunkle Fleck auf dem glänzenden Gewande des antiken Kulturlebens war, brauchen wir nicht erst zu sagen. — Das Land, in welchem der Papst wohnt, das Land,

welches, wie Leo XIII. sagt, die „Segnungen“ des Papsttums aus erster Hand genießt, das Land, welches, nach Behauptung des genannten, aus seiner Religion stets Fortschritt, Kultur und viele andere herrliche Dinge schöpfte, ist unter Leitung seines Papstes und seiner Religion bis jetzt — also in achtzehnhundert Jahren — nicht so weit gekommen, daß es den Menschenhandel in seinen Grenzen für eine Unmöglichkeit hält! Der Menschenhandel ist daselbst nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Thatsache. Wer nun — er sei Protestant oder Katholik — einen Funken von Menschenliebe im Herzen trägt, der muß dieser Thatsache gegenüber jenes Wort von den „Segnungen“ des Papsttums für eine widerliche Phrase erklären. Unter dem Papst Gregor I. (590—604) bestand in Rom ein Sklavenmarkt und bekannt ist, daß der genannte auf demselben blonde, stattliche Jünglinge der Angelsachsen zum Verkauf ausgestellt sah, welcher Anblick ihn bewog, Missionare nach England zu den Angelsachsen zu senden. Wir erwarten, wenn wir dies lesen, daß der Anblick des Sklavenmarktes Gregor I. bewog, den Sklavenhandel, der im christlichen Rom damals florierte, abzuschaffen. Daran dachte der genannte nicht. Er, ein geborener Römer, hatte in Rom, dem sogenannten „christlichen“ Rom, den Sklavenmarkt als eine hergebrachte, alltägliche Sache gesehen, er sah ihn auch dann, als er zum Bischof von Rom erwählt war, aber kein Chronist erzählt, daß er diesen schändlichen Markt getadelt hätte *). Ich habe die Schriften Gregors I., den man den Großen nennt, durchsucht, aber keine Spur entdeckt, welche auf ein Auftreten gegen den damaligen Sklavenhandel im christlichen Rom schließen ließe. Zwischen Gregor I. und Leo XIII. liegen c. 1300 Jahre. Der Osservatore Romano ist die Hofzeitung des Vatikan, und als ich die zu Anfang genannte Nachricht las, erwartete ich in den folgenden Nummern eine weitere Nachricht darüber zu finden, welche Mittel der oberste Seelenhirte anwendet, um dem Menschenhandel vor-

*) Gregor I. war selber Sklavenhalter. Auf den zahlreichen Besitzungen der Kirche hielt er viele Kirchensklaven. Dies folgt aus seinen Briefen, IX, 102. Solche Dinge verschweigt natürlich Leo XIII.

zubeugen, ich erwartete einen Erlaß an den Klerus Süditaliens, wo jener Handel am meisten vorkommt. Was geschah? Nichts! Der Osservatore Romano schrieb: „Die gewöhnlichen Menschenfleischhändler“, mithin wußte man im Vatikan, daß es sich um einen dauernden sittlichen Volksschaden handele. Von Christo lesen wir: Ihn jammerte des Volkes. Von Leo XIII. las man — — nichts. Dieser „Leuchtturm des Jahrhunderts“, dieser „Genius des Christentums“ war damals schon mit dem Gedanken an sein Jubiläum beschäftigt.

Eine besondere Art des Menschenhandels begegnet uns in Sicilien. Diese Insel ist berühmt durch ihre Schwefelgruben, wahre Schatzkammern des Landes. Der Export des Schwefels hat großartige Dimensionen und könnte sich noch weiter ausdehnen, wenn der Grubenbetrieb rationeller wäre. In Sicilien sind Kapitalisten, welche die Bearbeitung großer Schwefelgruben unternehmen und zu dem Ende namentlich auch Kinder für die Arbeit anwerben. Ein solcher Unternehmer giebt einer armen Familie etwa 80—150 Francs unter dem Namen eines Vorschusses, und die Familie überläßt dafür dem Unternehmer einen Knaben. Weder dieser noch seine Familie sind imstande, eine solche Summe zurückzuzahlen, und der Knabe bleibt daher gebunden. Diese Kinder müssen den Schwefel aus den tiefen Gruben und Schachten auf steilen Treppen an die Oberwelt befördern, wobei sie unter strengen Aufsehern stehen und schwere Lasten tragen. Die Arbeiter, Kinder und Erwachsene, sind dabei gezwungen, die Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung von jenem Unternehmer zu kaufen, wobei von dem Tagelohn wenig oder nichts übrig bleibt. Amtliche Berichte haben in Hinsicht der physischen und moralischen Zustände jener Kinder traurige Dinge enthüllt.

Ein öffentliches Urteil, welches diesen Jammer unmöglich machte, ist nicht vorhanden.

Der Papst Leo XIII. hat Italien oft gerühmt, weil es die „Religion“ des Katholicismus, die Religion der Väter bewahrt. Wir wollen an einigen Beispielen klar machen, was im Gebiet dieser „erhabenen“ Religion möglich war und möglich ist.

Als die christlichen Normannen das im Besitz der Araber befindliche Sicilien im Jahre 1072 erobert hatten, blieben die letzteren dennoch Sieger, weil die Christen das arabische Wesen annahmen, und zwar gilt dies nicht nur von arabischer Baukunst, deren Reste wir z. B. in Palermo bewundern, nicht nur von arabischer Sprache, die von den Eroberern erlernt, nicht nur von arabischer Wissenschaft, welche von den Christen gepflegt wurde, es gilt auch vom türkischen Harem. Die normannischen Fürsten hatten in ihrer Residenz Palermo ihren Harem und in demselben eine große Anzahl arabischer Weiber. Ebenso besaßen sie arabische Leibwächter und Eunuchen in ihren nach arabischem Muster erbauten Palästen. Die Frauen in Palermo (die Christinnen) kleideten sich arabisch, und bis auf den heutigen Tag sieht man Sprüche aus dem Koran, welche von christlichen Normannenfürsten, von christlichen Bischöfen dort angebracht worden sind.

Als die Normannen von Reggio aus nach Sicilien übersetzten, begann der grausame Kampf zwischen christlichen Normannen und mohammedanischen Arabern, den Malaterra so anschaulich geschildert hat. Nachdem der heilige Georg den normannischen Raubscharen bei Troina ebenso geholfen, wie Theseus den Athenern bei Marathon, wurden von den christlichen (römisch-katholischen) Normannen alle von ihnen erbeuteten Kriegsgefangenen als Sklaven verkauft. Die letzte von ihnen bestürmte und eroberte Stadt war Palermo. Im Jahre 1072 ward sie genommen und geplündert, worauf die Normannen, welche den größeren Teil der erwachsenen Araber niedermetzelten, die Kinder *) als Sklaven verkauften. Dies ward von keiner Seite getadelt, es war selbstverständlich. Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, der Sohn einer normannischen Mutter, lebte in Süditalien wie seine Vorgänger auf dem Normannenthron, denn zu seinem Hof gehörte ein Harem. Dieser Kaiser, welcher das Kloster Montevergine als frommer Katholik zum Heil seiner Seele bereicherte, erschien mit seinen Weibern oft in Avellino, in der Nähe jenes Klosters. An dieser Hofhaltung nahm das öffentliche Urteil damals ebenso wenig Anstoß, wie heut-

*) Zu vergleichen „Gsell-Fels Sicilien“, S. 88.

zutage an anderen ähnlichen Dingen, die im südlichen Italien zu den gewöhnlichen gehören. Das Volk ist z. B. daran gewöhnt, von dem Konkubinat der Geistlichen zu hören und zu reden, es ist gewöhnt an gewisse Redeweisen, welche in dieser Hinsicht im Schwange gehen. Das sittliche Urteil ist stumpf.

In Neapel tadelt das öffentliche Urteil niemand, der sich eines Kindleins dadurch entledigt, daß er dasselbe ins Findelhaus bringt, welches alljährlich circa zweitausend (schreibe 2000) solcher Trovatelli (Findelkinder) aufnimmt. Die meisten derselben sind mit dem Makel illegitimer Geburt behaftet und heißen beim Volke stets „Priesterkinder“ (Fanciulli dei preti). — Jene Art der Aussetzung von Säuglingen ist in den Augen der Gesamtbevölkerung dadurch geheiligt, daß man die Trovatelli unter den Schutz der Madonna stellt und sie „Kinder der Madonna“ nennt. — kürzlich kam einer der gewöhnlichen Dolchstiche in Neapel zur gerichtlichen Verhandlung. Ein gewisser N. N. hatte seine „amante“ (Geliebte) an einen guten Freund für zehn Francs monatlich „verkauft“, und den letzteren, als er nicht pünktlich zahlte, mit dem Dolch an die kontraktliche Kaufsumme erinnert. Derartige Dinge sind nicht stark genug, um den sittlichen Nerv des Volkes zu bewegen. — Blutrache zu üben, gilt in Calabrien und Sardinien als Pflicht und Recht, daß ein Liebhaber seiner amante aus Eifersucht mit einem Rasiermesser das Gesicht zerschneidet, ist das selbstverständlichste Ding. Dieser Schnitt ist sein Recht und später ihr Stolz, denn die Narbe beweist ja, daß man mit Eifersucht um ihre Gunst geworben hat. Daß ein Mann seine Frau schlägt*), ist das selbstverständlichste Ding, welches sogar die erste bei ruhiger Überlegung als solches anerkennt. Eine Frau der höheren Stände, eine Schweizerin, ward, wie sie mir erzählte, jüngst von einer braven Frau aus dem Volke bei bestimmter Veranlassung gefragt: „Werden Sie oft von Ihrem Mann geschlagen?“ Als diese Frage verneint ward, geriet jene

*) Der olympische Zeus behandelte ebenso seine Gemahlin Hera, wie wir lesen Ilias I, 567 und 586 ff. — Zeus erinnert Hera, daß sie von seiner Geißel gezüchtigt worden sei, Ilias XV, 18.

in Erstaunen und bemerkte treuherzig: „Mein Mann schlägt mich tüchtig, wie es andere bei ihren Frauen auch thun, aber meine Meinung ist, daß wir Frauen dies nötig, sehr nötig haben.“ Dies war nicht etwa Scherz, sondern treuherziger Ernst. — Plutarch erzählt in seiner Biographie des Romulus: „Eigentümlicherweise setzte Romulus keine Strafe auf Vatermord und bezeichnete einen jeden Menschenmord als Vatermord. Schon den Mord überhaupt betrachtete er als fluchwürdig und hielt einen wirklichen Vatermord für unmöglich. Er schien lange Zeit recht zu behalten, denn im Lauf von sechshundert Jahren hat niemand in Rom ein solches Verbrechen verübt *).“

Entsetzliche, sittliche Stumpfheit hat die Zahl der Vater- und Muttermorde im Lande des Romulus steigen lassen. Ich habe mehrere jener Strafanstalten, welche der Volksmund „Bagno“ (Bad) nennt, besucht und in grausenhafter Wiederholung aus dem Munde des Aufsehers unter Hinweis auf diesen und jenen der Kettenträger das Wort gehört: Vatermörder, — Muttermörder! Im sogenannten Cilento, einem Distrikt in der Provinz Salerno, ward kürzlich ein Verein von Verbrechern festgenommen, welche auch das in Süditalien immer noch lukrative Geschäft betrieben, für gute Zahlung einen Mord auszuführen. Auf Capri weilen öfters einige zeitweilig entlassene Verbrecher, welche dort unter Aufsicht stehen, täglich fünfzig Cent. erhalten und arbeiten können, wo sie Arbeit finden **). Als ich vor einigen Jahren auf Capri landete, nahm ein kräftiger Bursch mein Gepäck, wir gingen aufwärts, und sofort erzählte mir dieser Kofferträger, er sei ein zeitweilig Entlassener und zu zwanzig Jahren Bagno verurteilt, weil er seinen Bruder ermordet habe.

Die Zeitung „La Lega del Bene“ publizierte in Nr. 47 des Jahrganges 1889 einen Bericht über jene Anstalt in Neapel, welche einst als Armenhaus für das ganze Reich diente. Dies

*) Plutarch, „Romulus“, Kap. 22.

**) Auch auf Ischia und den Ponzainseln weilen solche zeitweilig Entlassene. Das nennt man in der Kriminalsprache Domicilio coatto, erzwungener Wohnsitz. Das Volk sagt Domicilio quattro.

Haus heißt offiziell **Albergo dei Poveri**, beim Volk aber Reclusorio, oder auch Seraglio (Serail). Dort sind im August 1886, im Mai 1888, im August desselben Jahres, endlich im Juli und August 1889 lasterhafte Thaten verübt, welche einst in Sodom und Gomorrha im Schwange gingen, aber nicht zugleich mit diesen Städten vernichtet wurden, sondern später dem Hellenenvolk als Schandfleck anhafteten. Zwölf Verbrecher dieser Art wurden von jener Zeitschrift mit Namen genannt. So viele nämlich sind wegen solcher Greuel zur Verantwortung gezogen, einige nicht dem Gericht überliefert und einfach aus dem Hause gejagt, einige aber zu fünfjähriger Kerkerhaft verurteilt. Als ich an beikommender Stelle genauere Erkundigung einzog, ward mir die Versicherung, daß es sich hier um eine alte Geschichte handle und daß hundert andere Fälle obiger Art niemals zur Kenntnis des Strafrichters gelangen. Es tritt hier ein Erbteil des Heidentums zutage, ein Erbteil der Hellenen, welche einst die süditalischen Gestade bevölkerten, wo etwa tausend Jahre vor Christo zuerst Cumae, dann Neapel gegründet wurde. Die römisch-katholische Kirche hat sich unfähig gezeigt, jenen sittlichen Schaden zu heilen, und wenn man in der Öffentlichkeit von demselben hört, so ist das Urteil stumpf. Man zuckt die Achseln und sagt: Che fare? Was läßt sich da thun? —

Kehren wir zum Menschenhandel zurück.

In dem Städtchen Pagani, etwa vier Stunden von Neapel entfernt, starb am 1. August 1787 Alfonso Maria di Liguori, Sprößling einer der höchsten Aristokratie Neapels angehörigen Familie. Er stiftete den weitverbeiteten Orden der Redemptoristen, hinterließ eine Menge Schriften und ward 1839 vom Papst heilig gesprochen. Sein einbalsamierter Leichnam ist der Schatz des schmutzigen Städtleins Pagani und des dortigen Klosters St. Michéle. Anfang August 1887 war ich Zeuge der großartigen Feste zur Verherrlichung seines Todestages. Zur Kenntnis und Beurteilung des römischen Katholicismus habe ich mich mit den Schriften dieses großen Heiligen beschäftigt und das um so mehr, da Pius IX. demselben einen Titel verlieh, der ihn den großen Kirchenlehrern Augustin, Athanasius rc. gleichstellt. Er er=

nannte St. Alfonso zum Doctor ecclesiae, versah also die Schriften desselben mit dem Stempel der kirchlichen Klassicität.

Aus den Schriften des heiligen Alfonso geht die ebenso unerhörte als zweifellose Thatsache hervor, erstens, daß Ende vorigen Jahrhunderts in Italien der Besitz von Sklaven als ein rechtlich anerkanntes Verhältnis bestand, sowie zweitens, daß genannter heiliger Doctor ecclesiae an diesem Institut nichts auszusetzen fand. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Türkensklaven, die man im beständigen Krieg mit den türkischen Piraten erbeutete und mit denen ein regelrechter Menschenhandel getrieben wurde *).

Schon früher (Kap. VII und Kap. XIII) erwähnten wird, daß Papst Leo XIII. den St. Thomas von Aquino 1879 zum Doctor ecclesiae ernannt und seine Lehre für alle katholischen Lehranstalten als Norm aufgestellt hat. Der heilige Thomas gehört seiner Heimat nach Süditalien an (Aquino, reich an Resten des Altertums, ist Eisenbahnstation und bildet die Mitte zwischen Neapel und Rom). Nach dem Urteil des jetzigen Papstes befand sich St. Thomas mit seiner Lehre niemals auf Irrwegen und ist daher „vorzüglich geeignet, zur Abwehr jeder Ketzerei zu dienen". — Dieser Doctor ecclesiae des dreizehnten Jahrhunderts, von der römischen Kirche stets als Angelicus (der Engelgleiche) **) bezeichnet, fand in Italien die Sklaverei als bestehendes Institut vor und hatte daran nichts auszusetzen, er verteidigt dieselbe vielmehr und ent=

*) An die Jahrhunderte dieser beständigen Kriege erinnern die teilweise erhaltenen Warttürme, welche vor 300 Jahren an den Küsten der Golfe von Neapel und Salerno errichtet wurden. Als Goethe von Neapel nach Rom zurückgekehrt war, erhielt er einen Brief aus der erstgenannten Stadt, worin ihm mitgeteilt wurde, die Neapolitaner hätten ein türkisches Piratenschiff erbeutet und auf demselben eine hübsche Türkin. Einige Neapolitaner hätten letztere von dem neapolitanischen Kapitän kaufen wollen, aber dieser habe sie behalten. — Dies wird so erzählt, als sei es ein gewöhnliches Vorkommnis. Als die Türken 1555 Sorrento eroberten, öffnete ihnen ein dortiger Sklave (Türke) das Thor.

**) Dieser „engelgleiche" Doktor verteidigte die Verbrennung der Ketzer. Da nun Leo XIII. behauptet, daß Thomas von Aquino nie auf Irrwegen wandle, so billigt er Scheiterhaufen als Mittel zum Sieg der römischen Kirche.

lehnt seine Waffen für diesen Zweck aus der Staatslehre des Aristoteles. — Also wiederum Menschenhandel. — Einen solchen Kirchenlehrer hat Leo XIII. als Normalphilosophen bezeichnet. — Drei Fälle sind möglich: 1) Leo XIII. kennt die Lehre des St. Thomas nicht, dann durfte er sie aber auch nicht empfehlen; 2) Leo XIII. kennt die Lehre des Genannten, dann ist er ein Verteidiger des Menschenhandels; 3) er kennt die Sklaventheorie des Thomas, billigt sie aber nicht. In diesem Falle hätte er sagen müssen, daß St. Thomas bisweilen auf Irrwegen wandle.

Die beweiskräftigen Stellen aus den Werken des St. Alfonso und des St. Thomas sind wörtlich angeführt in der soeben erschienenen Schrift: Kirche und Sklaverei von Th. Brecht (Barmen, H. Klein), S. 63 ff. und S. 59 ff.

In Neapel befindet sich eine Kirche, welche den Namen trägt: Redenzione dei Cattivi, Loskauf der Gefangenen (Türkensklaven). Sie ward im vorigen Jahrhundert von einer Kongregation erbaut, welche für jenen Loskauf kollektierte. Eine andere Kirche ist der Madonna della Mercéde (Lohn) geweiht, unter deren Schutz man das Werk jenes Loskaufes stellte. Es handelt sich hier um Laienvereine. Die Kirchengeschichte Süditaliens liefert keinen Beweis, daß die Kirche als solche, d. h. die Geistlichkeit, sich mit solcher Arbeit befaßt hätte. Auch der für jenen Zweck gegründete Orden der Trinitarier ging von Privatpersonen aus, zwei armen Einsiedlern *). Die Kirche, d. h. die Päpste, Bischöfe und Äbte, hatte andere Dinge zu thun. Diese Herren nämlich waren Sklavenhalter, sie besaßen, kauften und verkauften Sklaven. Das klingt dem Leser sicherlich unglaublich, ist aber leider buchstäblich wahr.

Vor fünf Jahren verlebte Verfasser den heißesten Sommermonat in Corpo di Cava, also in unmittelbarer Nähe des berühmten Benediktinerklosters St. Trinità della Cava und benutzte die Gelegenheit zu Studien in dem wohlgeordneten, für Welt- und Kirchengeschichte wichtigen Klosterarchiv. — Zahllose Dokumente,

---

*) Hase, Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen, S. 264.

im Lauf von achthundert Jahren aufgehäuft, wie man einst wichtige Dokumente in griechischen und römischen Tempeln ansammelte*), bilden den Schatz jenes in stiller Bergeseinsamkeit an einem Waldbach gelegenen Klosters. Auch Schenkungsurkunden aller Art sind vorhanden. Gerechtsame, Dörfer, Städte, Grundstücke machten jenes Kloster zu einem der reichsten in Europa, zu seinem Eigentum aber gehörten auch Sklaven, wie das in solchen Urkunden oft verzeichnete: Cum servis (mit den Sklaven) beweist. Daß Christen in Süditalien die in den Türkenkriegen erbeuteten Kriegsgefangenen als Sklaven kauften und verkauften, haben wir bereits oben in Hinsicht der Normannen u. a. erwähnt. Kürzlich hat sich durch die aus dem Staatsarchiv zu Rom durch den Archivar Bertolotti publizierten Dokumente eine Thatsache herausgestellt, welche seither wenig bekannt war. Diese Dokumente, dem sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert angehörig, beweisen, daß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nicht nur im Kirchenstaat und anderen Teilen Italiens von Privatpersonen Sklaven gehalten wurden, sondern auch, daß die Päpste als Sklavenhalter und Menschenhändler an der Spitze standen! Das Institut der Sklaverei bestand im Kirchenstaat als ein gesetzlich anerkanntes und unterschied sich von dem zur heidnischen Römerzeit bestehenden legalisierten Institut durchaus nicht. Wer diese Dokumente in deutscher Sprache zu lesen wünscht, den verweisen wir auf das oben angeführte verdienstvolle Buch von Th. Brecht**), nämlich auf

---

*) Siehe Teil I, erstes Kapitel.

**) Jene von Th. Brecht in deutscher Sprache publizierten Dokumente haben den mannigfaltigsten Inhalt, sie beweisen, daß man außer in Rom auch z. B. in Neapel, Genua, Salerno u. s. w. Sklaven hielt, der Bischof von Otranto in Süditalien zeigt sich als Sklavenbesitzer. Die Päpste jener genannten Jahrhunderte betrachten die Sklaverei als legales Institut und kein Wort in ihren Erlassen deutet darauf hin, daß sie eine Ahnung von dem Fluchwürdigen und Widerchristlichen dieses Instituts haben. Herzzerschneidend sind Briefe von Türkensklaven, welche dem Papst ein Lösegeld anbieten, Papst Urban VIII. erteilt in einem der publizierten Briefe Auftrag zum Ankauf von Sklaven, Papst Alexander VII. zeigt sich als gewöhnlicher Wucherer und Geschäftsmann, aus der Zeit Innocenz XI.

das Kapitel: „Die Sklaverei in Rom vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert“. Die Sklaven der Päpste waren kriegsgefangene Türken, welche für den Ruderdienst auf den Galeeren verwendet wurden. Paul III. (gest. 1549), dessen Riesenstatue im St. Peter, dieser Ruhmeshalle der Päpste steht, derselbe Papst, welcher seinen Sohn öffentlich anerkannte und zum Herzog machte, war zugleich Sklavenhalter und genehmigte das in dem heiligen Rom bereits bestehende Institut der Sklaverei durch ein Dekret vom 8. November 1548. Sklavenhalter war der „schöne“ Pius VI. (starb 1799) dessen Statue wir in derselben Kirche am sogenannten Petrusgrabe erblicken. Er war der letzte Sklavenhalter, aber nicht dieser „Stellvertreter Christi“ schaffte die Galeerensklaverei ab, sondern die Franzosen, welche Rom besetzten.

Leo XIII. hat in seiner die Sklaverei behandelnden Encyklika das Lob der Päpste, als wären sie Sklavenbefreier gewesen, gesungen, dabei aber die Thatsache verschwiegen, daß die Päpste Sklavenhalter waren. Die Annahme, daß ihm diese Thatsache unbekannt sei, ist nicht statthaft. Übrigens hätte der Genannte zur Verteidigung seiner Vorgänger die Thatsache anführen können, daß in Italien und im gesamten Gebiet der römisch-katholischen Kirche während des gesamten Mittelalters Sklavenhandel betrieben und das Institut der Sklaverei als ein berechtigtes angesehen wurde. In erster Linie waren es auch die geistlichen Fürsten, welche Sklaven hielten, Kirchensklaven genannt. Das Corpus juris canonici, die aus drei Teilen bestehende Sammlung kirchenrechtlicher Bestimmungen, welche, einst vom Abendlande anerkannt, kirchliche, bürgerliche und Privat-Verhältnisse umfaßt, betrachtet die Sklaverei und den damit verbundenen Menschenhandel als legal berechtigt und beanstandet beides niemals, beweist aber auch, daß die Kirchenfürsten, welche bekanntlich Großgrundbesitzer waren, Sklaven hielten, dieselben kauften und verkauften. Die antikheidnische Anschauung vom Wesen der Sklaven, die Rechtlosigkeit

---

(1687) lesen wir ein Verzeichnis solcher Sklaven, die, weil abgenutzt, wie Gäule ausrangiert werden.

*) Hase, Handbuch der Kirchengeschichte, S. 324.

der letzten, das Geschäft der Sklavenhändler, alles dies findet sich in den Bestimmungen des Corpus juris der heiligen römischen Kirche wieder *). Th. Brecht kommt auf S. 154 zu dem Schluß, daß Italien dasjenige Land ist, wo sich in der abendländischen Christenheit die Sklaverei am längsten erhielt. Wer die erwähnte Schrift: „Kirche und Sklaverei" aufmerksam liest, erkennt, daß obiger Satz unwiderleglich bewiesen worden ist.

Diejenigen Theologen Spaniens, welche nach der Entdeckung Amerikas den Sklavenhandel verteidigten, gehörten zur römisch-katholischen Kirche. Derjenige, welcher von Amerika aus die erste Sklavenladung nach Spanien sandte, war Columbus, der römisch-katholischen Kirche angehörig, also derselbe, den man dem Papst zur Heiligsprechung vorgeschlagen hat. Die spanischen Eroberungsbanden, welche nach Amerikas Entdeckung unter den Indianern unsagbare Greuel verübten und Menschenhandel trieben, waren römisch-katholische „Christen". Diejenigen Missionare, welche vor dreihundert Jahren am Kongo den dortigen portugiesischen Sklavenmarkt und dessen Greuel nicht nur duldeten, sondern auch verteidigten, ja sogar selbst Sklavenhalter waren, gehörten zur römisch-katholischen Kirche **).

Als die Kirche während der zwei Jahrhunderte nach Konstantin zu Reichtum, Glanz, Herrschaft gelangte, als man in und mit der hierarchischen Organisation die Idee der Weltherrschaft aus dem politischen Gewande in ein geistliches übertrug und damit die jetzt vorhandene römisch-katholische Kirche ins Leben trat, wich von ihr der Geist des Urchristentums, welcher sich in den Schriften des Neuen Testaments sein Denkmal gesetzt hat. Wie die alten hellenisch-römischen Götter unter neuen Namen in dieser „römischen" Kirche weiterlebten, so trug dieselbe fünfzehnhundert Jahre das

*) Ich beziehe mich auf die in der genannten Schrift von Th. Brecht aus dem Corpus juris canonici angeführten Stellen auf S. 47—58.

**) Ich beziehe mich hier auf das Werk von Dr. Warneck, Protestantische Beleuchtung römischer Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtsschreibung, sowie auf die Allgemeine Missionszeitschrift des Genannten. Jahrgang 1888. Artikel: Die Kongo-Mission.

Kainszeichen des Sklavenhandels und hat fünfzehnhundert Jahre keinen Finger gerührt, um die Grundsätze, welche das Christentum in die Welt brachte, durch Befreiung der Sklaven und Vernichtung des Menschenhandels zu verwirklichen.

Durch ein Gesetz vom 1. August 1834 ward die Sklaverei im ganzen britischen Gebiete aufgehoben. Dies hat die Christenheit dem unermüdlichen Wirken des edlen Protestanten William Wilberforce zu danken, der für jenen Zweck sein Leben einsetzte *).

Der Jesuitenzögling, Papst Leo XIII., hat in seiner Sklavenencyklika obige Thatsache und obigen Namen nicht genannt. Sollte ihm vielleicht beides unbekannt sein? Unmöglich! Denn in diesem Falle müßte ihn die Welt als unwissend bezeichnen. — Oder hat derselbe beides absichtlich verschwiegen? Unmöglich, denn in diesem Falle hätte er sich durch Verschweigen der Wahrheit einer absichtlichen Unwahrheit und einer Ungerechtigkeit gegen die Protestanten schuldig gemacht. — Eine andere Wahl aber haben wir nicht. Entweder — oder.

*) Siehe Weber, Weltgeschichte, II, 599. — Guerike, Kirchengeschichte, III, 599. Achte Auflage.

Dreizehntes Kapitel.

Ablaß.

„Von der Fußsohle an bis an das Haupt ist nichts Gesundes an ihm."
Jesaias.

Indulgentia plenaria, sempiterna, quotidiana pro vivis et mortuis *). So lautet eine Marmorinschrift, welche sich an allen mit besonderen Privilegien versehenen Kirchen Süditaliens über deren Haupteingang befindet. — Das Annoncenwesen im genannten Gebiet zeigt sich ungefähr auf derselben Stufe, wie in Pompeji, wo die Wände für Anzeigen benutzt wurden. Zahllose Anzeigen von Mietwohnungen werden in Süditalien nie in Zeitungen veröffentlicht, sondern auf Holztäfelchen an den betreffenden Hauswänden **). Diesem an Pompeji erinnernden Brauch folgt die römische Kirche, wenn sie über dem Haupteingang einer Kirche eine Holztafel aufhängt, auf der sie ihre Ware ausbietet. Auf diese Weise findet man sehr verschiedene Anerbietungen dicht beieinander: Hier über einer Thür riesengroße bunte Zahlen, das Zeichen einer Lottobude, dort vor einem Eingang ein Bild auf einer Stange,

*) Vollständiger, immerwährender, täglicher Ablaß für Lebende und Tote. Ähnliche Inschriften besitzt auch Rom. Giebt es in Deutschland Kirchen, welche über dem Portal solche Inschriften aufweisen? Weder in Deutschland, noch in Tirol habe ich solche gesehen. In den Tiroler Bergen findet man ähnliche Ankündigungen nur an zahlreichen Kruzifixen neben den Wegen.

**) Siehe das erste Kapitel dieses Teiles.

welches uns schon aus der Ferne belehrt, daß daselbst Maccaroni feilgeboten werden, unmittelbar daneben ein hohes Portal, über demselben eine Holztafel mit der Inschrift, daß daselbst Ablaß zu haben ist. Durch jenes Portal gelangen wir in eine Kirche. Ein jeder bietet die Ware aus, welche er hat, die Kirche bietet die ihrige, nämlich Ablaß.

Wer in Süditalien zum Zweck des Kaufens ein Warenhaus betritt, thut wohl, die gewünschte Ware genau zu prüfen. Wenn wir nach dieser Regel mit der als „Ablaß" angepriesenen Ware verfahren, also nach Wesen und Herkunft fragen, so haben wir ein Recht, zu erwarten, daß die römische Kirche in ihren Bekenntnisschriften eine einfache, jedermann faßliche Erklärung bietet. Eine solche Erwartung hegen wir um so mehr, da der Ablaß in seinen unzählbaren Arten und Abarten das alltäglichste Ding ist, so gewöhnlich, wie das Brot im Ofen eines Bäckers. Unserer berechtigten Erwartung entspricht die heilige apostolische römische Kirche keineswegs. Sie braucht das Wort „indulgentia". Dasselbe ist dem klassischen Latein entlehnt und bedeutet: Nachsicht, Gnade, im Gegensatz zu severitas, Strenge. Diesem Worte aber hat die römische Kirche einen Sinn gegeben, den dasselbe zur Römerzeit nicht hatte. Welchen Sinn? Wir forschen in der bekanntesten Bekenntnisschrift, den Beschlüssen des Konzils von Trient *). Abermals finden wir uns getäuscht, denn wir sehen zu unserem Staunen, daß der Ablaß nur ein einziges Mal kurz erwähnt und keineswegs gesagt wird, was die Kirche unter indulgentia versteht. Im 21. Kapitel der Sessio XXV ist vom Ablaß, diesem Hauptstück der kirchlichen Praxis, diesem A und O im religiösen Leben, dieser für Lebende und Tote so wichtigen Angelegenheit die Rede. In dem genannten Kapitel werden diejenigen verflucht, welche sagen, daß die Ablässe unnütz sind, ebenso diejenigen, welche behaupten, daß die Kirche zur Gewährung derselben

---

*) Dies Konzil, am 13. Oktober 1545 zu Trient eröffnet, ward 1547 nach Bologna verlegt, wo der Papst es einschlafen ließ. Am 1. Mai 1551 ward es in Trient neu eröffnet, aber 1552 vom Papst aufgelöst. Endlich im Jahre 1562—1563 ward es zu Ende geführt. Dies Konzil hat den Protestantismus verdammt, die Dogmatik des Mittelalters bestätigt.

nicht berechtigt sei. Die „heilige“ Synode von Trient giebt zu, daß Mißbräuche abzustellen seien, daß man bei Ablaßgewährung Mäßigung (moderatio) anwenden müsse, es fehlt aber jede Erklärung über das Wesen der indulgentia, sowie darüber, was unter „Mißbrauch“ verstanden werden soll. — Der Katechismus Romanus *) erwähnt den so wichtigen Ablaß mit keiner Silbe. Vielleicht sagt die Kirche etwas über die Zeit, seit welcher es eine Ablaßpraxis giebt. In der That, im erwähnten Kapitel der fünfundzwanzigsten Sitzung der heiligen (sacrosancta) Synode von Trient wird gesagt, die Kirche habe von der Gewährung des Ablasses schon in den „ältesten Zeiten“ Gebrauch gemacht. Dies ist eine so allgemeine Angabe, daß wir wieder vor lauter Unbestimmtheit nichts Bestimmtes wissen. Also waren schon die Apostel Ablaßkrämer? Schon an den bescheidenen Betsälen apostolischer Gemeinden stand der zu Anfang genannte Satz? Die römische Kirche, im Vertrauen auf die Unwissenheit der großen Menge, hat es gewagt, die Apostel Petrus und Paulus zu Meßpriestern zu machen **), bis jetzt aber hat sie nicht behauptet, daß dieselben Vorläufer des Johann Tetzel oder des B. Samson gewesen sind. Da nun die Kirche sich in keiner Bekenntnisschrift über die Entstehungszeit ihrer jetzigen Ablaßpraxis ausspricht, sind wir auf gelegentliche Äußerungen derselben angewiesen. Wir sind imstande, zwei dieser Art anzuführen. Im verflossenen Jahre feierte man in Neapel den fünfzehnhundertjährigen Weihetag der Kirche St. Giovanni Maggiore daselbst. Das Fest umfaßte eine volle Woche und die erzbischöfliche Kurie ließ an den Kirchen der Stadt und Umgegend Anschlagzettel befestigen, auf denen jeder (ausgenommen die ca. 330000 Analfabeten Neapels) ***) zur Mehrung seiner

*) Der Katechismus Romanus entstand 1566 durch Pius V., ein Lehrbuch für den Klerus.

**) Siehe siebentes Kapitel, sowie Teil I, viertes Kapitel: St. Petrus.

***) Jene dreihundertdreißigtausend Analfabeten sind in der Stadt Neapel, welche mit ihren Vorstädten und Anhängseln über eine halbe Million Einwohner zählt. In genannter Stadt wachsen trotz redlicher Arbeit der Regierung noch immer ca. 10000 (zehntausend) Kinder ohne Schulunterricht auf.

kirchengeschichtlichen Kenntnisse die Notiz lesen konnte, daß Papst Sylvester jene Kirche geweiht und mit Ablaßschätzen begnadigt habe. Diese Behauptung ward ebenfalls von der Kanzel jener Kirche dem andächtigen Publikum verkündigt. Sylvester war Bischof von Rom zu einer Zeit, als das Papsttum noch nicht existierte, nämlich im vierten Jahrhundert. Niemals ist es der vom Krebsschaden der Unwahrheit zerfressenen römischen Kirche gelungen, aus der kirchlichen Litteratur des vierten Jahrhunderts zu beweisen, daß man damals den Ablaß kannte. Im siebenten Jahrhundert entstand die Lüge, daß „Papst“ Sylvester den Kaiser Konstantin getauft und vom Aussatz gereinigt, worauf letzterer aus Dankbarkeit dem Papst Rom und Italien geschenkt und die kaiserliche Residenz nach Konstantinopel verlegt habe *). Diese Lüge, längst als solche von der gesamten Welt- und Kirchengeschichtschreibung gebrandmarkt, steht auf einer und derselben Stufe mit der Lüge von den Ablaßschätzen des genannten Sylvester.

Die zweite gelegentliche Äußerung über den Ablaß bietet die römische Kirche neben der Kirche St. Maria Maggiore zu Neapel. Letztere, eine der ältesten dieser Stadt, aber gänzlich renoviert, heißt auch Pietra santa. Neben dem Aufgang zum Portal nämlich, unter einem Madonnenbilde befindet sich ein „heiliger Stein“ (Marmorblock) und in demselben ein Kreuz, welches von den Kirchenbesuchern geküßt wird. Den Grund dieser Verehrung nennt uns eine an jenem Block befindliche Inschrift, welche besagt: Zehntausendsechshundert (10 600) Tage Ablaß allen denjenigen, welche dies Kreuz küssen und ein Pater noster sowie ein Ave Maria hersagen. Daneben steht die Jahreszahl eingemeißelt CCCCCXXXIII (583). Also im sechsten Jahrhundert ist dieses Ablaßdekret er-

*) Hase, „Kirchengeschichte“, Teil I, S. 582. Auf dem Lateranplatz zu Rom befindet sich die älteste Taufkapelle dieser Stadt. Dieselbe, St. Giovanni in Fonte genannt, aus Marmor prächtig hergestellt, enthält nach römisch-katholischer Legende den Raum, wo der angebliche „Papst“ Sylvester die angebliche Taufe Konstantins verrichtete. In Wirklichkeit erhielt derselbe die Taufe kurz vor seinem Tode in Nikomedien. Als ich genannte Kapelle besuchte, sagte der Custode: „Hier wurde der Kaiser Konstantin getauft“. — So wird in der römischen Kirche ohne Sorge weiter gefabelt.

lassen? Zur Erheiterung der Leser sei erwähnt, daß jene Inschrift in italienischer Sprache abgefaßt ist, welche in jenem Jahrhundert bekanntlich noch nicht in der Wiege lag. Wenn der Klerus Süditaliens sich ein wenig mit kirchenhistorischen Studien beschäftigte, so würde er jene Inschrift als eine Lüge entfernen. Was aber hat die römische Kirche mit der Kirchengeschichte zu thun? Sie haßt dieselbe, wie die Bibelgesellschaften, welche Pius IX. als Pestseuche bezeichnete. Was thut Leo XIII.?

Monsignore L. Tripepi, Kanonikus am St. Peter in Rom, vom Papst mit diesem Posten belohnt, weil er eine Pilgerfahrt katholischer Zeitungsredakteure arrangierte, führt den Titel: Sekretär für die kirchengeschichtlichen Studien. — Nun aber existiert im Vatikan nichts, dessen Sekretär dieser Jesuit sein könnte, keine kirchengeschichtliche Gesellschaft, kein Verein! Eine nützliche Beschäftigung wäre es für diesen Mann, alle Geschichtslügen der römischen Kirche zusammenzustellen und dies aus mehreren Folianten bestehende Werk dem Papst zu Füßen zu legen mit der Bitte, das fernere Lügen zu verbieten und die alten Lügen zu bekennen.

In Neapel befindet sich im Zusammenhang mit dem Erzbistum eine theologische Fakultät, genannt: Almo collegio dei Teologi. Alljährlich findet daselbst unter Vorsitz des Erzbischofs ein Examen statt, wobei auch Promotionen geschehen, in dem einige zum vollen, andere zum halben Doktorgrad gelangen. Was leisten diese „Doktoren“ für die kirchengeschichtliche Wahrheit? Nichts! Was lernt die kirchliche Wissenschaft Italiens von deutscher Geschichtsforschung? Nichts. Zunächst existiert in Italien keine kirchliche Wissenschaft und ferner nimmt weder der Papst, noch irgendein anderer aus dem Klerus Notiz von deutscher Wissenschaft. Wie die Hottentotten und Kalmücken von einer Zivilisation kaum durch Hörensagen wissen, so weiß der Klerus Italiens nichts von deutscher Geschichtsforschung, er umgiebt sich mit einer chinesischen Mauer und verharrt hinter derselben in Unwissenheit, Stupidität und Erstarrung. So will es die römische Kirche, d. h. der Papst*).

*) Über den Bildungsgang des jetzigen Papstes verweise ich auf meine Schrift: „Leo XIII. und sein Jubiläum“. Leipzig, W. Grunow.

Würde er dulden, daß in Hinsicht der Indulgentia die Wahrheit zutage käme, so wäre es mit dem Ablaß zu Ende. Der Papst fürchtet die Wahrheit wie ein Medusenhaupt, deshalb wird an den alten Fabeln festgehalten.

In Lavinium bei Rom gab es einst uralte Heiligtümer, welche noch zur Zeit des Kaisers Claudius als die „heiligen Anfänge des römischen Volkes" bezeichnet wurden*). Nach uralter Tradition nämlich sollte das heilige Vestafeuer in Lavinium direkt von Troja herstammen, auch galten die Penaten (Hausgötter) daselbst als „Ursprungsgötter" des römischen Volkes. — So fabelte man im heidnischen Rom und die heidnische Priesterschaft sorgte dafür, daß die Volksmassen in dem Glauben an Alter und Herkunft solcher Heiligtümer erhalten blieben. Ebenso fabelt man im christlichen Rom in Hinsicht des Alters und der Herkunft des Ablasses. Der sogenannte Stellvertreter Christi aber sorgt dafür, daß die Volksmassen in Unwissenheit bleiben. Die heutigen Samaritaner in Palestina behaupten von ihrem Heiligtum, einer alten Gesetzesrolle aus dem neunten Jahrhundert nach Christo, daß sie von Abisa, einem Neffen Arons, herstamme**). Denselben Wert haben die Behauptungen der römischen Kirche vom Ablaß und seiner Herkunft.

Schon wiederholt (im ersten Teil dieser Schrift) ward darauf hingewiesen, daß man die römische Kirche nicht nach der absichtlich nebelhaft gehaltenen Lehre ihrer Bekenntnisschriften, sondern nach ihrer Praxis beurteilen muß. Dies gilt auch vom Ablaß. „Man muß den Stier bei den Hörnern fassen."

Vor dem Eingang zu der Kapelle des St. Gennaro im Dom zu Neapel stehen gleichsam als Wächter die Kolossalstatuen des Paulus und Petrus. Unter jeder dieser beiden ist eine Marmortafel befestigt, und jeder, welcher sich die Inschrift anschaut, vermutet natürlich eine Angabe über die beiden Apostel. Diese Er-

---

*) Preller, „Römische Mythologie", S. 537.

**) St. Italia evangelica 16. November 1889. — Für ihre Ablaßpraxis beruft sich die Kirche auf Christus selbst und behauptet, er habe der Kirche die betreffende Vollmacht gegeben.

wartung wird getäuscht; denn man sieht auf jeder der beiden Tafeln eine lateinische Inschrift, welche mit den Aposteln nichts zu thun hat, statt dessen aber päpstliche Verfügungen enthält, welche der apostolischen Lehre widersprechen. Kraft päpstlicher Machtvollkommenheit werden auf jenen Marmortafeln besondere Gnadenschätze zugesprochen. Die Messe an dem dortigen Altar soll jedesmal eine, ja sogar zwei Seelen aus dem Fegfeuer befreien, und gewisse Gebete sollen dazu dienen, daß man für leichtere Vergehen gegen die Eltern und für nicht erfüllte Gelübde Ablaß (indulgentia) erhält. Marmortafeln mit ähnlicher Inschrift finden sich auch in anderen Kirchen, doch geht keine über das sechzehnte Jahrhundert hinaus; die älteste, welche ich bei genauer und jahrelanger Nachforschung fand, trägt das Datum des Jahres 1581.

In den letzten fünfzig Jahren haben sich die Kirchen mit Ablaßanzeigen gefüllt, welche man an den Gittern der Seitenkapellen angebracht sieht, und die namentlich aus der Zeit Gregors XVI. und Pius IX. stammen. Aber auch Maueranschläge, Säulenplakate erwähnen das Wort indulgenza, wenn sie nämlich zur Teilnahme an Heiligenfesten auffordern, und dabei als Ermunterung der Gewinn von Ablaß in Aussicht gestellt wird. Man liest dann z. B. die Wendung: Per raddoppiare la premura (um den Eifer zu verdoppeln), und wird unwillkürlich an solche Anzeigen erinnert, welche ein vorteilhaftes Geschäft in Aussicht stellen. Charakteristisch dabei sind die stets wiederkehrenden Ausdrücke: lucrare und guadagnare, welche von dem g e s c h ä f t l i c h e n Gebiete auf den Ablaß übertragen werden. Ein Maueranschlag an der Kirche der heiligen Lucia zu Neapel sagte kürzlich, man könne während der dem Fest dieser Heiligen vorausgehenden Oktav indulgenza plenaria gewinnen (lucrare), wie denn ein solcher Ablaß schon seit den Zeiten Konstantins bewilligt worden sei. Die Anzeige eines Madonnenfestes in Socondigliano, einer campanischen Stadt, schloß mit den Worten: „Die Gläubigen werden ermahnt, sich die Indulgenzen anzueignen, welche man erwirbt (che si acquistano) wenn man die Prozession der Madonna begleitet“. In jeder Weihnachtsnacht findet in den meisten Pfarrkirchen Süditaliens eine Prozession mit dem Bambino statt, und jeder erhält

für einen Kuß, den er dem Bambino giebt, als Weihnachtsgabe eine Portion Ablaß! Eine Anzeige an der Kirche St. Brigida (Brigitta) pflegt dies für Neapel zu melden. Das Unglaublichste in dieser Hinsicht sahen meine Augen in drei Kirchen, in St. Anastasia am Vesuv, in Corpo die Cava bei Salerno, sowie in der Kirche des St. Gaudioso in Neapel. Unter Glas und Rahmen im Hauptschiff sah ich den Umriß einer zierlichen Schuhsohle, darüber die Inschrift: Umriß vom Schuh der allerheiligsten Madonna, welcher in einem Kloster Spaniens verwahrt wird. Darunter las ich die Ankündigung: „Papst Johann XII. bewilligt dreihundert Tage Ablaß dem, welcher dies Bild küßt und drei Ave sowie drei Gloria patri sagt. Klemens VIII. hat dies bestätigt. Dieser Ablaß ist übertragbar (applicabile) auf die Seelen im Fegefeuer. Man kann von diesem Bild Kopieen nehmen, welche dieselbe Wirkung haben." Verfasser hat von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht und Kopie des Umrisses seinem Privatmuseum einverleibt, wo sich dieselbe in der Abteilung: „Unglaubliches" befindet *).

Ablaßschätze haften auf Grund päpstlicher Dekrete an bestimmten Orten, Kirchen zc., namentlich aber an solchen Altären und Seitenkapellen, welche hervorragenden Heiligen geweiht sind; auch an Gedenksäulen, als z. B. an jenem ebenso riesigen als barocken Marmorobelisk in Neapel, welcher oben die Madonna trägt. Die Inschrift am Fuß dieses Obelisken lautet wörtlich also: „Benedikt XIV. bewilligt vollständigen Ablaß einem jeden, welcher dies heilige Bild verehrt (che venera questa santa immagine — gemeint ist die erwähnte Madonnenstatue) und jedesmal, wenn man diese unbefleckte Mutter ehrt, befreit man eine Seele aus dem Fegfeuer." Unter einer in einem Glaskasten befindlichen Statue des Ecce homo las ich: „Vierzig Tage Ablaß einem jeden, der

*) St. Alfonso di Liguori hat seinem Werk über den Ruhm der Maria auch ein Preiskourant über Ablaß beigefügt. Es heißt S. 586: Für ein Salve regina vierzig Tage; für die Litanei zweihundert Tage. Wer fünf Pater und Ave bei der Passion Christi und den Schmerzen der Maria sagt, zehntausend Jahre. Kniebeugung vor dem Sakrament zweihundert Tage u. s. w.

fünf gloria patri spricht". Zwei Finger des Ecce homo waren mit goldenen Ringen besetzt, andere Ringe hingen mit Fäden an den Fingern, lauter Votivgaben der Gläubigen. In hunderten von Kirchen der verschiedensten Distrikte sah ich inwendig neben dem Eingang eine Tafel mit der Inschrift: „Gelobt sei Jesus Christ, wahrer Gott und Mensch. Hundert Tage Ablaß einem jeden, wer dies rezitiert." — Also um die Eintretenden zu dieser geringen Leistung zu veranlassen, hält die römische Kirche für nötig, das Lockmittel des Ablasses anzuwenden! — Jedes Jahr sind in der Kirche St. Chiara zu Neapel Ablaßschätze zu haben, welche 1562 geschenkt wurden. Ein Anschlagezettel zählte sie auch in diesem Jahre auf und man las unter den Bedingungen, daß wenigstens der feste Vorsatz, beichten zu wollen, nötig sei, ferner, daß man die genannte Kirche zur festgesetzten Zeit, am Fest des Eterno Padre *), besuchen müsse, daß man diese Leistung aber auch durch eine andere Person abmachen könne **).

Wie bestimmte Orte, so sind auch bestimmte Vereine mit Ablaßschätzen begabt, und jeder, welcher einer solchen Brüderschaft beitritt, gelangt durch diesen Akt in den Mitbesitz jener Schätze, die wir mit dem Stammkapital irgendeiner zu geschäftlichen Zwecken gegründeten Gesellschaft vergleichen können. Wohl keine der zahllosen Brüderschaften besitzt so reiche Indulgenzen, als die des Rosario oder Rosenkranzes. Man findet den genauen Nachweis in dieser Hinsicht in den Dominikanerkirchen, wo man denselben unter Glas und Rahmen in zwölf Kapiteln lesen kann, durch welche man haarscharf über die verschiedenen Indulgenzen und die Bedingungen ihrer Erlangung unterrichtet wird. Alle diese Vereine haben unsichtbare Ablaßschätze und sichtbare Geldschätze; es kommt sogar vor, daß letztere die ersteren überwiegen. In der Kirche St. Domenico in Neapel haben die Dominikaner eine große Tafel mit dem Verzeichnis der ihrem Orden zur Verfügung ge-

*) Siehe Teil I, zweites Kapitel dieser Schrift.

**) Großartige Ablaßschätze besitzt die einst so reiche Benediktinerabtei St. Trinità della Cava bei Salerno. Durch eine Bulle vom Jahre 1002 hat jeder, der in der Karwoche die Klosterkirche besucht, denselben Ablaß, den eine Wallfahrt nach Compostella in Spanien verschafft.

stellten Ablässe aufgehängt. Um diese Ankündigung zu lesen, brauchte ich mehr als eine halbe Stunde. — Nach dieser Tafel können auch Idioten, welche Mitglieder der Rosenkranzbrüderschaft sind, Ablaß „gewinnen", wenn sie beten nach Intention (secondo l'intenzione) des Papstes. Die letztgenannte Bedingung gilt für viele andere Indulgenzen und wiederholt sich bei allen möglichen Gelegenheiten.

Die Indulgenzen binden sich ferner an bestimmte Gelegenheiten. Heute wird das Sakrament zur Anbetung ausgestellt, morgen wird ein Madonnenbild gekrönt, ein andermal handelt es sich um eine Riparazione, d. h. um die Sühne einer Schmach, welche in irgendeiner Zeitung einem der zahllosen Heiligen oder der Madonna angethan ist; ein andermal um eine Wallfahrt oder um den hundertjährigen Erinnerungstag einer Madonnenkrönung, oder um die Belohnung eines Erzbischofs, der einen Peterspfennig am Thron des Papstes niederlegte, oder um den fünfzigjährigen Jubeltag eines frommen Vereins rc.; bei all' diesen Gelegenheiten wird aus dem Schatz der Kirche Ablaß gespendet. Kürzlich enthielt das Organ des Vatikans einen Brief an den Msgr. Pailleur, Stifter des Vereins der Piccole Suore, der kleinen Schwestern. Der genannte feierte am 20. Dezember vorigen Jahres sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, und bei dieser Gelegenheit wurden diesem wohlthätigen Orden als pia incitamenta*) besondere und bedeutende Indulgenzen zuteil, deren „Gewinnung" an keine schwierigen Bedingungen geknüpft war. Solche Gelegenheiten bieten sich an bestimmten Tagen, z. B. an den fünfzehn Sabbaten, welche dem Rosenkranzfest vorangehen, an allen Sonntagen, sowie an den sieben Marienfesten in gewissen Kirchen. Jede Stadt hat beim Fest ihres Schutzheiligen Ablaßschätze verfügbar. Neben der Prachtkapelle des St. Antonio in der Kirche St. Lorenzo zu Neapel liest man die Ankündigung, daß daselbst an jedem Dienstag völliger Ablaß und Vergebung aller Sünden zu haben ist und daß man diesen Ablaß durch das Verfahren des „suffragio" (hiervon nachher) auf die Seelen im Fegfeuer übertragen kann.

*) Fromme Ermunterungsmittel.

Sehr häufig bietet sich Gelegenheit zum besonders günstigen Erwerb (Gelegenheitskauf?) von Ablaß in denjenigen Kirchen Neapels, über deren Eingang man liest: Eine von den sieben (Una ex septem). Gemeint sind uralte Pilgerkirchen *). Während der letzten Jahre hat sich Neapel durch neue Stadtquartiere erweitert, der Erzbischof forderte zu Kirchenbauten auf und dies war wieder eine Gelegenheit, Indulgenzen anzubieten und zu erwerben. „Sechzig Tage" Ablaß werden denen angeboten, welche Gaben für neue Kirchenbauten zeichnen. Bei diesem Anlaß erfuhr ich, daß die Erzbischöfe ein wenig Ablaß zur Verfügung haben.

Die Indulgenzen teilen sich in vollständige und teilweise; letztere sind verschieden, und werden nach „Jahren" angegeben. In dieser Hinsicht folgt die Kirche einer uralten Ausdrucksweise, welche zugleich an die ersten Anfänge der Ablaßpraxis erinnert. Für Kirchenbuße ward ehedem eine Geldbuße gesetzt, die germanische Compositio, und die Geldbuße nach der Zeitdauer von Kirchenbußen bemessen. Indulgenzen dieser Art waren mithin keineswegs mit der venia peccatorum (Sündenvergebung) zu verwechseln. Wenn später die Indulgenz darin bestand, daß an Stelle der Kirchenstrafen irgendeine Leistung, z. B. Teilnahme an einem Kreuzzuge gesetzt wurde, so war ein solcher Ablaß nur irrtümlich mit der Sündenvergebung zu verwechseln. Heutzutage wird anscheinend das Wort indulgentia für gleichbedeutend mit remissio oder venia peccatorum genommen, wie dies bereits in jener Bulle geschieht, mit welcher Bonifazius VIII. im Jahre 1300 das erste Jubeljahr ins Leben rief: „plenissimam concedimus veniam peccatorum". In dem von Leo XIII. an den obengenannten Priester Pailleur gerichteten Breve heißt es: „Plenariam omnium peccatorum concedimus indulgentiam et remissionem" **).

Je nach den Leistungen und Bedingungen finden wir ein ge-

---

*) In dieser Hinsicht ist Neapel eine Nachahmerin und Rivalin Roms, wo schon im vierten Jahrhundert sieben Basiliken, z. B. St. Pietro, St. Giovanni in Laterano, St. Maria Maggiore das höchste Ansehen hatten. Jenes Rivalisieren begegnete uns schon im ersten Teil, viertes Kapitel: St. Petrus.

**) Wir bewilligen vollständigen Ablaß und Vergebung aller Sünden.

ringeres und größeres Maß von Indulgenz angeboten. Lesen wir z. B. die Tafel des Rosenkranzvereins, so scheint der Ablaß wie eine Ware abgemessen zu sein, so genau, daß man an einen Kaufmann denkt, welcher eine Ware nach Metern und Centimetern dem Kunden zuteilt. Anderswo heißt es: Ablaß von fünfzig Tagen, hundert Tagen, fünfhundert Tagen 2c. Dem Volke scheint diese Bezeichnung geläufig und insofern verständlich zu sein, als man weiß, daß ein Ablaß von „hundert Tagen" mehr ist und mehr Leistung verlangt, als einer von fünfzig. Dagegen habe ich nie bemerkt, daß irgendjemand die Herkunft jenes Jahrmaßes gewußt hätte. Auch habe ich nie eine Ablaßanzeige gefunden, in welcher von den „überfließenden" Werken der Heiligen die Rede gewesen wäre. Wozu sollte man sich auch die Mühe geben? Die Masse des Volkes hat keine Freude an Erörterungen aus der Dogmatik. In den meisten Fällen enthält eine solche Indulgenzanzeige noch das besondere incitamentum, daß der Ablaß, den jemand „gewonnen", sich auf die im Fegfeuer befindlichen Seelen übertragen lasse, eine Übertragung, welche per maniera di suffragio geschehe. Die lateinische Wendung lautet fast immer so: Indulgentia, quae et animabus Christifidelium per modum suffragii applicari potest*). Unter „Suffragio" denkt sich das Volk ein Gutschreiben zum Besten der Abgeschiedenen. Aus Liebe zu einem Verstorbenen verzichtet ein Lebendiger auf den erworbenen Ablaß; er will diesen nicht zu seinem eigenen Nutzen verwenden, sondern zur Erleichterung der in der Läuterungspein befindlichen Seelen.

Wiederholt habe ich in öffentlichen Anzeigen gelesen, daß bei dieser und jener Gelegenheit die vollständige Indulgenz „gewonnen" werden könne unter den „gewöhnlichen Bedingungen". Bisweilen werden als solche ziemlich ausführlich bezeichnet, daß man nach vorheriger Beichte und Kommunion dies und jenes Heiligtum besuche und in Übereinstimmung mit der Gesinnung und Absicht des Papstes bete. Bisweilen wird das reumütige Herz (Cuore contrito) als eine Bedingung hinzugefügt. Mit diesen Stücken sind die-

*) Ablaß, welcher den Seelen der Gläubigen durch das Suffragium zugeeignet werden kann.

jenigen Bedingungen genannt, deren Erfüllung in den Besitz einer indulgentia plenaria setzt, wobei wir bemerken, daß ein mit Sinn und Gedanken des Papstes in Übereinstimmung befindliches Gebet sich zu beziehen hat auf die Einigkeit der christlichen Fürsten, auf die Vernichtung der Ketzereien, auf die Bekehrung der Sünder und die Erhöhung (exaltatio) der heiligen Mutter, der Kirche.

Als Leo XIII. bei Anlaß seines Jubiläums die sieben Gründer des Ordens der Servi di Maria heilig sprach, wurden in allen großen Städten Italiens Jubelfeste zu Ehren dieser neuen Heiligen gefeiert. Der Generalprior jenes Ordens, M. Testa, erließ eine Bekanntmachung, worin auch die Indulgenzen, welche man bei jenem Fest gewinnen konnte, genannt wurden. § 2 jenes Anschlages lautete: „Alle Gläubigen, welche wahrhaft reumütig sind, gebeichtet und kommuniziert haben, welche die Kirche besuchen, in der man das Fest der sieben Gründer feiert, und beten nach Intention Sr. Heiligkeit, können vollen Ablaß erlangen, welcher auf die im Fegfeuer befindlichen Seelen übertragen werden kann. Diejenigen, welche (nur) reumütig jene Kirche während der Feste besuchen und beten, gewinnen hundert Jahre Ablaß einmal am Tage*). So hatte Leo XIII. im Reskript der Congregazione dei Riti vom 28. Februar 1888 verfügt, einer Verordnung für zweihundert Millionen Mitglieder der römischen Kirche! Der Leser beachte den Unterschied, welchen jenes Dekret aufstellt: Die wahrhaft Reumütigen auf der einen Seite genießen indulgentia plenaria, die (einfach) Reumütigen nur hundert Jahre. Wo ist die Grenze zwischen diesen beiden Klassen?

Viele Indulgenzen haften an allen möglichen heiligen Gegenständen. Dies scheint den neueren protestantischen Kirchenhistorikern nicht bekannt zu sein, wenigstens habe ich bei denselben nichts darüber gefunden. Unterm 16. Juli 1887 publizierte die Con-

*) Tutt'i fedeli i quali veramente contriti, confessati e comunicati, visiteranno la Chiesa in cui si celebra detta solennità, pregando secondo la mente di Sua Santità, possono conseguire l'Indulgenza Plenaria applicabile alle anime purganti. Quelli poi che contriti visiteranno detta Chiesa durante le feste, pregando, lucreranno l'Indulgenza di cento anni una volta al giorno.

gregazione delle Indulgenze in Rom ein Dekret, worin verfügt wird, daß die mit Indulgenzen bereicherten Gegenstände (gli oggetti arrichiti d'Indulgenze) den Gläubigen durchaus unentgeltlich gegeben werden sollen. Wenn jemand etwas dafür zahlt, so verlieren jene oggetti die an ihnen haftenden Ablässe. Gemeint sind geweihte Rosenkränze, Medaillen, Kruzifixe u. dgl. Wenn jene Kongregation sich veranlaßt sah, das Geldnehmen für solche Dinge zu verbieten, so blühte zweifellos der Handel mit solchen Dingen, also ein regelrechter Ablaßhandel. Ob dies Verbot Beachtung findet, müssen wir bezweifeln. Wie soll man sich aber die Sache denken, daß an einem Kruzifix Ablaß klebt? Es scheint dies eine Erfindung der Neuzeit zu sein. Bei den Theologen des Mittelalters habe ich in dieser Hinsicht nichts gefunden. — Welch' schwungvoller Handel in Rom mit anderen, nicht mit Ablaß beklebten, päpstlich geweihten oggetti getrieben wird, ist bekannt. Der Papst Leo XIII. weiß sicherlich nicht, daß schon die heidnischen Priester der Magna Mater in Rom wunderthätige Bilder, Amulette, lauter geweihte oggetti, verkauften*). Er weiß nicht, oder hat vergessen, was Christus spricht: Vergeblich dienen sie mir, weil sie lehren solche Lehren, die nichts als Menschengebot sind (Matth. 15, 9).

An der in der Kirche St. Domeniko zu Neapel befindlichen Kapelle des St. Nikolaus von Bari liest man eine Preisnotiz: Wer diese Kapelle besucht, nachdem er gebeichtet und kommuniziert hat, erhält vollständigen Ablaß; wer daselbst reumütigen Herzens betet, erhält einen Ablaß von fünfhundert Tagen. Um einen Ablaß von hundert Tagen zu gewinnen, ist keine besondere Mühe erforderlich; man braucht nur mit bußfertigem Herzen ein Gebet zur „Mutter des guten Rates“ zu richten. In der obengenannten Kirche fand ich unter Glas und Rahmen einen Vers, der auf deutsch lautet: „Du rätst mir, schöne Maria, und meine Seele wird selig sein. Bin ich einst an der Grenze meines Lebens, so hilf mir, dann werde ich zur Seligkeit gelangen“. Dieser Vers wird auf jener Tafel giaculatoria, d. h. ein spielender, hübscher

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 451.

Reim genannt und hinzugefügt: Wer ihn mit reumütigem Herzen hersagt, erlangt hundert Tage Ablaß. Um dasselbe Maß zu erlangen, fand ich anderswo als Bedingung aufgestellt: einen Monat hindurch täglich drei Gebete und drei Ave-Maria. In der Jesuitenkirche zu Neapel fand ich an einer Seitenkapelle eine Erklärung Pius IX., aus der man sich überzeugen kann, wie dieser Papst den Ablaßsuchenden das Joch der Bedingungen erleichtert. In jener Seitenkapelle ruhen die Gebeine des Francesco di Gerolamo, seiner Zeit von Pius IX. besucht. Wer sich jenem Altar naht und zu Ehren des Heiligen irgendein Gebet demütig (devotamente) hersagt (recita), erhält für diese Leistung eine Indulgenz von dreihundert Tagen.

Wir sprachen oben von der Methode des Suffragio*). Dieses Wort ist dem Volke geläufig, und nichts ist in der religiösen Praxis gewöhnlicher als dasjenige, was jenes Wort bezeichnet. Aus dem Substantiv bildet die Kirchensprache das Verbum suffragare und versteht darunter: durch das Meßopfer den im Reinigungsfeuer befindlichen Seelen zuhilfe kommen und ihnen durch Gutschreiben solcher Leistung einen Ablaß verschaffen, ein Mittel, dieselben möglichst bald der Läuterungsqual und der ferneren Strafduldung zu entnehmen, letzteres durch die gutmachende Sühneleistung der Messe. Diese „Messa di Suffragio“ bringt dem Klerus Süditaliens jährlich Millionen ein, bildet eine Hauptarbeit desselben und beschäftigt zu gewissen Zeiten alle verfügbaren Kräfte. Selbst die Armut erschwingt oft durch harte Entbehrung den Preis für solche Sühneleistung, um denselben jenem Moloch, genannt Totenmesse, in den Rachen zu werfen. Man bringt das Geld zusammen aus Liebe zu den abgeschiedenen Angehörigen, wobei aber auch der Eigennutz einen wichtigen Hebel bildet. Beim letzten Totenfest las man an den Kirchthüren Campaniens eine Aufforderung, sich den

*) Oft hatte ich Gelegenheit, mich bei Personen verschiedener Stände über das Wesen der Indulgenz zu unterhalten. In den meisten Fällen erhielt ich eine Auskunft, etwa so lautend: Ablaß besteht darin, daß jemand, der eigentlich hundert Jahre im Fegfeuer sein müßte, nur zehn Jahre darin bleibt. Als weitere Erläuterung erfuhr ich, daß dies durch den Prete (Priester) arrangiert werde. „Wir zahlen, der Priester macht dann alles.“

Vereinen für Totenmessen anzuschließen, „denn letztere bringen nicht nur den Seelen im Fegfeuer Vorteil, sondern schaffen auch denen großen Nutzen, welche diese Sühneleistung darbringen lassen (bezahlen!). Letztere schaffen sich neue Fürsprecher, die Seelen nämlich, welche durch die Messa di Suffragio erlöst werden *). An zahlreichen Altären liest man: Altare privilegiatum, dabei meist die Erläuterung, daß bei jeder an diesem Altar celebrierten Messe eine Seele aus dem Purgatorio erlöst wird. Jüngst ward um 11 600 Lire in allen katholischen Blättern Campaniens gebeten, um durch tägliche Messen den bei der Choleraperiode des Jahres 1884 Gestorbenen (d. h. den Armen) Sühneleistungen zu bieten. In kurzer Zeit hatte man jene Summe zusammengebettelt.

Vor drei Jahren entstand in Scafati (bei Pompeji) eine seltsame Aktiengesellschaft, welche in der Zeitung: „Die Mittagsglocke“ zur Zeichung von Aktien aufforderte. „Diese Gesellschaft“, so lautet diese Anzeige, „bietet für eine einmalige Zahlung von dreißig Cent. allen Teilnehmern für immer ca. 570 jährliche stille und gesungene Messen (messe annue piane e cantate) sowie zahlreiche Privilegien und vollständige, teilweise nebst stationären (stazionali) Indulgenzen, da diese Gesellschaft der Primärkirche von St. Maria di Monterone in Rom zugesellt worden ist. Die genannte Gesellschaft kann in Wahrheit den im Purgatorio befindlichen Seelen einen reichen Schatz von Verdiensten bieten und stellt sich unter das Protektorat der allerheiligsten Jungfrau, welche in Scafati unter dem Titel: Mutter der Jungfrauen verehrt wird. Der Erzbischof von Tarent, Monſ. P. Jorio, hat bereits dreihundert Aktien (azioni) gezeichnet. Immer der erste! Wir hoffen, daß sein Beispiel Frucht schaffe.“ —

---

*) Das lateinische Wort suffragium bedeutet bei den Klassikern das Votum bei einer Abstimmung, auch Beifall und günstiges Urteil. — Die römische Kirche hat dies Wort angenommen, aber mit einer anderen Bedeutung, nämlich Unterstützung, Empfehlung. Eine Messa di suffragio ist eine solche, durch welche die Seelen im Fegfeuer Unterstützung erhalten. Solche suffragia können auch durch Almosen und Gebetsleistungen geschehen, sowie durch andere fromme Werke, die man jenen gutschreibt. So lehrt das Konzil von Trient Sessio 25.

An die Kirche St. Lorenzo in Lucina zu Rom schließt sich eine ähnliche Gesellschaft, genannt: Pia opera in suffragio dei defunti. Der Kardinalvikar des Papstes hat diesem Verein sein Lob erteilt und dabei den Wunsch ausgesprochen, daß die Seelen, welche sich in den „sühnenden Flammen“ befinden, mit Gebeten, frommen Werken und dem allerheiligsten Meßopfer Erleichterung erhalten *). Seit 1883 besteht auch in der Kirche St. Maria del Pianto in Rom ein solcher Verein, der über fünfhundert Damen als Mitglieder zählt und kanonisch bestätigt worden ist. Als Patron desselben fungiert Monſ. Falconi, Luogotenente (Lieutenant) des Kardinalvikars in Rom. „Dies gesegnete Werk (sagt die Hofzeitung des Papstes) hat schon reiche Früchte des Glaubens und der Liebe hervorgebracht.“ Auch mit dem Heiligtum der Madonna di Pompeji (Kap. IV) ist eine pia Unione di suffragi verbunden.

Bei Anlaß seines Jubelfestes wollte Leo XIII. auch den Anime purganti **) im Fegfeuer eine Freude bereiten, öffnete die Ablaßschätze und ließ dieselben am 29. September 1888 durch die Messa di Suffragio jenen Seelen gutschreiben. — Warum thut der Papst dies nicht öfter? Er hat ja weder Mühe noch Kosten davon, eine solche Maßregel ist ja ebenso mühelos, als wenn er aus dem Schatz des Peterspfennigs jährlich etwa 50 000 Lire an die Armen Roms verteilen läßt. Da der Papst den unermeßlichen Schatz der Verdienste Christi, der Madonna und aller Heiligen zu seiner Verfügung hat, so wäre es ja am einfachsten, wenn er so viel von demselben nähme, daß alle Anime purganti der Gegenwart und Zukunft aus dem Purgatorio befreit würden. Warum erweist er ihnen diese Wohlthat nicht? Denkt er vielleicht, daß dann viele Millionen Francs für Seelenmessen wegfallen? In diesem Falle steht die Sache also: Der Papst läßt die Anime purganti im Fegfeuer brennen, damit der Klerus jährlich Millionen Francs ein-

*) Che le Anime, le quali giacciono nei tormenti delle fiammē espiatorie, vengano con preghiere, con pie opere e col sacrosanto Sacrificio della Messa alleviate.

**) Anime purganti werden in der amtlichen Sprache der Kirche diejenigen Seelen genannt, welche im Begriff sind, sich im Fegefeuer zu reinigen.

nimmt. Die römische Kirche, welche durch den Ablaß die Religion in ein Rechenexempel verwandelt, möge der Welt einmal Rechnung ablegen von dem Geldgewinn, den ihr der Ablaß gebracht und dabei diejenigen Summen anführen, welche durch die Ablaßjubeljahre in den Säckel des Vatikan strömten. Im Jahre 1300 erteilte Bonifazius VIII. vollkommenen Ablaß für ein ganzes sündiges Leben allen Rompilgern, und hunderttausende ablaßhungriger Seelen eilten nach Rom. Aus Menschenliebe und Geldgier setzten nachfolgende Päpste die Feier des Jubeljahres auf das fünfzigste, dann auf das dreiunddreißigste, endlich auf das fünfundzwanzigste Jahr. Was Ovid (Fasti I, 210) vom kaiserlichen Rom sagt, gilt ebenso vom päpstlichen Rom:

„Doch seitdem ihr das Haupt in dem Glanze des Glückes gehoben,
Daß mit dem Scheitel berührt Roma die Götter sogar,
Wuchs auch empor mit der Habe zugleich wahnsinnige Habgier.“

Wir haben in dem obigen Teil unseres Kapitels nachgewiesen, daß die heutige Ablaßpraxis der römischen Kirche aufs tiefste in das religiöse Leben des Volkes eingreift und mit demselben so fest verwachsen ist, wie der Faden mit dem Netz. Ablaß ist das tägliche Brot in allen Ständen, bei Hohen und Niedrigen, er ist dasselbe auch für die Kirche, sofern er der letzteren (namentlich in Hinsicht der Gutschreibung für das Konto der Anime purganti) nicht weniger einbringt, als zu den Zeiten eines Tetzel und Konsorten, welche das betrogene deutsche Volk mit dem Spottnamen „Pfennigprediger“ bezeichnete, wobei man nicht versäumte, von diesen Marktschreiern Ablaßsühne zu kaufen. Die wirkliche Bedeutung römischer Ablaßpraxis lernt man nur in Italien kennen. Weil neuere Polemiker und Kirchenhistoriker höchstens eine kurze Reise durch dies Land machten, haben dieselben jene Bedeutung nicht kennen gelernt und den Ablaß als Nebensache behandelt. Sie wenden sich gegen die auf dem Papier stehende Lehre der Kirche, diesen vorgeschobenen Strohmann, hinter dem sich die Kirche versteckt, welche sich ins Fäustchen lacht, wenn dieser Strohpuppe einige zahme Hiebe versetzt werden.

Die heutige Ablaßpraxis ist einer aus zahllosen großen und kleinen Rädern bestehenden Maschine zu vergleichen, als deren Heizer die Theologen des dreizehnten Jahrhunderts fungieren, an ihrer Spitze St. Thomas von Aquino, den Leo XIII. zum Normaltheologen gestempelt und zum Halbgott (Santo) gemacht hat *). Christus, Maria, die Heiligen haben mehr Verdienste erworben, als für ihren eigenen Bedarf nötig war, dieses Übermaß bildet einen Schatz, welcher Eigentum des gesamten mystischen Körpers der römischen Kirche ist und denjenigen Gliedern der letzteren zu Gute kommt, welche zu wenig Verdienst haben, also einer Ergänzung bedürfen.

Alle Glieder am Leibe der römischen Kirche, d. h. die Heiligen im „Paradiso", die Anime purganti im Fegfeuer, sowie die auf Erden lebenden bilden also eine auf Gegenseitigkeit beruhende Versicherungsgesellschaft, in welcher jeder im Falle der Bedürftigkeit eines Mitgliedes haftet und seinen Beitrag zur Unterstützung leistet. Im Zustand der Bedürftigkeit sind alle Anime purganti, sowie alle jetzt auf Erden Lebenden, von letzteren ausgenommen die noch atmenden wenigen Santi, mithin ruht die Last der Unterstützung auf den Santi im Paradiso, welche einen überfließenden Reichtum besitzen. Um letzteren nutzbar zu machen, wird er nach Bedarf denen zugewendet, welche Mangel leiden. Genannte Versicherungsgesellschaft hat, wie selbstverständlich, einen Verwaltungsrat, nämlich jene Abteilung von Kardinälen, welche als „Kongregation der Indulgenzen und Reliquien" bezeichnet wird. An ihrer Spitze steht der Papst, der übrigens auch als souveräner Gebieter verfährt, wenn es sich um die Verteilung und Zuwendung aus dem Schatz der überfließenden Werke an solche handelt, welche zu wenig Verdienst besitzen. Alle Mitglieder dieser Gesellschaft sind von der Solidität der letzteren überzeugt und halten das Gesellschaftskapital, dem durch neue Heilige stets neue Verdienstkapitalien zufließen, für unerschöpflich. Sollte aber nicht der Fall eintreten können, daß die Mitglieder des Verwaltungsrates allzuviel aus dem Schatz des Verdienstkapitals für

*) Siehe siebentes Kapitel: „Ein Vergessener".

ihren eigenen Bedarf verwenden? Wenn (was nicht zu fürchten) dieser Fall eintreten sollte, so bringt dies den übrigen Mitgliedern keine Gefahr, denn der Schatz ist unerschöpflich, es bleibt immer genug übrig.

In dieser Anschauung wurzelt der Baum heutiger Ablaßpraxis, seine Wurzeln saugen Nahrung aus dem Sumpfwasser solcher Gedanken, welche die Selbstverantwortlichkeit beseitigen, den Ernst der Sünde umschleiern, jedem Frevel und frevelhaften Leichtsinn eine Hinterthür öffnen und wie Spreu zerstäuben vor dem von der römischen Kirche vergessenen Wort: „Wenn wir gethan haben alles, was wir zu thun schuldig sind, so sind wir doch nur unnütze Knechte“.

Wir fragen den Verwaltungsrat jener Versicherungsgesellschaft: Wenn aus dem Schatz der überflüssigen Werke dem X oder Z etwas zugewendet, also Ablaß zugeteilt wird, haben dann diese Personen davon Sündenvergebung, oder nur Straferlaß? — Was kümmern sich die im Purpur stolz einherschreitenden Verwaltungsräte um die Fragen einer mit Bedenken geplagten Seele? Wenn sie auf solche Frage auch antworten, so bleibt vor lauter unklaren Definitionen eine solche Seele doch „so dumm, als wie zuvor“. —

Vielleicht erlangen wir Klarheit, wenn wir auf den Unterricht achten, den die Kirche ihren unmündigen Gliedern, den Kindern, erteilt.

In den Pfarrkirchen Süditaliens findet jeden Sonntag Nachmittag „Dottrina cristiana“ statt, wie wir sagen Kinderlehre. Die Kirche überläßt diese so wichtige Arbeit jungen Priesterseminar-Zöglingen, Jünglingen im Alter von 18—19 Jahren, welche den Kindern Sätze aus einem Lehrbuch vorsagen, worauf diese gedankenlos nachsprechen. In den verschiedensten Kirchen habe ich mehr als hundertmal dieser „Dottrina“ beigewohnt, dabei nie einen Pfarrer gesehen, nie den leisesten Versuch gehört, die Kinder durch freie Unterredung mit dem Lehrstoff vertraut zu machen und zum Verständnis desselben zu bringen. Alle Kinder, welche bei der Dottrina erscheinen, gehören den niederen und niedrigsten Ständen an, die meisten besuchen keine Schule, keines bekommt ein Lehrbuch

in die Hand, je zwölf bilden eine Gruppe und wenn etwa 20 bis 30 Gruppen in einer Kirche jenen Unterricht empfangen, so heißt dies, den neapolitanischen Straßenlärm und neapolitanische Straßenscenen in die Kirche verlegen. Man denke hinzu die Lebhaftigkeit südlicher Kinder, die Wildheit der Straßenbuben, von denen viele wie die Indianer aufwachsen, so hat man einige Anhaltspunkte, um sich eine annähernde Vorstellung von dieser Dottrina zu machen. Oft wurde ich an eine Geschichte unseres Fr. Reuter erinnert. Die genannten Priesterzöglinge pflegen nämlich in der Linken das Buch, in der Rechten eine lange Gerte zu halten, das Buch zur Erziehung des Geistes, die Gerte — — für einen anderen Zweck.

In einer jener Dottrina-Stunden hörte ich, was die Kinder vom Ablaß lernen, erhielt von dem Priesterzögling, nachdem er sich den Schweiß von der Stirn gewischt und seine Indianerschar entlassen hatte, auf meine Bitte das kleine Lehrbuch und bin imstande, nach letzterem zu berichten. Dieser Katechismus hat den Titel: „Christliche Lehre, aufs neue gedruckt auf Anordnung des Herrn Kardinal G. Sanfelice, Erzbischof von Neapel, zum Gebrauch der Kirche". Dies Büchlein hat 68 Seiten und auf Seite 57 lesen wir die Überschrift: Delle Indulgenze e del Purgatorio. Ich übersetze Wort für Wort.

„Wenn wir Gott für unsere Sünden nicht völlig Genugthuung geleistet haben, giebt es dann ein Mittel in der Kirche, welches unsere Mängel ergänzen könnte?

„Es giebt Indulgenzen, welche die Kirche bewilligt infolge der Vollmacht, welche sie zu dem Ende von Jesus Christus besitzt.

„Was ist Indulgenz?

„Ein Erlaß (remissione) der Strafe, welche sich gebührt für unsere Sünden, die in Hinsicht der Schuld schon verziehen worden sind.

„Wie erläßt (rimette) uns die Kirche durch Indulgenzen die Strafe, welche sich gebührt für unsere Sünden?

„Durch das Mittel gewisser von ihr vorgeschriebener frommer Werke eignet sie uns die Genugthuungen (soddisfazioni) Jesu Christi, sowie die überfließenden (soprabbondanti) Verdienste der

S. S. Maria und der Heiligen zu und so erläßt sie die Strafe, welche wir leiden sollten für unsere Sünden.

„Beabsichtigt die Kirche, wenn sie uns Ablaß bewilligt, uns von jeder Art Büßung (penitenza) zu dispensieren?

„Nein, denn das Leben eines Christen kann nicht ohne penitenza sein, um so mehr, weil es sehr schwer ist, alle Eigenschaften zu haben, welche erforderlich sind, um völlig an jenen geistlichen Schätzen teilzunehmen.

„Was muß man thun, um die Indulgenzen zu gewinnen?

„Man muß in der Gnade Gottes (grazia di Dio) sein und genau dasjenige beobachten, was zu dem Ende die Kirche vorschreibt."

Hiermit endigt die Dottrina cristiana vom Ablaß.

Obige Sätze werden von den Kindern nachgeplappert, der junge Priester sagt sie Wort für Wort, und ebenso wiederholt sie ein Kind, welches oft nur sieben, höchstens zwölf Jahre zählt. Dabei fehlt es nicht an Unterbrechungen, Gelächter, Geheul, an boshaften Streichen und Geplauder. Manche Kinder, die jahrelang dasselbe geplappert haben, wissen die Sätze auswendig und lassen die südliche Zungengeläufigkeit glänzen, letzteres unter Lobeserhebungen des Priesterjünglings, welcher solche Leistung durch ein Heiligenbild belohnt.

Wie viele Ellen oder Pfunde ihres gepriesenen Ablasses bedarf die römische Kirche, um von den Strafen frei zu werden, welche sie für die Fabrikation des erwähnten Katechismus verdient?

Wann wird die römische Kirche anfangen, das Meisterwerk des lutherischen kleinen Katechismus kennen zu lernen, um sich ihrer eigenen Fabrikate zu schämen?

Diese Fragen habe ich mir vorgelegt, wenn ich bei jener sogenannten „Dottrina cristiana" manch schönes, kluges, bisweilen frommes Kinderauge erblickte und sah, wie diese armen Kinder von einer Kirche vernachlässigt werden, welche das Wort Christi vergessen hat: „Wer eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er im Meere ersäuft würde, wo es am tiefsten ist."

Obiger Katechismus macht, wie wir gesehen, einen Unterschied

zwischen Vergebung der Schuld und Erlaß der Strafen und sagt, daß der Ablaß nur Straferlaß sei. Obgleich nicht gesagt wird, welche Strafen gemeint sind, so müssen wir doch aus dem übrigen Inhalt jenes Büchleins schließen, daß darunter nicht nur kirchliche, sondern auch göttliche, nicht nur diesseitige, sondern auch jenseitige Strafen verstanden werden. — Die Kirche lehrt, daß die Sünde, auch wenn sie nach Seiten der Schuld vergeben ist, durch Erleidung von Strafen zu sühnen ist. Eine solche Sühneleistung kann in eine andere verwandelt werden. Zu dem Ende sagt die Kirche zu dem Sünder: Leiste ein gutes Werk, z. B. Almosen, Kirchgehen, hundert, tausend Ave Maria, eine Wallfahrt 2c., diese Leistung wird das Mittel, wodurch dir so und so viel aus dem Schatz überflüssiger Heiligenleistungen als Sühnemittel gut geschrieben, die Strafleistung also beseitigt, die Strafzeit gekürzt wird.

Somit schließt sich obiger Katechismus an die erwähnte Lehre der Theologen des dreizehnten Jahrhunderts an, welche den Ablaß als Straferlaß faßten. Hier aber gilt das Wort: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!“ Wie macht sich die Sache in der kirchlichen Praxis?

Der Unterschied zwischen Sündenerlaß und Straferlaß ist dem gewöhnlichen Menschenkinde zu fein, jedermann meint, daß alles abgethan sei, wenn man nur Straferlaß hat. Dazu kommt, daß die römische Kirche ihre Glieder daran gewöhnt hat, über Dinge der Religion nicht zu denken. Faktisch steht die Sache so, daß man den Straferlaß für vollgenügend betrachtet, um mit der Sünde in all' und jeder Hinsicht fertig zu werden. Ist man von der Strafe frei, was will man dann noch mehr? Jene Verwechslung von Straferlaß und Sündenvergebung herrschte schon im Mittelalter, als die Päpste den Ablaßhandel an Generalpächter*) gaben und diese wieder ihre Unterpächter hatten, ein fluchwürdiger Frevel sogenannter Stellvertreter Christi. Wann hat die römische Kirche für jenen seelenmörderischen Frevel öffentlich Buße gethan? Nie. Die „Kirche“ sündigt nicht! Der Jesuiten-

*) Kurfürst Albrecht von Mainz und Chr. de Forli (Schweiz) waren Ablaßpächter zu Luthers Zeit.

zögling Leo XIII. läßt die Welt ebenso im Dunkel, wie dies von seinen Vorgängern geschehen ist, er hat niemals klar und deutlich ausgesprochen, daß der Ablaß sich nur auf Straferlaß bezieht, hat nie gesagt, daß dieser Erlaß Nebensache sei und man die Hauptsache mit Gott abmachen müsse, nämlich die Sündenvergebung, welche keinem Menschen zusteht, vielmehr thut er alles, um die angeblichen zweihundert Millionen Seelen seiner römischen Kirche in dumpfer Gedankenlosigkeit zu erhalten. Am 12. März 1881 erließ Leo XIII. eine Ankündigung, worin der Ablaß als Sündenvergebung bezeichnet ward. Deutlicher lauten die Ablaßdekrete, welche derselbe Papst dem Heiligtum der Madonna von Pompeji übersandt hat. Wir haben diesen neuen, bereits zum Weltruf gelangten Wallfahrtsort schon im vierten Kapitel erwähnt. Am 8. Mai 1887 war ich Zeuge eines Festes daselbst, bei welchem der Kardinal la Valletta im Auftrage des Papstes das Wunderbild der Madonna di Pompeji krönte. Laut Reskript vom 22. März 1887 bewilligte Leo XIII. allen Besuchern jenes Festes Indulgenza plenaria e la remissione di tutti i loro peccati*). Siebenundzwanzigtausend Personen nahmen als Kirchenbesucher an jenem Feste Teil. Unter dem Datum des 29. März 1887 bewilligte Leo XIII. Indulgenza plenaria e la remissione di tutti i peccati einem jeden, welcher an einem beliebigen Tage des Jahres das genannte Heiligtum besucht. Unter demselben Datum ward durch päpstliches Dekret der Hauptaltar jenes Heiligtums „privilegiert“, erhielt also das Recht, durch jede daselbst celebrierte Messe eine Seele aus dem Fegfeuer zu befreien. Diese Dekrete habe ich in der Sakristei jener Kirche gesehen, wo sie jedem gezeigt werden, auch sind sie abgedruckt in der Monatsschrift „Il Rosario o la nuova“, Pompeji 1888, Heft I, Seite 16 ff. An derselben Stelle wird ein vom 22. Juni 1889 datiertes päpstliches Dekret verwahrt, welches Indulgenza plenaria denjenigen zuspricht, welche die pia prattica der fünfzehn Sabbati des Rosen-

---

*) Indem Leo XIII. unter seinem Ablaß die Sündenvergebung mitbegreift, also nicht nur den Straferlaß, stimmt er mit Tetzel überein. Siehe den Anhang zu diesem Kapitel.

kranzes üben. Unterm 8. Juli 1889 endlich hat Leo XIII. den sogenannten Portiuncola-Ablaß der Franziskaner *) auf das Heiligtum der Madonna di Pompeji übertragen, nach welchem man Indulgenzen, Vergebung der Sünden (peccatorum remissiones) und Nachlaß von Pönitenzen (poenitentiarum relaxationes) erlangt. Dies Dekret ist abgedruckt in obengenannter Monatsschrift, Jahrgang 1889, August, Seite 115. Derselbe Leo XIII. erklärte das Jahr 1886 für ein Jubeljahr und eröffnete für dasselbe bedeutende Ablaßschätze. Er wandelt also in den Fußtapfen Bonifazius VIII., der 1300 das Jubeljahr erfand.

Vor sechshundert Jahren nannte der Franziskaner Berthold von Regensburg, der als gewaltiger Volksprediger Deutschland durchzog, die Ablaßlehre einen Seelenverführer und Mörder wahrer Buße. Luthers 32. These vom Jahre 1517 lautet: Die werden samt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein. Weiteres enthält Luthers Schrift: „Wider Hans Wurst“.

Verfasser hörte von der Kanzel der Kirche St. Domenico in Neapel eine Rede über den Ablaß. Redner ließ das Wesen desselben im unklaren und als Hauptsache führte er an, daß derselbe ein wichtiges Reizmittel für gute Werke sei. Dies wurde mit Citaten aus alten und neuen Schriften erhärtet. Dazu brachte er zahlreiche Beispiele aus dem täglichen Leben. „Zahllose Werke des Wohlthuns, woher stammen sie? Die Hoffnung auf Erlangung der Indulgenzen hat sie veranlaßt. Seht die Scharen der Kirchgänger, seht die Scharen von Wallfahrern, von Betenden, die Teilnehmer an unseren Festen, was treibt sie an, was füllt die

*) An einer Kirche zu Portiuncula hatte St. Francesco seine erste Wohnung, dort hatte er, wie die Franziskaner sagen, eine Offenbarung Christi, der ihm jenen Ablaß bewilligte, den Papst Honorius III. bestätigte. Am 2. August jeden Jahres holen sich dort noch jetzt viele Tausende diesen Ablaß, wobei es ebenso hergeht, wie bei türkischen oder indischen Festen.

Kirchen, was ruft die Festhaufen zusammen? Der Ablaß!" — Das Beste an dieser Predigt war, daß der „heilige Redner" vollständig recht hatte. Aber ohne es zu wissen und zu wollen, ward seine Rede eben deshalb zu einem vernichtenden Urteil über die römische Kirche.

Hier ist wieder ein Punkt, den neuere Beurteiler des römischen Kirchentums nicht berühren, weil sie die Praxis der Kirche nicht kennen.

Indem die Kirche den Ablaß als Reizmittel, incitamentum, betrachtet und benutzt, erklärt sie damit, daß sie außerordentliche Mittel nötig hat, um die Ihrigen zu guten Werken zu bringen*). Dies Reizmittel wendet sich aber an den Eigennutz. Wer gute Werke im Hinblick auf den zu erlangenden Ablaß thut, der thut dies, um davon seinen Nutzen zu haben, mithin kommen zahllose gute Werke (Gebete, Almosen, Kirchgehen, Wallfahrten u. s. w.) aus unreiner Quelle und werden trotzdem als gute, wahrhaft wertvolle Werke betrachtet. Diese Werke bleiben natürlich stets sporadisch, sie sind kein Thun, welches ohne äußeren Gesetzeszwang, ohne Berechnung kontinuierlich aus der Seele quillt. Das Gutthun entquillt hier nicht aus dem Gutsein und bleibt ein Anhängsel des Menschen, welches ebenso wenig zu seinem Fleisch und Blut gehört, wie der Hut, den er aufsetzt, oder ein Orden, den er anlegt. So wird der Ablaß zum incitamentum des Eigennutzes, wobei sich die Tugend in ein Rechenexempel verwandelt und der Mensch sich daran gewöhnt, die Quelle der guten Werke für gleichgültig zu achten. Das Wort „Ablaß" zeigt uns die römische Kirche als eine Anstalt, welche in pharisäischer Verblendung und in selbstgerechtem Stolz eine Besserungsanstalt zu sein vorgiebt, in Wahrheit aber eine Verschlechterungsanstalt ist, eine Brutstätte des Eigennutzes, der Selbstsucht, der Unlauterkeit. Um größere Pilgermassen nach Rom zu bringen, läutete Leo XIII. die Ablaßglocke. Die Sünden der Menschen brachten Christum ans Kreuz, der

*) Wie Leo XIII. den Ablaß benutzt hat, nämlich für sein Jubiläum, habe ich nachgewiesen in meiner bereits erwähnten Schrift: „Leo XIII. und sein Jubiläum" (Leipzig, Grunow).

Stellvertreter Christi benutzte die Sünden der Menschen, um das Papsttum mit Glanz zu versehen.

Endlich treten uns im Ablaßwesen Charakterzüge entgegen, welche die Verwandtschaft römischen Kirchentums mit dem antiken römischen Religionswesen erkennen lassen. Auch dies ist ein Punkt, der bei Beurteilung des Ablasses heutzutage übersehen, weil nicht erkannt wird.

Kaufmännisches Berechnen und Abwägen ist ein Hauptcharakterzug des römisch-heidnischen Religionswesens. Religion war Kultus, dieser bestand aus einer Menge von peinlich genau bestimmten, sorgfältig formulierten Leistungen, jede derselben ein den Göttern schuldiger Tribut. Um Leistungen der Götter zu erlangen, geschahen Leistungen vonseiten der Menschen, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig*). Derselbe Charakter ist der römischen Kirche eigen. Religion ist in erster Linie nicht ein S e i n, sondern ein äußerliches Handeln, ein L e i s t e n von Werken des Kultus und anderer Werke, alles wird berechnet, der Nutzen arithmetisch erwogen, vor allen Dingen in der A b l a ß p r a x i s. Sie macht die Kirche zu einem Kaufmannsgeschäft, in welchem das Buch des Conto corrente eine Hauptsache ist. In diesem werden Posten summiert, es wird addiert, subtrahiert, neue Posten eingestellt. Es handelt sich um ein lucrare und guadagnare, wie wir oben sahen, und nochmals sei hier bemerkt, daß diese in der Ablaßpraxis gebräuchlichen Wörter der kaufmännischen Geschäftssprache entlehnt sind.

Jene kaufmännische Berechnung im römisch-heidnischen Religionswesen zeigte sich vor allen Dingen in den reinigenden, ausgleichenden, gutmachenden Religionshandlungen**). Dieselben waren zahllos, wie heute die Handlungen, mit denen man zum gutmachenden, ausgleichenden Ablaß gelangt. Opfer, Gebete, Prozessionen dienten einst zum gutmachenden Sühnen; Besprengungen, Räucherungen,

*) Das Wort Religio, welches leider in die deutsche Sprache übergegangen ist, bezeichnet nach dem Sinn der Römer die peinlich genaue Ausübung heiliger Gebräuche. P r e l l e r, „Römische Mythologie“, S. 2 u. 126.

**) P r e l l e r, „Römische Mythologie“, S. 110. 116 u. 369 ff.

Waschungen hatten denselben Zweck, mußte doch jeder noch so kleine Verstoß, z. B. bei Kultushandlungen, gesühnt, d. h. wieder gutgemacht werden. Dies ausgleichende, genau formulierte und abgewogene Sühnewesen umzog die heidnische Römerwelt wie mit einem Netz, welches wir in der heutigen Praxis der römischen Kirche wiederfinden. Die während der Kaiserzeit nach Italien gelangten orientalischen Kulte vermehrten die gutmachenden Sühneleistungen namentlich durch sühnende Weihen aller Art. Bei den aus dem Orient nach Italien gekommenen sogenannten Taurobolien konnte eine Person zugunsten einer anderen diese Gutmachung übernehmen, auf deren Nutzen verzichten und den errungenen Nutzen anderen gutschreiben lassen. Also ein „Suffragio" und ganz dasselbe, als wenn heutzutage jemand seine vollbrachte Leistung einer Seele im Fegefeuer gutschreiben läßt. Jene sühnenden Weiheleistungen geschahen im heidnischen Rom auf dem Mons Vaticanus, wie dadurch bewiesen wird, daß man in unmittelbarer Nähe der Peterskirche Altäre der Taurobolien gefunden hat. Der letzte stammt aus dem Jahre 390 nach Christo. So lange also hat sich dieser Brauch in dem hartnäckig am Heidentum festhaltenden Rom behauptet*). An derselben Stelle steht heute der Vatikan, der seinen Namen dem Heidentum verdankt und dem die christliche Kirche jenes Heidentum zu danken hat, welches wir im Ablaß wiederfinden, speziell in den Ablaßleistungen, welche im Conto corrente der römischen Kirche den Abgeschiedenen als Guthaben gebucht werden!

Das geschäftsmäßige Taxieren, das handwerksmäßige Abmessen von Religionsleistungen, insonderheit der gutmachenden Sühne, finden wir in erneuter und vermehrter Auflage wieder in den römisch-katholischen Bußbüchern (libri poenitentiales) des Mittelalters. Die heidnisch-kaufmännische Religionspraxis schuf in denselben Preisverzeichnisse für Satisfaktionen und nahm aus

*) Siehe Preller, „Römische Mythologie", S. 741. Die an den gefundenen Altären vorhandenen Inschriften sagen ausdrücklich, daß diese sühnenden Weiheleistungen in Stellvertretung vollzogen wurden. So liest man z. B., daß eine solche dem Hadrian zu Gute kam. — Dies ist die Idee des heutigen „Suffragio".

dem germanischen Heidentum die Geldleistung auf. Dies kannte das hellenisch-römische Heidentum nicht, der römischen Kirche aber war auch das Heidentum der Germanen genehm. Die römische Kirche hatte es also zum Preiscourant gebracht. Der auf heidnischer Grundlage errichtete Bau stieg höher, die scholastischen Theologen fügten die letzten Steine hinzu — das Gebäude stand fertig da. Im Ablaß nach seiner Theorie und Praxis hat sich der das römische Religionswesen durchdringende kaufmännische Geist folgerichtig zur vollendeten Auswirkung fortgebildet *).

Im Ablaßwesen tritt uns eine gewisse Originalität der römischen Kirche, welche wir derselben wiederholt absprechen mußten, entgegen. Preiscourante für Sühneleistungen, vollständigen und teilweisen Ablaß, Ablaßhandel, Ablaßpächter, Finanzspekulation, Conto corrente und Gutschreibung für die Toten, überflüssige Verdienste, Verwaltungsrat für die letzteren, Aktiengesellschaften mit Aktien à 30 centisimi, Gebete nach Intention des Pontifex maximus, Ablaß für Idioten u. s. w. — dies alles kannte das römische Heidentum nicht, dies ist vielmehr Eigentum der heiligen apostolischen römischen Kirche.

Die Anfänge der Indulgenzen zeigen sich im Heidentum. Im sechsten Buch seiner Satiren 510—545 schwingt Juvenal die Geißel spottenden Grimmes über den Ablaß, welcher sich in Rom mit dem Kultus der Isis verband. Für die Strafe, welche sich gebührt hätte, läßt ein Priester die Leistung einer Gabe von hundert Eiern (V. 517) eintreten, ein anderer, zur „glatzigen Herde" (tonsierten Priestern) der Isis gehörig, läßt behufs Sündenerlaß die Gabe einer gemästeten Gans und eines leckeren Küchens gelten (V. 540). Also Straferlaß und Sündenvergebung durch Leistung. Der genannte Dichter sagt: Nisi se centum lustraverit ovis, d. h. wenn sie (die römische Dame, welche sich vor der

*) Der Kirchenlehrer Gregor von Nazianz tadelt im vierten Jahrhundert den schon damals in die Kirche sich eindrängenden Kaufmannsgeist. Er braucht das bezeichnende griechische Wort Christokápelos und Christémperos, d. h. einer der mit Christus einen Vertrag und Handel abschließt. Neander, „Kirchengeschichte", II, 2. 684.

Strafe ihrer Sünde fürchtet) sich nicht durch hundert Eier entsündigt. Das Wort lustrare bezeichnet das sühnende Reinigen. Unter der Pflege jener tonsierten Isisprediger, der glatzigen Herde, begann ein Gewächs zu wachsen, welches heute zu einem Riesenbaum geworden ist, der, gepflegt von dem tonsierten Klerus der römischen Kirche, seinen giftigen Schatten weit erstreckt. Dieser Baum heißt Ablaß.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Nachfolger des Neptun.

„Weihe den Göttern Gelübde,
Dann neigen sie freundlich sich nieder."
Virgil.

„Glaubt nicht, daß sie verschwunden sind, die Götter dieser Fluren." Dies Dichterwort gilt auch vom „heiligen" Meer. Hellenischer Glaube hatte dasselbe mit göttlichen Wesen bevölkert, die Kunst verlieh letzteren ideale Gestalt und in dieser standen die Meeresgötter inmitten des tiefreligiösen Hellenenvolkes, welches denselben einen reichgegliederten, feierlichen Kultus weihte. Diese Götter sind nicht verschwunden.

Die Nereiden, Töchter des Meergottes Nereus, deren elfenhafter Chor einst am sonnigen Meeresstrande Tänze aufführte, leben im heutigen Griechenland weiter in den „Neraiden", von denen die dortigen Volkslieder singen und sagen und an welche das Volk fest glaubt. „Die guten Herrinnen" werden sie genannt, sie lieben den Reigentanz, verstehen sich auf Spinnrocken und Webstuhl, wie die homerische Kalypso, lassen ihre lockende Stimme hören, wie die Sirenen, sie haben sogar bestimmte Kultusplätze, wo man ihnen Opfergaben, in Kuchen und Honig bestehend, hinstellt*). Wie

*) Hierüber auch B. Schmidt, „Das Volksleben der Neugriechen", S. 98 ff. Kürzer äußert sich über denselben Gegenstand Wachsmuth S. 30. „Unter der Hülle des Christentums zeigt sich in Hellas leicht verschleiert massenhaftes Heidentum."

einst Heroen von den Göttern abstammen sollten, so rühmen sich im heutigen Hellas manche ihrer Abstammung von den „Neraiden".

Zum Herrschaftsgebiet der Afrodite rechnete man auch das Meer, weswegen man ihr in dieser Hinsicht das Prädikat Eupleua (gute Seefahrt) gab und ihr als solcher Gottheit Tempel baute. In Neapel ist dicht am Meer eine von Seefahrern mit Gebeten und Gelübden angerufene Madonna mit dem Beinamen del porto salvo (des sicheren Hafens) und am Posilip steht an derselben Stelle, wo sich ein Heiligtum der Venus Eupleua befand, eine Kirche der Madonna *).

Zu den anziehendsten Gestalten der hellenischen Heldensage gehört das Zwillingspaar der Dioskuren, Castor und Pollux, der strahlenden, göttlichen Jünglinge, welche auf weißen Rossen als Helfer in der Feldschlacht erschienen, ebenso im Seesturm, wenn düsteres Nachtgrauen den Seefahrer erschreckt, zur Hilfe eilten. Sotēres (Retter) wurden sie genannt und der Schiffer begrüßte den Stern der Dioskuren als Zeichen der Rettung **).

„Heil dem geängstigten Schiff bringet der Brüder Gestirn."
(Ovid, Fasti V, 720.)

Lysander, ein hellenischer Admiral, dem die Dioskuren Rettung gebracht, sandte dem delphischen Heiligtum zwei goldene Sterne als Weihegabe. Horaz wünscht (Ode I, 3) seinem Freunde als Geleit für die Meerfahrt die lucida sidera und meint damit die Sterne der Dioskuren. „Wenn dies Gestirn dem Seemann heiter funkelt, so ruhen die Winde, so sinkt die drohende Brandung"

---

*) Siehe erster Teil, erstes Kapitel: Tempel und Kirchen. — Obengenannte Madonna heißt Madonna del Faro (Leuchtturm), weil sie den Schiffern den Dienst des Faro leisten, d. h. sie in den Hafen führen soll. — Aus Griechenland berichtet B. Schmidt: Die Einwohner der Insel Melos verehren die Madonna als Thalassitria, Meerbeherrscherin. (Seite 39 obengenannten Werkes.) Horaz, Ode 35, im ersten Buch, nennt die Fortuna: Flutenbeherrscherin. Auch Pallas Athene geleitete die Seefahrer. Siehe den Schluß von Euripides Tragödie: Iphigenia in Tauris. „Auch ich geleite eure Fahrt als Schutz."

**) Palämon, Hort der Schiffer, sei uns gnädig, und ihr, ihr Dioskuren, wenn ihr dort am Strande weilt. Euripides Iphigenie in Tauris.

(Horaz, Oden I, 12). Als der Apostel Paulus von Malta nach Italien segelte, hatte sein Schiff als Abzeichen die Sterne der Dioskuren (Apg. 28, 11). — Letzteres ist auf dem Mittelmeer bis heute nicht verschwunden. Auf den Inseln, an den Küsten des süditalischen Festlandes habe ich die Abzeichen der Seefahrzeuge genau betrachtet und die Sterne (der Dioskuren) in hunderten von Fällen wiedergefunden. Die Schiffer kennen die Dioskuren nicht, von den Sternen sagen sie: Antiker Brauch. — Hellenische Seefahrer hatten einst das Bild der Meergöttin Thetis als Abzeichen vorne am Schiff, an derselben Stelle fand ich die — Madonna!

In Neapel war ein Tempel des Castor und Pollux, der in eine Kirche des Petrus und Paulus verwandelt ist. Also ein neues Dioskurenpaar, welches nach Volksglauben auf Wind und Regen Einfluß hat. Der erste öffnet, der zweite schließt die Himmelsschleusen.

Nachdem die Kirche den im Herzensgrunde heidnisch gebliebenen Massen der „Bekehrten“ die freundlichen Dioskuren genommen, beeilten sich die christlich gefärbten Heiden, einen Ersatz zu schaffen. Schon im vierten Jahrhundert hatten sie einen solchen. Ein gewisser Phokas, den man als Märtyrer bezeichnete, der aber wahrscheinlich nie gelebt hat, ward als hilfreicher Reisebegleiter der Seefahrer bezeichnet, sollte auch den Schiffern erschienen sein *). Phokas gehört jetzt zu den vergessenen Meeresheiligen.

Das Kloster St. Trinitá della Cava, welches wir schon im zwölften und dreizehnten Kapitel erwähnten, besaß ein Schiff, welches die Mönche befähigte, Handel mit dem Orient zu treiben und der am 17. Februar 1124 gestorbene Abt Constable übernahm nach seinem Tode den Dienst, welchen einst die Dioskuren leisteten. Bei einem Sturm erschien er dem Kapitän jenes Schiffes, dem Mönch Johannes, und rettete dasselbe **).

*) Neander, „Kirchengeschichte“, II, 2. 717.

**) Essai historique sur l'Abbaye de Cava par P. Guillaume, pag. 94. Jener Constable war unter den ersten Äbten der vierte. Der obengenannte Guillaume sagt von den vieren: „Ils ont été déclarés Saints par l'acclamation des peuples“, also nicht durch den Papst.

Auch St. Constable gehört zu den pensionierten Halbgöttern der römischen Kirche. Das Kloster von Cava besitzt kein Schiff, braucht also auch keinen Stellvertreter der Dioskuren.

Unvergessen sind die Sirenen des Homer (Odyssee XII, 40 ff.). Ihre Gestalt fand ich in der sogenannten Smorfia, jenem Buch, welches, wie wir wissen, Träume auslegt*), ebenso sah ich jene Gestalten, halb Weib, halb Fisch, an Schiffen und Barken. Die Sirene Parthenope hatte einst ihr mit Festen geehrtes Grab in Neapel, aber die Sirenen sind nicht tot. Zahlreiche Volkslieder Siciliens singen und sagen von der tief unten im Meer, im glänzenden Palast hausenden Sirene, die ebenso schön als heimtückisch ist. „Sirena di lu mari“ heißt sie im sicilischen Volksdialekt. Was jene Volkslieder von ihrem Palast sagen, erinnert an den Palast des Poseidon: „Dort, wo ein stolzer Palast in den Tiefen des Meeres golden und schimmerreich ihm erbaut war, stets unvergänglich“. Ilias XIII, 10. „Die Sirene hat gesungen.“ So sagt das Fischervolk in Messina, und hält den vernommenen Ton für unheilbedeutend**).

Als den Spezialbeherrscher der Winde verehrte das hellenisch-römische Altertum den Äolus, von dem die Äneis (I, 65) sagt:

„Äolus, dir gewährte der Vater der Menschen und Götter
Einzuschläfern die Flut und wieder im Sturm zu erheben.“

Seine Wohnung dachte man sich auf einer Insel bei Sicilien und von ihm handelt jenes Schiffermärchen der Odyssee (Buch X), welche von dem Aufenthalt des Odysseus daselbst erzählt, sowie von dem Windschlauch, den der Windbeherrscher letzterem mitgab. An Stelle des Äolus ist auf Sicilien jetzt St. Marko. Wenn der Südwind, der Sirocco, dem Wein oder dem Obste zu schaden droht, so ruft der Bauer Siciliens den St. Markus an, wobei nicht selten das Gebet in heftige Drohungen übergeht, ebenso, wie man zu Neapel dem St. Januarius Verwünschungen zuruft, wenn er mit dem Flüssigwerden seines Blutes zögert. In Sicilien wird

*) Siehe erster Teil, achtes Kapitel.

**) Schneegans, „Sicilien“, S. 48 u. 49.

der oft so schädliche Südwind mit dem St. Markus identifiziert; denn ein Sprichwort sagt: „St. Markus ist ein Wolf für das Ackerfeld und die Gärten“. Ehe in Palermo das Fest der heiligen Rosalia 1624 seinen Anfang nahm, hatte St. Markus ein Volksfest zu Monreale, wo man alsdann zugleich das Fest der Domweihe feierte. Die heilige Rosalia hat dies Fest verdrängt; aber dem St. Markus ist aus uralter Zeit die Segnung der Felder geblieben, wobei es nie ohne heitere Festlichkeit abgeht. An vielen Orten Siciliens begiebt sich im April, am St. Markustage, Klerus und Volk hinaus in die Campagna, um die feierliche Benediktion vorzunehmen; Litaneien werden unter freiem Himmel gesungen und geweihte Blumen als Schutzmittel gegen allerlei Übel mit nachhause getragen. Wenn aber das Korn mit dem ersten Juni auf Sicilien zu reifen beginnt, hört der Einfluß des St. Markus auf und es tritt St. Antonio an seine Stelle. Man besuche die weite kornreiche Ebene südwestlich von Catania, am Fuß des Ätna, wo dieser majestätisch sein Haupt zu den Wolken erhebt, um wahrzunehmen, mit welcher Ängstlichkeit sich der dortige Kornbauer mit St. Antonio zur Zeit der Kornreife in ein gutes Einvernehmen zu setzen bestrebt ist, und wie er weder Kerzen noch Gelübde spart, um sein Wohlgefallen zu erlangen. Zur Römerzeit hieß jene Ebene die „leontinischen Fruchtfelder“, und letztere bilden eine wahre Schatzkammer für die vom Ätna oft heimgesuchte Stadt.

In Campanien giebt es eine zahllose Menge von Trattorien (Speisewirtschaften), von Osterien und Kantinen (Weinschenken), oft bunt bemalt, wie einst ähnliche Lokale in Pompeji. Ihr Besuch ist natürlich vom Wetter abhängig, das letztere vom Winde. Mithin ist nichts natürlicher, als daß die Inhaber solcher „schmorigen“ Kneipen den St. Marco als ihren Patronus specialissimus betrachten. — St. Marco, ora pro nobis!

Der König über die Wunderwelt des Meeres war Poseidon, den die Römer, als sie ihn von den Hellenen empfingen, Neptun nannten. Heiligtümer hatte dieser Herrscher über Meer und Schiffahrt an allen Gestaden des Mittelmeeres, wo Griechen wohnten, eine Zentralstelle seines Kultus war der Isthmos von Korinth, wo ein Fichtenhain den Tempel des Meereskönigs und seine sieben

Ellen hohe eherne Statue umrauschte und feierliche Spiele die Hellenen zu glänzenden Festen vereinten. — An den Meeresherrscher und seinen Wagen erinnert heute das an allen süditalischen Küsten gebräuchliche Wort: Cavalloni, d. h. große Rosse. So nennt die Volkssprache die rollend dahin jagenden, sich bäumenden Wogen. Diese wurden einst den Hellenen zu Rossen des Poseidon. Man lese Odyssee IV, 708, wo es von den Schiffen heißt: „Auf welchen die Männer, wie mit den Rossen des Meeres, das große Wasser durcheilen“. Ferner lesen wir Ilias XIII, 8 ff. von Poseidon:

„Er schirrt ins Joch erzhufige Rosse
Stürmenden Flugs, umwallt von goldener Mähne die Schultern,
Lenkte dann über die Flut, die Ungeheuer des Abgrunds
Hüpften umher aus den Klüften, den mächtigen Herrscher erkennend.“

In Sorrento, dessen antiker Name „Surrentum“ den Namen der Sirenen, der Musen des Meeres, bewahrt, steht auf dem Markt die uralte Statue des dortigen Schutzheiligen St. Antonio, der auch die Seefahrer beschützt. Er steht würdevoll da und setzt den rechten Fuß auf einen Delphin. So bildete die Hellenenwelt den Poseidon, dessen Symbol der Delphin war, das Zeichen des beruhigten Meeres *). Auch Apollo hatte den Beinamen Delfinios, weil er nach der Legende eine Schar Hellenen geleitete und dabei die Gestalt eines Delphins annahm. Das heutige Pästum hieß ursprünglich Poseidonia, Stadt des Poseidon. Dort erinnert der bekannte Tempel an die Verehrung des Meerbeherrschers **). Es sind aber noch mehr Erinnerungen am dortigen Meeresgestade vorhanden. — Dem Poseidon ward von den Hellenen die Schöpfung des Rosses zugeschrieben, unter seiner Obhut stand Pflege und Bändigung dieses edlen Tieres. Seit ungezählten Jahrhunderten bis heute wird in der Ebene von Pästum

---

*) Preller, „Griechische Mythologie“, I, 488. 489. Die antiken Münzen von Syrakus zeigen stets den Delphin und erinnern dadurch an den Kultus des Poseidon. Siehe die berühmte Münzsammlung im Museum Neapels und Holm, „Geschichte Siciliens“, I, 149.

**) Siehe den ersten Teil, erstes Kapitel dieser Schrift.

eine berühmte Rossezucht betrieben. Das homerische Prädikat „rossenährend“ könnte man jener Ebene beilegen. Die Zucht daselbst geschieht heute ebenso, wie zu den Zeiten Homers in Griechenland; die Tiere nämlich bleiben bis zum dritten Lebensjahr im wilden Zustand und kennen weder Stall, noch Sattel und Zügel. Dann erst kommen sie beim Fest des St. Mattéo auf den Markt zu Salerno. — Zum Festkultus des Poseidon gehörten auch Stierkämpfe*). Solche finden bis heute an mehreren Stellen am Golf von Salerno statt, der einst durch genannte Stadt Poseidonia berühmt war. Jene heutigen Stierkämpfe sind freilich von unschuldiger Natur, führen aber jedes Jahr im Oktober zahlreiche Zuschauer nach Amalfi, wo man Büffel aus der Pästumebene für jenen Kampf benutzt. Ich erfuhr, daß diese Kämpfe in Salerno jetzt verboten sind. Vor zwanzig Jahren waren sie alljährlich in Scafati (bei Pompeji), in Amalfi dauern sie fort. Das antike Neapel hatte, wie seine Münzen zeigen, als Wappen einen Stier, eine klare Erinnerung an den Kultus des Poseidon, welcher daselbst einen großen Tempel besaß, dessen Säulen sich an den Pfeilern des heutigen Domes befinden. — Ritterliche Übungen z. B. im Wettfahren standen auch hier, wie in Hellas, unter dem Schutz des Poseidon, und wenn Chronisten die weit und breit bekannte, seit uralten Zeiten gerühmte Geschicklichkeit der neapolitanischen Kutscher mit dem antiken hellenischen Leben in Verbindung bringen, so ist dies nicht unberechtigt.

Die antike Kunst bildete den Poseidon als eine königliche Erscheinung. Vom Haupte wallten ihm dunkle Locken, in der Hand hielt er das Scepter, feierliche Ruhe umgab die Gestalt des Meerbeherrschers, zu welchem die Seefahrer um günstigen Fahrwind flehten (Ilias IX, 362) und als dessen Lieblinge sich siegreiche Seehelden bezeichneten.

Unter allen „Santi“, welche heutzutage die Meerfahrt schützen**),

*) Preller, „Griechische Mythologie“, I, 485.

**) Speziell für Salerno hat St. Mattéo dies wichtige Schutzamt, für Amalfi hat es St. Andrea, anderswo die Madonna, welche insofern Nachfolgerin der großen Isis ist. Siehe hierüber fünfzehntes Kapitel.

steht in Süditalien und Griechenland St. Nikolaus obenan, berechtigt, als Nachfolger des Poseidon (Neptun) betrachtet zu werden.

St. Nikolaus ist Vorsteher der Schiffahrt, Herr des Meeres und behauptet in dieser Hinsicht eine königliche Stellung in ganz Süditalien. Überall, wo Häfen sind, ehrt man diesen uralten Santo. Eines seiner seltsamsten Heiligtümer fand ich auf Ischia in einem Kloster auf der Spitze des Epomeo. Vor etwa dreihundert Jahren ward dasselbe von einem spanischen Offizier angelegt, welcher in Todesgefahr der Maria ein Gelübde gethan hatte und bis an sein Lebensende mit mehreren Genossen dort als Mönch lebte. Eine Anzahl von Stollen ist durch die Spitze des Berges hindurchgegraben, und an diesen Gängen befinden sich die Zellen der früheren Mönche. Auch die Kirche ist eine Höhle, und in derselben steht die Statue des Heiligen, dem das Kloster und die Kirche geweiht sind. Es ist der heilige Nikolaus, den die Schiffer und Fischer auf der Insel Ischia hoch ehren. Weit ins Meer hinaus schaut die Zackenspitze des Epomeo, und scheidend wendet sich der Seefahrer zum Heiligen dort oben mit der Bitte um Schutz in Sturmesnot.

Dieselbe Stellung, wie in Süditalien, hat St. Nikolaus in Griechenland. Hier zeigt er sich ebenso deutlich als Nachfolger des Neptun. Mit Recht sagt Wachsmuth *), daß dort in hunderten von Fällen alte Götter und Heroen durch christliche Heilige ersetzt sind, und nennt als Beispiel St. Nikolaus **). In Griechenland, wie in Süditalien, ward die Einführung des Christentums dadurch erleichtert, daß man dem Volk die alten Götter unter verändertem Namen ließ. Anderswo hat man es freilich ebenso gemacht. — Wie Deutschland die alten Götter dadurch zu

*) „Das alte Griechenland im neuen“, S. 23.

**) Auf der Insel Paros heißt St. Nikolaus der Thalassitēs, d. h. Meerbeherrscher. In Volksliedern der Griechen finden sich Anrufungen, wie z. B. Hilf, Christus und Madonna (Panagia) und Nicóla. Auf derselben Stelle in Athen, wo einst ein Poseidontempel stand, steht jetzt eine Kapelle des St. Nicóla. Ebenso hat man dort einst einen Theseustempel in eine Kirche des ritterlichen St. Georg verwandelt (B. Schmidt, S. 37).

beseitigen wähnte, daß man sie für „Unholde“ erklärte, so meinte die Kirche in Griechenland, den Poseidon dadurch verdrängen zu können, daß sie ihn als einen bösen Meerdämon bezeichnete, dem man das bekannte Attribut, den Dreizack, ließ. — Der Meerdämon ist dem Volke heute ein Gespenst, der wirkliche Poseidon ist ihm in St. Nicola geblieben. An den verschiedensten Stellen des süditalischen Küstengebietes habe ich die bildlichen Darstellungen dieses christianisierten Neptun betrachtet. Letztere sind nach einem uralten Typus gearbeitet. Das wallende dunkle Haar, die ruhige Würde, die großen Augen, das lange Gewand erinnerten mich an die antiken Poseidondarstellungen, die wir vorhin erwähnten *).

Einst war das reiche Tarent ein Zentrum des Poseidonkultus, jetzt ist das Zentrum des Nicolakultus das uralte Bari am Adriatischen Meer. — Alljährlich im Mai, beim Fest des christlichen Poseidon, weilt letzterer (d. h. seine Statue), einen vollen Tag auf der hohen See, umgeben von zahllosen geschmückten Barken. Der Meergott besucht auf diese Weise sein Element.

Der Name Barium begegnet uns schon in jener der Zeit des Augustus angehörenden Satire, in welcher Horaz seine Reise von Rom nach Brundisium schildert. Nach trüben Erfahrungen in „schmorigen“ Kneipen gelangte Horaz nach Bari. „Folgenden Tages war besser die Witterung, schlechter die Bahn, bis nach Bariums Stadt, von Fischen genährt.“ Jahrhunderte hindurch hatte Bari von den Saracenen zu leiden, 981 ward es durch Kaiser Otto II. dem byzantinischen Kaiser entrissen. Auch der Hohenstaufe Friedrich II. hat seinen Namen mit der Geschichte Baris verknüpft, denn von ihm stammt ein Kastell daselbst hart am Meer.

Eine Reise nach Bari brachte mich zunächst nach Foggia, mitten in jener weiten Ebene gelegen, welche man die große Tafel Apuliens nennt. Es gab eine Zeit, welche den Namen genannter Stadt in aller Welt bekannt machte. Damals war Foggia die Residenz des deutschen Kaisers Friedrich II. Es ist allbekannt, daß Friedrich II. vorzugsweise in Süditalien weilte und

*) Preller, „Griechische Mythologie“, I, 465 ff.

weit entfernt war, ein deutscher Kaiser seiner Gesinnung nach zu sein. — Friedrich II. besaß in Foggia einen Palast, dessen geringe Reste ich in der Wand eines dortigen Hauses erblickte, und wenige Stunden entfernt hatte er im heutigen Lucera ein Kastell, welches seine Leibgarde beherbergte, die aus Saracenen bestand. Jenes Kastell ist noch vorhanden. — In dem genannten kaiserlichen Palast zu Foggia starb 1241 des Kaisers Gemahlin, Elisabeth von England, und in einem Schlosse nicht weit von Foggia starb der Kaiser 1250, noch nicht 56 Jahre alt. Bei meiner Wanderung durch Foggia sah ich einen weiten, mit einem Brunnen gezierten Platz, und las als Namen desselben die Inschrift: Piazza Federico II. Ich fragte die Weiber, welche ihre Krüge dort füllten: „Wer war denn jener Federico secondo?“ Man sah mich an und gab zur Antwort: „Non so“, d. h. ich weiß nicht. Von jenem großen Hohenstaufen, der einst Foggia mit der Pracht seiner kaiserlichen Hofhaltung erfüllte, dessen kaiserliche Gemächer von Saitenspiel und Gesang wiederhallten, weiß das Volk dort nichts, und hier gilt: „Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch“. —

Etwa eine Stunde lang durchfährt man wieder die Ebene, dann ändert sich die Scenerie, wir kommen in das Reich der Mandelbäume und Olivenwälder, welche den Reichtum der dortigen Gegend bilden. Es war ein herrlicher Anblick, dieser unabsehbare Blütenwald der Mandelbäume, welche in diesem Jahre später als gewöhnlich ihre Pracht entfalteten. Die Gedanken aber schweiften, als der Zug den Fluß Aufido passierte, in eine ferne Vergangenheit. Wir passierten ein Gefilde, welches bis heute im Munde des Volks Blutfeld genannt wird: das Gefilde der Schlacht von Cannae, wo Hannibal 216 vor Christus die Römer schlug. Weiter eilt der Zug — und da, — freundlicher Anblick, — da ist das Meer, von den Römern Hadria genannt.

In der Nähe des Meeres angelangt, verläßt die Bahn das Ufer nicht wieder, folgt der Linie desselben und bietet dem Fremdling, der von dem entgegengesetzten Ufer Italiens herkommt, eine neue Welt. Zunächst erregen die endlosen Olivenwälder seine Aufmerksamkeit. Will sich der Leser eine Vorstellung von denselben

machen, so muß er von all' den Merkmalen absehen, welche den Begriff eines nordischen „Waldes" ausmachen. Die Ölbäume sind niedrig, stehen ziemlich weit auseinander, bieten wenig Schatten und haben krumme Stämme. Der Erdboden, auf dem sie wachsen, ist sehr trocken und bildet eine dünne Schicht auf steinigem Untergrund, aber einen solchen liebt der Ölbaum, welcher in seinem ganzen Charakter etwas Schwermütiges zeigt. Er sieht aus, wie ein alter, von der Last des Lebens gebeugter Mann, der ruhig sein Schicksal trägt und über dessen Angesicht bisweilen ein mildes Lächeln fliegt. Ich wüßte keinen Baum, der einen so ausgeprägten, eigentümlichen Charakter zeigte. Eine wahre Pracht zeigten die in voller Blüte befindlichen Mandelbäume, in unzählbarer Menge dort angepflanzt. Zu ihnen kommt der Weinstock, der in neuester Zeit immer mehr Gebiet erobert. Der Ölbaum nämlich liefert schon seit Jahren einen unsicheren Ertrag, weil ein Insekt ihm ebenso verderblich wird, wie die Reblaus den Weinbergen in Frankreich. So ist man denn auf den Gedanken gekommen, dem Weinstock, dessen Ertrag eine größere Sicherheit bietet, mehr Raum zu geben. Zum sorgfältigen Anbau des Küstenlandes gesellen sich die freundlichen und gewerbfleißigen Städte, welche rasch aufeinander folgen und mit ihren flachen Dächern und bunten Farben einen morgenländischen Charakter zeigen. Zum Teil sind sie uralt, seit einem Menschenalter aber in das Stadium der Verjüngung getreten. Zwischen den endlosen Öl- und Mandelpflanzungen sieht man überall zerstreut seltsame, hüttenartige Bauwerke. Es sind aus Feldsteinen regelmäßig, ja sogar zierlich geformte Rundpyramiden, fast alle in Absätzen aufsteigend und meist in einer mit einem Kreuz gezierten Spitze endigend. Jedes dieser Bauwerke, in der Form einer Eskimo-Schneehütte nicht unähnlich, zeigt eine niedrige Thür nach Osten, sonst aber keine Öffnung. Bisweilen sieht man die Thür verschlossen, bisweilen offen, namentlich bei größeren Bauten, bisweilen sah ich in der Nähe des Eingangs große und kleine Menschenkinder mit Landarbeit beschäftigt. Jene Steinhäuser sind zum Teil — — menschliche Wohnungen! Ein solches Ding heißt dort Specchia, Höhle (vom Lateinischen Specus), und eine passendere Bezeichnung läßt sich in der That

nicht finden. Die kleinsten dienen dem Ölbauern als Aufbewahrungsort für seine Hacken, Schaufeln u. s. w., bisweilen bringt er auch darin die Nacht zu, wenn der Weg nach seiner eigentlichen Wohnung allzu weit ist und die Arbeit drängt, in manchen aber wohnt eine zufriedene Bauernfamilie. Der Bauer ist dort fast immer Pächter eines kleinen Grundstücks, bisweilen Eigentümer, und so wohnt er denn mitten auf dem Grund und Boden, den er bearbeitet. Von verschiedenen Seiten erfuhr ich später, daß weiter südlich bei Fasano ein ganzes Dorf liegt, welches aus lauter solchen Steinhütten oder Höhlen besteht.

Hier also haben wir mitten in einem zivilisierten Lande, in der Nähe blühender Städte, regelrechte Troglodyten oder Höhlenbewohner, die steinerne Nachahmung eines Zeltes der Tongusen, der nomadisierenden Mongolen. Ohne Zweifel stammt die Sitte dieser Steinhöhlen aus uralter Zeit und die gesamte Gegend liefert das Material zu denselben in reichlichstem Maße.

Die Einwohnerzahl Baris hat sich seit einem Menschenalter fast verdoppelt und mag jetzt etwa 70000 betragen, ein neuer Stadtteil ist entstanden, der zum alten in schroffem Gegensatz steht. Zwischen diesen beiden ist nämlich kein Mittelglied vorhanden, sie stehen nebeneinander, wie etwa ein ergrautes, runzeliges Mütterchen und eine junge, nach der neuesten Mode gekleidete Dame. Dieser neue Stadtteil hat einen echt italienischen Charakter. Da finden wir z. B. ein großartiges Gebäude, Athenäum genannt, für höhere Schulen bestimmt. Es dürfte in Deutschland schwerlich ein Universitätsgebäude geben, welches jenem Bauwerk an Größe gleichkäme. Man baut immer noch an diesem Tempel der Wissenschaft, der Bau hat schon zwanzig Jahre gedauert. Dabei müssen wir bemerken, daß andere, sehr notwendige Dinge ihrer Vollendung harren. Die Straßen der Neustadt sind nicht mit Steinen gepflastert, sondern wie eine Chaussee eingerichtet, und dies hat die Folge, daß der Staub riesige Wolken bildet und man bisweilen meinen könnte, daß Bari die Hauptstadt der Sahara sei.

Die während der letzten zehn Jahre errichteten großartigen Hafenbauten gereichen der Stadt zur Ehre. — Mit ungeheueren Kosten hat man einen riesigen Damm (Molo) ins Meer hinein-

gebaut, der den Schiffen Schutz gewährt, anderseits denselben Gelegenheit bietet, unmittelbar anzulegen und auf diese bequeme Weise das Geschäft des Ausladens und Befrachtens zu besorgen. Am Ende des Molo genießt man einen herrlichen Blick auf die Stadt und die weitere Umgebung und einen großartigen Blick gewähren jene Dampfer, welche die Landesprodukte, in erster Linie das Olivenöl, fernen Küsten zuführen.

Von der Neustadt grundverschieden ist die eng sich daranschließende Altstadt, ein Labyrinth von engen, krummen Straßen. Aus dem modernen Stadtteil tritt man unmittelbar in diese Stadtregion, deren Charakter uns eine fremdartige, keineswegs anmutige Welt vor Augen stellt. Hier befindet sich einer der berühmtesten Wallfahrtsorte, welchen die Kirchengeschichte kennt, wir meinen den Dom des heiligen Nikolaus.

Leider hat diese Kirche im Inneren Entstellungen erfahren und steht mir auch deshalb in lebhafter Erinnerung, weil die Zahl und Frechheit der bei und in ihr befindlichen Bettler alles übertrifft, was ich in anderen Kirchen Italiens geschaut habe. In der Unterkirche befindet sich über dem Grabe des „christlichen" Heros St. Nikolaus ein silberner Altar. Geschmacklos sind die Zierden der Gewölbe jener Krypta. Überall wimmelt es von kleinen, aus Stuck angefertigten Genien und Amoretten, die in lebensgefährlichen Stellungen festgeklebt sitzen und mit den kleinen Ärmchen und Beinchen halsbrecherische Positionen einnehmen. Im Jahre 1094 erschien in Bari ein seltsamer Mann. Es war ein hagerer Mönch, vom fernen Orient gekommen. Zum Dom des heiligen Nikolaus sah man ihn gehen und dort am Altar des Heiligen beten. Es war der bekannte Peter von Amiens, jener Mönch, dessen mächtige Predigten den ersten Kreuzzug ins Leben riefen.

Das Ansehen dieser Kirche ist so groß, daß sie mit ihrem aus hundert Priestern bestehenden Domkapitel von dem Bischof der Diöcese Bari unabhängig dasteht. Der „Großprior von St. Nicola" wird vom König ernannt.

Um den Besitz des heiligen Nikolaus streiten sich Venedig und Bari, aber das letztere hat den Sieg davongetragen. Wie Bari in den Besitz dieses Schatzes gelangte, ist ausführlich erzählt im neunten Jahrhundert von Johannes Diakonus, auch in den Acta primigenia St. Nicolai offenherzig berichtet, obgleich es sich dabei um eine Räubergeschichte handelt *).

Im Jahre 1087 machten sich Kaufleute Baris in drei Schiffen auf den Weg nach Kleinasien, entschlossen, ihrer Vaterstadt einen Schatz zu holen. Sie landeten in der Nähe von Myra, einer Stadt der Provinz Lycien, benutzten die mangelhafte Wachsamkeit der Türken und begaben sich zur Kirche, welche damals seit fast 700 Jahren die Gebeine des St. Nicóla barg. Ihren Plan konnten sie leicht ausführen, weil die Kirche einsam lag und sich unter der Hut nur weniger Mönche befand. Sie erbrachen das (angebliche) Grab des Heiligen, rafften die gefundenen Gebeine zusammen, eilten mit dem Raub auf ihre Schiffe und segelten von dannen. Die Mönche schlugen Allarm, die Einwohner erhoben Geschrei, eilten den Räubern nach, aber zu spät. Am 9. Mai 1087 landeten jene Schiffe in Bari, der geraubte Schatz ward feierlich ans Land geschafft und zeigte sich sofort als echt, denn dreißig Kranke wurden am ersten Tage geheilt, als sie den großen Santo anriefen. Die Kaufleute Venedigs hegten denselben Plan, wie die von Bari, kamen aber zu spät und raubten dasjenige, was die letzteren in der Eile zurückgelassen hatten, nämlich zwei Heiligenkörper, denjenigen des St. Theodor und den des St. Nikolaus. Letzterer aber war nicht der wirkliche, berühmte St. Nikolaus, Bischof von Myra, sondern ein obskurer Nikolaus, der es deshalb in Venedig zu keinem Ansehen brachte. Freilich behaupteten die Venetianer, sie hätten den echten Nikolaus heimgebracht, aber die Welt hat es nicht geglaubt. Venedig muß sich bis heute mit St. Markus begnügen. Bari ist das Zentrum des St. Nikolauskultus geworden, das Ziel jährlicher, großartiger Wallfahrten. Vom echten St. Nikolaus fanden die Venetianer,

*) Die Acta sanctorum sind trotz ihrer 56 Foliobände nicht vollendet und enthalten deshalb nichts über St. Nicóla.

als auch sie 1087 das angebliche Grab dieses Heiligen erbrachen, nur ein wenig Öl, eine Flüssigkeit, die angeblich noch heute dem Gebein des Heiligen entquillt.

Als jener Raub durch die Bareser Kaufleute geschah, war der Ruf des St. Nikolaus schon lange überall verbreitet. Justinian I., der eifrige Förderer des Heiligenkults, hatte ihm im sechsten Jahrhundert in Konstantinopel eine Kirche erbaut und später wurden vier andere Kirchen derselben Art hinzugefügt. Sogenannte Akten über Leben und Thaten des St. Nikolaus entstanden im neunten Jahrhundert, also erst sechshundert Jahre nach seinem Tode! Mit Sicherheit läßt sich von ihm nicht mehr sagen, als was wir vom St. Januarius *) berichteten: Er hat gelebt und ist gestorben. Jene sogenannten Akten machen ihn zum Zeitgenossen des Konstantin, und dagegen läßt sich nichts einwenden, ob er aber die Ehre hatte, am Konzil von Nicäa teilzunehmen und an der kaiserlichen Tafel zu speisen, läßt sich nicht beweisen, wenn es auch von den Panegyrikern behauptet wird **). Die Legende berichtet, der Heilige sei dem Konstantin im Traum erschienen und habe ihn veranlaßt, drei Verurteilte, welche den Schutz des Heiligen anriefen, zu begnadigen. Butler im siebzehnten Band der Heiligenbiographieen sagt von St. Nikolaus: „Die große Verehrung, welche man für St. Nikolaus seit so vielen Jahrhunderten bei Griechen und Lateinern (im Orient und Occident) zeigt, die Menge von Tempeln, unter Anrufung dieses Heiligen erbaut, beweisen seine erhabene Heiligkeit und seine Ehre, die er im Himmel genießt." — Nach den sogenannten Akten ward St. Nikolaus, der sich in einem Kloster durch strenge Askese auszeichnete, zum Bischof von Myra erwählt, erlitt unter Diokletian Kerkerhaft, besaß hohe Wunderkraft und starb 342. Die nach Bari gebrachten Reliquien des St. Nicóla beweisen angeblich ihre Wunderkraft seit 800 Jahren fortwährend.

Über das „Manna di San Nicola di Bari" brachte die

---

*) Siehe erster Teil, neuntes Kapitel dieser Schrift.

**) Auch von St. Spiridion, dem hochberühmten Schutzpatron der Insel Corfú, sagt die Legende, daß er am Konzil von Nicäa teilnahm.

„Libertà cattolica“ am 3. September 1889 einen Artikel, in welchem es wörtlich heißt: „Am 9. Mai 1087 kam der kostbare Schatz (il prezioso tesoro) der Reliquien des St. Nicola nach Bari und zum Beweise der Echtheit derselben erfolgte vonseiten Gottes ein Wunder, indem dreißig Personen, die an verschiedenen Krankheiten litten, durch Anrufung (invocazione) des Heiligen sofort geheilt wurden. Das Heiligtum des St. Nicola in Bari ward berühmt in der ganzen Christenheit. In der Konfession (Krypta) des Heiligen befindet sich ein silberner Altar und darunter das heilige Grab mit den Reliquien des großen Wunderthäters (Taumaturga). Aus einem seiner Knochen tröpfelt beständig eine Flüssigkeit, klar wie Wasser, und diese nennt man Santa Manna. Man giebt es allen, die es wünschen, und hat stets genug davon. Man hat vonseiten des Unglaubens vergebens versucht, diese beständig quellende Flüssigkeit, welche der Knochen des Heiligen ausschwitzt, aus der lokalen Konstruktion (construzione locale) oder als Priesterbetrug zu erklären, allein keines von beiden hat man beweisen können. Im Gegenteil stehen tausende von Gnaden (grazie) besonderer Art verzeichnet, sowie große Wunder (prodigi), welche man mit dem Gebrauch des heiligen Manna erlangte. Letzteres kann man viele Jahre aufbewahren, ohne daß dasselbe einer Veränderung oder Korruption (alterazione o corruzione) unterworfen wäre *).“

Die Stadt Bari stellte sich nach römisch-katholischer Auffassung unter den Schutz des St. Nicóla. Damit that sie etwas, was die heidnischen Hellenen auch thaten. Als die Perser nach der Schlacht bei Thermopylae in Attika einbrachen, gab Themistokles den Athenern den Rat, ihre Stadt unter den Schutz der Athene als der „Hüterin ihrer Stadt“ zu stellen **). So geschah es und dies Verfahren war allzeit üblich. Jede Stadt u. s. w. erwählte und ernannte ihren besonderen Schutzpatron wie heutzutage ***).

---

*) Siehe fünftes Kapitel dieser Schrift.

**) Plutarch, „Leben des Themistokles“, Kap. X.

***) Vom heutigen Griechenland sagt B. Schmidt, a. a. O., S. 41, im ersten Teil: „Auch über Dörfer, Städte, Inseln und Landschaften walten schirmend und Segen verleihend bestimmte Heilige, also ebenso wie in Italien.“

Die Verehrung des St. Nicóla beschränkte sich anfangs auf Bari und erstreckte sich später über einen größeren Kreis. Dies ist ebenfalls nichts Neues. Pausanias im vierunddreißigsten Kapitel des ersten Teils seines Reisebuchs sagt: „Die Oropier waren die ersten, welche Amphiaraos für einen Gott hielten, später geschah dies von allen Griechen. Ich kann auch andere nennen, welche einst Menschen waren, jetzt aber göttliche Ehre bei den Griechen genießen, einigen sind sogar Städte geweiht, wie die Stadt Eleus dem Protesilaos, Lebadeia dem Trophonius. Bei den Oropiern ist eine Bildsäule des Amphiaraos in seinem Tempel."

Der Schutz des St. Nicóla war nach römisch-katholischer Anschauung garantiert durch den Besitz seiner Reliquien*). Auch dies ist nichts Neues, vielmehr berühren wir hier eine Anschauung, welche vorzugsweise im alten Griechenland allgemeine Verbreitung hatte.

Von der Welt- und Kirchengeschichte ward seither viel zu wenig oder gar nicht betont, daß die römisch-katholische Anschauung in Hinsicht der Reliquien ein Erbteil des antiken Lebens ist, eine Thatsache, welche zur Beurteilung der römischen Kirche von der größten Bedeutung ist. Um sich von der Richtigkeit meiner obigen Behauptung zu überzeugen, genügt es nicht, ein Lehrbuch der Mythologie zu studieren, es sind hier Quellenstudien unbedingt notwendig. — Ich bin zu obiger Behauptung gelangt durch das Studium des Pausanias, dessen Werk seither nur von den Archäologen und Kunsthistorikern benutzt wurde. Pausanias beschrieb im zweiten Jahrhundert nach Christo seine Reise durch Griechenland und hat uns eine Fülle von Nachrichten über Denkmäler der Kunst und des Kultus, sowie über religiöse Ge-

---

*) Die Einwohner von Kreta besaßen einst als Schutzpatron ihrer Insel den heiligen Titus, aber nur so lange, als sein Haupt unter ihnen weilte. Letzteres ward ihnen durch die Venetianer genommen. Also der Schutz eines Heiligen ruht auf dem Besitz seiner Reliquien. — B. Schmidt, „Volksleben der Neugriechen", S. 42.

**) Meist wird auch zu wenig betont, daß Buddhisten und Mohammedaner ebenfalls Reliquienkultus haben. Im Januar 1890 hat der Sultan zwei Haare vom Barte Mohammeds nach Aleppo gesandt.

bräuche hinterlassen. Aus diesem Werke citiere ich folgendes: „Als sich der Krieg vor Troja in die Länge zog, ward den Griechen durch einen Seher die Weisung, sie könnten nicht eher die Stadt erobern, als bis sie das Gebein des Heroen Pelops herbeigeholt hätten. Infolge dessen schickten sie nach Pisa (in Griechenland) und verschafften sich das Schulterblatt des Genannten. — Als nun die Griechen nach Eroberung von Troja heimsegelten, ging das Schiff, auf dem sich jene wichtige Reliquie befand, zugrunde, allein viele Jahre darauf zog ein Fischer dieselbe aus dem Wasser. Als nun dieser, über die Größe jenes Heroengebeins erstaunt, in Delphi anfragte, was er thun solle, waren daselbst zu gleicher Zeit Boten aus Elis, welche Hilfe gegen die Pest suchten. Das Orakel erklärte, jenes Gebein sei eine Reliquie des Pelops und die Stadt Elis würde durch Besitz derselben von der Pest befreit werden. Hierauf kauften die Männer von Elis die Reliquie von dem Fischer und reisten mit diesem Schatz heim" (Pausanias V, 13).

Dies ist eine antike, heidnische Reliquienlegende. Wer sie liest, möchte annehmen, daß sie eine der zahllosen römisch-katholischen Legenden sei.

Pausanias, ein Kind seiner Zeit, äußert nicht den mindesten Zweifel an der Wunderkraft jener Reliquie, zweifelt auch nicht an ihrer Echtheit*). Sein Reliquienglaube unterscheidet sich von dem der römischen Kirche durchaus nicht, vielmehr stimmt die Dogmatik des genannten Heiden mit derjenigen der römischen Kirche überein. Wir brauchen für Delphi nur das Wort Vatikan zu setzen, so haben wir dieselben Vorgänge, dieselbe Lehre, dieselbe Volksanschauung, dieselbe Praxis. Das delphische Orakel verfügte über die Reliquien des Theseus und ließ sie nach Athen bringen, wo von da an der Genannte schützend waltete, es verfügte über die Reliquien des Aristomenes, die von Rhodos geholt werden mußten

*) Gleich nach Konstantin benutzten die Christen Märtyrergebeine zur Vertreibung heidnischer Götter. In einem Apollohain zu Antiochia wurden die Reliquien des St. Babylas bestattet. Hatte man früher dort zu Apollo gefleht, so dann zu St. Babylas. Schultze, „Untergang des hellenisch-römischen Heidentums", S. 87.

(Pausanias IV, 32), endlich über die erwähnten Reliquien des Pelops, die zur Abwehr der Pest nach Elis kamen, wie die Reliquien des St. Gennaro 1498 nach Neapel. — Die Reliquien des heidnischen Pelops und des christlichen St. Nicóla oder St. Gennaro haben dieselbe Bedeutung*).

In Theben befanden sich die Gebeine des Hektor, welche man aus Troja dorthin gebracht hatte und zwar ebenfalls infolge eines Orakelspruchs, welcher lautete:

„Männer aus Theben, die ihr die Stadt des Kadmos bewohnet,
Wollt ihr das Vatergefilde erhalten in trefflichem Reichtum,
Bringet Hektors Gebeine, des Priamiden, zur Heimat
Ferne aus Asien her und ehret, wie Zeus will, den Heros."
(Pausanias IX, 18.)

Für Theben setze man Bari, für Hektor: St. Nicóla!

In Orchomenos befanden sich die Reliquien des Dichters Hesiodos, der 850 Jahre vor Christo lebte. Als eine Pest jene griechische Stadt heimsuchte, erteilte Delphi den Spruch, jene Reliquien würden das Heilmittel sein. Da sandte man nach Naupaktos und fand die Gebeine an einem Ort, den eine Krähe zeigte (Pausanias IX, 38). Für Hesiodus setze man St. Gennaro.

Die Reliquien des St. Nicóla in Bari sind, wie aktenmäßig feststeht, gestohlen. Die Kirche hat dies seit achthundert Jahren gewußt und besitzt in ihrem Katechismus das Gebot: Du sollst nicht stehlen. Wie sollen wir uns die Thatsache erklären, daß die römische Kirche niemals obigen Diebstahl verurteilt, vielmehr ihn feierlich sanktioniert hat, indem der Papst Urban II. genannte Reliquien im Dom von St. Nicóla niederlegte und einen Kultus anordnete? Wir finden die Erklärung im hellenisch-römischen Heidentum.

---

*) Die Gebeine St. Gennaros brachte man zum christlichen Neapel, um die Pest abzuwehren (erster Teil, neuntes Kapitel), zu demselben Zweck kamen die Gebeine des Pelops zum heidnischen Elis.

Fremde Götter gelangten nach Rom auf doppelte Weise, zunächst auf dem Wege der Güte, indem Einwanderer ihre Schutzgottheiten mitbrachten. — Wir haben im sechsten Kapitel gesehen, daß in der römischen Kirche dasselbe geschieht. — Man konnte aber auch fremde Gottheiten zwingen, nach Rom zu kommen. Als die Römer Veji eroberten, ward Juno Regina durch Priester feierlich eingeladen, nach Rom zu kommen, wobei man ihr einen Kultus versprach*). Dann entführte (raubte) man das Götterbild, brachte es nach Rom und glaubte nun, die betreffende Gottheit selbst zu besitzen. Man nannte diese Gewaltmethode die Evocatio (Herausrufen). Hiervon spricht Plinius in seiner Naturgeschichte Buch 28, Kap. II und bemerkt, die Römer seien so schlau gewesen, niemand zu sagen, wer die eigentliche Schutzgottheit Roms sei, damit nicht Feinde auf gleiche Art verführen. — Auf diesem Wege der Gewalt kam Bari in den Besitz des St. Nicóla. — Was sagte der letztere zum Raube seiner Reliquien? Er dachte und that, was die römischen Gottheiten in ähnlicher Lage thaten. Letztere schwiegen bei solcher Gewaltmaßregel, folgten ihren Statuen und blieben, wo letztere weilten. Ubi bene, ibi patria So auch St. Nicóla. — Als die Römer die Schlange des Äsculap, sowie den Stein der magna mater nach Rom brachten**), gingen die zwei Gottheiten ohne Widerrede mit. Diesem Beispiele leistete St. Nicóla willige Folge. Wurde in Rom, sei es durch Güte, sei es durch Gewalt, eine fremde Gottheit eingeführt, so mußte der Senat diese Einführung bestätigen und der Pontifex maximus den Kultus einrichten. So blieb es in der römischen Kirche. Der Senat (Vatikan) hat die Einführung des St. Nicóla gebilligt, der Pontifex maximus (Papst, Stellvertreter Christi) den Kultus desselben eingerichtet. Pausanias erwähnt zweimal (II, 7 u. IV, 27), daß Götter sich, einer Überredung folgend, irgendwo niederließen, ferner, daß Augustus gewaltsam Götterbilder (Götter) entführte. Hierin findet Pausanias

---

*) Über diese Methode der Gewinnung neuer Schutzmächte zu vergleichen Preller, „Römische Mythologie", S. 137.

**) Siehe das zweite und vierte Kapitel dieser Schrift.

nichts Arges und sagt (VIII, 46): „Gewiß ist, daß Augustus nicht der erste war, der den Besiegten Götterbilder wegnahm, sondern daß er nur that, was von altersher gebräuchlich war.“ Hier haben wir den Ablaßbrief für den Raub des St. Nicóla! Was die Kaufleute Baris thaten, geschah in heidnischer und christlicher Zeit*). Das siebente Gebot lautet zwar: Du sollst nicht stehlen, aber die heilige, apostolische römische Kirche erklärte durch den Mund ihres Pontifex maximus: Reliquien sind ausgenommen. Es giebt also nach römischer Lehre heilige Diebe und einen kirchlich sanktionierten heiligen Diebstahl.

Als der Kaiser Antoninus nach Alexandria kam, begab er sich in feierlichem Aufzuge in die Tempel, „von da aber zum Grabe Alexanders des Großen. Da legte er seinen Purpurmantel und seine mit Edelsteinen besetzten Ringe, sowie alle übrigen Kostbarkeiten auf den Sarg“ **). Das Grab des genannten großen Heroen war viele Jahrhunderte hindurch ein Wallfahrtsort, dem wir in einiger Hinsicht das Grab des „Heroen zu Bari“ an die Seite stellen können.

Zwei Städte Griechenlands, Helike und Ägä, waren die ältesten Kultusstätten des Poseidon, von dem die Ilias (VIII, 203) sagt:

> „Bringen sie doch gen Ägä und Helike dir der Geschenke
> Viel' und erfreuende stets.“ — — —

Das letztere gilt heute von dem christlichen Neptun und seiner Stadt Bari. Anfang Mai jeden Jahres kommen Tausende und Abertausende, um diese Gottheit anzuflehen und ihr Gaben zu weihen. Sie kommen in Scharen aus allen Himmelsgegenden, sogar übers Meer, und wenn sie aus der Ferne den Turm von St. Nicóla erblicken, werfen sie sich zu Boden, den Kreuzfahrern ähnlich, als sie das Ziel ihrer mühevollen Fahrt, das heilige Jerusalem, schauten.

---

*) Siehe erster Teil, neuntes Kapitel dieser Schrift.

**) Herodian, „Kaisergeschichte“, IV, 9.

In Abteilungen, jede zu dreißig bis vierzig Personen, ziehen sie in Bari ein, ein seltsames Schauspiel. Jedem Zuge voran wird ein Kreuz getragen, ihm folgen Männer und Weiber, in eigentümlich schwermütigen Weisen Litaneien singend. Sie kommen aus Apulien, Calabrien, Campanien, aus der Basilicata, aus den Abruzzen, die meisten, namentlich die Frauen, in bunter Nationaltracht, alle bestäubt, manche barfuß infolge eines Gelübdes. Viele kraftvolle, wetterbraune Gestalten sieht man unter ihnen, manche aber matt und müde von der Reise, krank und schwach von den Entbehrungen daheim oder vom Fasten unterwegs. So sind die Pilgerzüge nach Bari gekommen vor siebenhundert Jahren, damals, als Bari und Brindisi die Heeresscharen der Kreuzfahrer versammelten, welche dort sich einschifften; so haben die Pilgerzüge sich achthundertmal bis heute wiederholt! — Derselbe Glaube, dieselben Gebete, dieselben Gelübde, dieselben Litaneien, dasselbe Heidentum! Wer dasselbe in seinem ungebrochenen Leben schauen will, der lasse die Pilger des St. Nicóla an sich vorüberziehen, ein Lebensbild aus dem Mittelalter, wie man es schwerlich anderswo in dieser Art schaut. Die Pilger finden ein meist kümmerliches Nachtquartier in der Altstadt von Bari und begeben sich am nächsten Tage zur Kirche des großen Santo. Gruppenweise treten sie ein, vor jeder Gruppe ein Kreuzträger als Führer, ihm zur Seite zwei Kerzenträger. Auf den Knieen folgt die Schar, so will es der Heilige, knieend gelangen sie zum Chor, unterwegs mit der Stirn den Boden dann und wann berührend, viele, infolge eines Gelübdes, den Boden mit der Zunge leckend! Sie singen dabei die Litanei von Loreto in lateinischer Sprache, die sie nicht verstehen und so aussprechen, daß niemand sie versteht. — „Domisaura!" So hört man ein korrumpiertes Wort aus dem Munde des Führers, worauf der Chor der Kriechenden antwortet: Oraprenobis (ora pro nobis, bitte für uns). Auf dem Altar sehen die Pilger die Gestalt des Heiligen, sie erheben sich, fallen nieder, beten, schreien, weinen, werfen sich auf den Boden, machen auf demselben mit der Stirn das Kreuzzeichen. Nach und nach werden sie zugelassen, um in der Krypta vor dem Silberaltar, wo die Reliquien ruhen, den Santo anzubeten. Dort

bringen sie Kerzen*) dar und kaufen Fläschchen des wunderthätigen Mannas. Die Kerzen wandern durch Priesterhand aus der Kirche, werden an die Händler verkauft, von ihnen kaufen sie andere Pilger, welche sie aufs neue dem Heiligen darbringen. Eine volle Woche dauert dies Kommen und Gehen von Pilgern, jeden Tag von morgens früh bis abends spät, eine ganze Woche dauert der schwunghafte Handel mit Kerzen und Manna.

Während der Pilgerwoche herrscht außerhalb der Kirche das lauteste, heiterste Marktleben und Treiben und die Pilger, deren Zahl auf jährlich dreißigtausend angegeben wird, ergötzen sich ähnlich wie die Hellenen, welche ihren Poseidon festlich ehrten, oder wie die Römer, welche ihre Neptunalia feierten. Im zweiten Buch der Oden, Lied 28 erwähnt Horaz diesen Festtag. Er fragt: „Was am hohen Neptunstag soll ich Besseres thun?" Das Beste scheint ihm, einen Krug seines Caecuberweines zu leeren und mit Wechselgesängen Neptun zu preisen. Weinkrüge zieren auch das Fest des St. Nicóla. Der Wein in Bari heißt beim Volk: lu miero, ein Wort, welches von merum, d. h. ungemischter Wein, herstammt.

Mohammedanische Heiligenfeste in Kairo erinnern nur zu deutlich an ähnliche Feste in Süditalien. Wenn das Fest der Geburt des Mohammed gefeiert wird, findet ein Jahrmarkt statt, wobei die Kuchenbuden, Karussels und andere schöne Dinge die Hauptrolle spielen und das Geistliche sich mit dem Weltlichen zu einer buntschichtigen Einheit verbindet.

Den Höhepunkt der Festwoche in Bari bildet die Prozession.

Schiffer und Fischer tragen dann die Statue des Heiligen, Klerus, Brüderschaften und Volk bilden das Gefolge. Am Meeresufer angelangt, setzt man den Santo auf eine prachtvoll gezierte Barke, und dann hält der neue Neptun im Geleit von vielen hundert Barken seinen Triumphzug unter den Klängen rauschender Musik, unter dem Jauchzen der ihn geleitenden Menge. Neptun ist dann auf seinem Element.

*) Wachskerzen wurden im kaiserlichen Rom von ärmeren Klienten ihren vornehmen Patronen beim Fest der Saturnalien als Geschenk überreicht. Siehe Preller, „Römische Mythologie", S. 415.

„Also sank das Getöse der Brandung, als, in die Meerflut
Mild vorschauend, der Vater die Ross' unter heiterem Himmel
Lenkte zur Fahrt und im Flug auf entzügeltem Wagen einherfuhr."
(Äneis I, 154.)

In einem Festbericht der Libertà cattolica vom 12. Mai 1887 findet sich folgende bezeichnende Stelle. Sie nennt St. Nicóla den „Santo Eroe, il quale col commando di sua voce calmava i venti e le tempeste" (welcher mit dem Befehl seiner Stimme die Winde und Stürme beruhigte)*). Wer sich überzeugen will, daß St. Nicóla von der römischen Kirche zum Nachfolger des Neptun gemacht ist, der lese hierzu Virgil Äneis I, 124—155, wo erzählt wird, wie Neptun, nachdem er in feierlicher Ruhe die Wogen überschaut hat, das Meer beruhigt.

„Sprach's und schnell, wie er sprach, war die schwellende Woge gesänftigt,
War das Gewühl der Wolken gescheucht und die Sonne geklärет **)."

Nachdem der neue Neptun den Tag über auf dem Meer geweilt hat, kehrt er gegen Abend heim. Unter dem Krachen der Bomben, dem Evviva der Menschenmassen durchschreitet er die Stadt, um in der Kirche seinen Thron einzunehmen. — Vor acht Jahren geschah dabei in der Kirche ein wilder Tumult. Der Klerus verbot den Trägern (lauter Schiffern), den Chor der Kirche zu betreten, die Schiffer aber verlangten, ihren lieben Sauto bis dahinein zu begleiten. Es kam zu heftigem Streit, welcher damit endigte, daß die handfesten Schiffer mit brennenden Kerzen auf die Priester losschlugen. Die Priester flohen, die Schiffer behaupteten siegreich das Feld, stellten ihren Poseidon an seinen Platz und schrieen: Evviva San Nicóla!

---

*) Die hellenische Argonautensage läßt durch Orpheus und seine Leier das Meer sich beruhigen.

**) Ähnliches sagten die Hellenen von ihrer Aphrodite Urania, die auch als Meeresherrscherin gedacht wurde. Sie hatte deshalb Beinamen, wie Pontia, Pelagia, Thalassia und Eupleua. Preller, „Griechische Mythologie", S. 281. Lucretius I, 6 ruft ihr zu: „Vor dir, o Göttin, fliehen Winde und Nebel."

Verfasser ist im Besitz zahlreicher Programme süditalischer und sicilianischer Heiligenfeste. Das neueste bezieht sich auf das Jahresfest des St. Mattéo in Salerno, wo dasselbe Ende September gefeiert wird. Es heißt darin: Morgen wird der im ganzen Süden bekannte Markt eröffnet, welcher am 21. dieses Monats schließt. Das Fest wird großartig, Dank dem Eifer des Komitees und der Opferwilligkeit unseres Volkes, welches trotz der schlechten Zeiten mehr beigetragen hat als früher. Fahre fort, du Volk von Salerno, wenn es sich darum handelt, deinen geliebten und verehrten Protettore St. Mattéo zu feiern. — Im Dom also glänzende Dekoration nach Zeichnung des Künstlers d'Agostino, an den zwei Nachmittagen grandioses Konzert auf den öffentlichen Plätzen und Volksbelustigung auf dem Corso, abends allgemeine Illumination nach einem neuen System. Das Orchester im Dom zählt dreißig Personen unter Direktion des Maestro Marzano. Am Sonntag Nachmittag die traditionelle Prozession durch die Stadt, sowie den Abend Feuerwerk auf dem neuen Molo des Hafens.

Die religiösen Feste des heutigen Hinduvolkes haben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den Heiligenfesten Süditaliens. An beiden Stellen finden Prozessionen statt, in beiden sind Wallfahrten zu berühmten Heiligtümern üblich, rauschende Musik fehlt auch in Indien nicht, und wie heutzutage in Campanien die Aufführung geistlicher Schauspiele bei solchen Festen gebräuchlich ist, so finden wir dasselbe im heutigen Indien. Dort wie in Italien werden die verschiedenen Gottheiten mit Festen geehrt, welche den Göttern Glanz und den Menschen Genuß darbieten. Ein Missionar aus Indien erzählte mir von einem indischen Götterfest, und als ich ihm von einem neapolitanischen Heiligenfest berichtete, fragte er staunend: Wo aber ist der Unterschied zwischen Heiden und Christen?

Also Festtriumphe und triumphierende Feste. Man jubiliert, man ruft Viktoria und liebt es, das Dichterwort zu citieren:

„**Bella, immortal, benefica**
Fede ai trionfi avezza!“

d. h. O du schöner, unsterblicher, wohlthätiger Glaube, der du an Triumphe gewöhnt bist!

Im Mai 1887 feierte Bari die achthundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem die kostbaren Reliquien, der heilige Raub, zu Schiffe anlangten, mithin der gewaltige Santo, San Nicóla, der unsterbliche Poseidon, dort seinen triumphierenden Einzug hielt. Diesen Tag feierte Bari ähnlich, wie einst Rom seinen Gründungstag. Die Festlichkeiten dauerten vom 4. Mai 1887 bis zum 5. Juni. Im Jahre 248 nach Christo ward in Rom der tausendjährige Gründungstag der ewigen Stadt mit ungewöhnlichen und glänzenden Festlichkeiten begangen. Römische Fest- und Schaulust verschlang zur Kaiserzeit kolossale Summen, die Feier in Bari bewies, daß Stadtsäckel und Privatkassen noch immer bereit sind, dem Moloch der Festluft große Opfer zu bringen. — Am 7. Mai 1887 ward der Behälter (Arca), in welchem man vor achthundert Jahren die Reliquien des St. Nicóla nach Bari brachte, in einen krystallenen Sarg gelegt; Messe, Musik, Panegyrikus bildeten die kirchlichen Funktionen. Der Schaulust wurden Wettkämpfe, Wettfahrten zu Lande und zu Wasser, allerlei Ausstellungen, sowie Theateraufführungen und Lotterieen geboten, lauter Dinge, welche man dem festgierigen Volke schon zur römischen Kaiserzeit bot. Was in dieser Hinsicht die Kaiserstadt leistete, übertrifft freilich das nach unseren Begriffen Menschenmögliche. Im Programm von Bari kehrte die Illumination häufig wieder, gleichfalls nichts Neues. Der Gebrauch von brennenden Lichtern, Lampen und Fackeln bei festlichen Gelegenheiten war im kaiserlichen Rom wohlbekannt*). Beim Fest der Saturnalien war allgemeine Illumination. Sueton im achtzehnten Kapitel des Lebens des Kaligula erzählt wörtlich also: „Der Kaiser gab an verschiedenen Orten Schauspiele verschiedener Art, zuweilen auch in der Nacht, wobei die ganze Stadt mit Fackeln beleuchtet ward.“ Im Leben des Domitian Kap. 4 heißt es: „Tierhetzen und Gladiatorenkämpfe veranstaltete er nachts bei Fackellicht.“ Fackelbeleuchtung machte in Rom**) das Fest der Göttin Flora besonders anziehend.

Den Glanzpunkt der Jubelfeier in Bari, welches bei diesem

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 415.
**) Ovid Fasti V, 361.

Anlaß vierzigtausend Pilger herbergte, bildete die Prozession, welche bestimmt war, den großen Tag des Jahres 1087 vor Augen zu stellen. Auf weißem Roß ritt der Stadtherold mit der Standarte in der Hand, ihm folgten Schiffer im Kostüm des elften Jahrhunderts, ferner sah man ein prachtvolles Schiff und auf demselben die Gėstalt des St. Nicóla. — Unter großartigem Geleit fuhr der Meeresherrscher auf die Höhe der wogenden See, blieb dort den Tag über und lieferte durch diesen Akt den Beweis, daß Neptun-Poseidon einen würdigen Nachfolger gefunden hat.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Himmelskönigin.

„Der Himmelskönigin bringen sie Rauchopfer."
Jeremias.

Auf der Piazza della Trinità in Neapel hat man im vorigen Jahrhundert die Apotheose der Madonna in einem Marmorbauwerk dargestellt, von dem man nicht weiß, ob es ein Obelisk, oder eine Pyramide sein soll. Dieser turmhohe babylonische Bau trägt die Riesengestalt der mit zwölf Sternen gekrönten Himmelskönigin, zu deren Füßen wir ihren himmlischen Hofstaat erblicken, nämlich Genien und Liebesgötter, welche einst den Hofstaat der Afrodite Urania bildeten.

Auf der Piazza di Spagna in Rom hat Pius IX. eine ähnliche Apotheose der Regina coeli in Marmor darstellen lassen, nachdem letztere 1854 durch das bekannte Dogma vergöttlicht worden war. Eine aus der Zeit antiken Heidentums stammende Marmorsäule trägt die Statue der vergöttlichten Himmelskönigin, und ohne es zu wollen hat also der Papst mit jener antiken Säule aller Welt kund gethan, daß die römische Gottheit Maria das antike Heidentum als ihre Basis benutzt. Die Statuen des Moses, David, Jesaia und Ezechiel zeigen an jener Säule durch beigefügte Bibelworte aller Welt, daß Th. Beza, der Freund und Amtsgenosse Kalvins, recht hat, wenn er den Römlingen zuruft: „Ihr macht aus der heiligen Schrift wächserne Nasen und formt dieselben nach euerem Belieben". Nach römischer Exegese nämlich

ist die Arche Noä ebenso wie der Tempel zu Jerusalem eine „Figur“ der allerheiligsten Jungfrau, und das mosaische Wort (1 Mos. 3, 15) wird mit Willkür übersetzt: Sie (nämlich die Regina coeli, die Maria) wird der Schlange den Kopf zertreten.

Auch die kürzlich vollendete Façade des Domes zu Florenz meldet die Apotheose der Maria, der Himmelskönigin. In Gegenwart der königlichen Familie ward die vollendete Façade dieses Domes am 12. Mai 1887 feierlich enthüllt. Es steht jetzt vor dem staunenden Auge des Beschauers ein farbenreiches Kunstwerk, wie es kaum eine andere Stadt auf Erden besitzt. Die Arbeit hat über zwanzig Jahre gewährt, nachdem Viktor Emanuel, damals in Florenz residierend, den Grundstein zur Façade legte, eine immerhin nur kurze Zeit, wenn man die Jahrhunderte bedenkt, welche nicht imstande waren, die Vollendung des Domes herbeizuführen. Die Republik ließ von 1294 an jenes Bauwerk entstehen, indem sie die frühere Kathedrale St. Riparata niederriß, welche an Stelle der ersten Kirche St. Salvatore getreten sein soll. Die Republik führte den wundersamen, von Giotto begonnenen Glockenturm zu Ende, konnte aber die Façade nur beginnen, und was man damals begonnen hatte, ward im sechzehnten Jahrhundert gewaltsam wieder niedergerissen.

Am 22. April 1860 ward der Grundstein zu der neuen Façade gelegt, und viele Kräfte vereinigten sich, um den Dom zu Ende zu führen, indem einesteils freie Gaben, namentlich aus Florenz, zusammenströmten, andernteils viele Künstler umsonst oder für geringen Lohn Teile der Arbeit ausführten. Als am 12. Mai dieses Jahres die Hülle fiel, läuteten alle Glocken der Stadt, etwa 100 000 Zuschauer brachen in Jauchzen aus, und der Erzbischof trat mit seinem Gefolge aus der Mittelthür, um das vollendete Werk zu weihen. Die Feier schloß mit einem Tedeum.

Die Zentralstellung an der vollendeten Façade hat hoch über dem Hauptportal die unter einem Baldachin mit dem Kinde thronende Madonna; ihr zur Seite stehen je sechs Apostel. Dem Heiland ist eine bescheidenere Stellung zugewiesen; er ist auf einem Mosaik dicht oberhalb der Hauptthür dargestellt, wie er Maria krönt. Höher hinauf sieht man ein Relief, welches Maria

als Beschützerin der Christenheit, des Vaterlandes und des Volkes darstellt. Also Maria die Königin der Apostel! Dieser Gedanke ist nicht neu; ich sah jüngst in der Apsis der Kirche zu Caivano in Campanien ein dem vierzehnten Jahrhundert angehörendes Wandbild: Maria als Mittelpunkt der Apostel, die Hände zum Gebet oder Segen erhebend, oberhalb dieser Gruppe aber den segnenden Christus als Himmelskönig. Am Dom in Florenz, welcher von jeher eine Marienkirche war (St. Maria del Fiore) hat man in unseren Tagen den letzteren weggelassen; Maria nimmt die höchste, die eigentlich gebietende Stellung ein, alle übrigen Statuen, Büsten, Reliefs und Mosaikbilder stehen zu jenem Mittelpunkt in Beziehung und offenbaren den Grundgedanken: das Alte und das Neue Testament, die Kirche, die christliche Zivilisation, die Wissenschaften, die schönen Künste, Italien, Florenz verehren und preisen Maria, welche als Mutter Christi die Miterlöserin der Welt ist. Dieser Grundgedanke ward dem früheren Baumeister de Fabris von dem Professor Conti an die Hand gegeben und von dem Erzbischof, sowie von den Vertretern der Kunst gebilligt.

Als Kommentar zu jener im Zentrum thronenden „Königin" mag ein Hymnus dienen, aus dem wir drei Verse anführen:

1) O Maria del ciel Regina
Che apparisti in mezzo a noi,
Deh proteggi i figli tuoi
Che t' implorano pietà

2) O Maria, sui figli tuoi
Quando Iddio minaccia irato,
Tu lo prega, e fia placato,
Tu comandi ancora in ciel.

3) Tu che sei Regina in cielo
Ci proteggi tu, o Maria,
E al tuo nome un inno fia
Nostro amore, e nostra fe *).

Dem Dogma von der Himmelskönigin hat der Vatikan eine feierliche Weihe verliehen durch ein Kolossalbild, welches eine seiner

*) O Maria, Königin des Himmels, die du unter uns erschienst, beschütze deine Kinder, welche dein Erbarmen erflehen. — O Maria, wenn Gott im Zorne droht, bitte du ihn, sänftige ihn, du hast ja im Himmel zu befehlen. — O Königin im Himmel, o Maria, beschütze uns. Unsere Liebe, unser Glaube werde ein Lobgesang auf deinen Namen.

Wände bedeckt. Michelangelo hätte dasselbe nicht gemalt, wenn ihm ein solcher Auftrag geworden wäre. Im dritten Saal der Galleria Pia im Vatikan sieht man ein im Auftrage Pius IX. gemaltes Freskobild. Dies zeigt uns den päpstlichen Olymp, nämlich Pio nono mit seinem Hof im Begriff, durch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis die Apotheose der Maria zu vollziehen. Im Zentrum dieses Olymps steht die Himmelskönigin, deren Gestalt dieselbe Höhe hat, wie Christus und Gottvater, mit denen zusammen sie also die neue Dreieinigkeit bildet.

Erhabene, jungfräuliche Gottheiten kannte schon das Altertum, wir brauchen zunächst nur an das Parthenon in Athen zu erinnern. Der Name Parthenon (von dem griechischen Parthenos) bedeutet: das Haus der Jungfrau *). Eine Jungfrau war Athene, die Stadtbeschützerin Athens, eine Jungfrau war auch Artemis (Diana) von den Griechen deshalb Parthenis genannt, ebenso Hera (Juno), welche den Beinamen Parthenia führte. Von der letzteren sagte die Mythologie, daß sie alljährlich durch ein Bad im Fluß Canutos ihre Jungfrauschaft wieder erlange. Parthenope war die jungfräuliche Tochter des Heroen Eumelos, von der nach der Legende Neapel gegründet und zu Anfang Parthenope (etwa: Jungfraustadt) genannt wurde. Ein streng jungfräuliche Göttin war in Rom auch die von den Ehefrauen hochgeehrte Bona Dea, welche den Beinamen Sancta **) und Sanctissima hatte, wie heute Maria ***).

Als „hoheitblickende“ Göttinnen schaute das Altertum die Hera = Juno, die Artemis = Diana, die Athene = Minerva, als königliche Erscheinungen thronten sie in ihren Tempeln, das Haupt mit dem Kranze, oder dem Diadem geschmückt. Kaiserliche Dekrete entfernten in nachkonstantinischer Zeit diese Göttinnen aus den Tempeln, aber der leere Platz ward schon früh von einer neuen Himmelskönigin eingenommen.

---

*) Das Parthenon in Athen ward einst in einen Tempel der Maria, welche in Griechenland stets Panagia heißt, verwandelt. B. Schmidt, a. a. O., S. 45.

**) Siehe erster Teil Seite 26 dieser Schrift.

***) Preller, „Römische Mythologie“, S. 356.

„Wer gedenkt nicht an den herrlichen Marientempel in Ephesus, der mit dem heidnischen Tempel der Diana daselbst wetteiferte? Es war dies ein Marienheiligtum, welches die Völkermassen herbeizog, welche dort Maria anriefen, die einst in Ephesus mit Johannes sich aufhielt *)."

„Der Tempel der Maria in Ephesus ist sicherlich der älteste, welcher der großen Madre di Dio errichtet wurde. St. Cyrillus nennt ihn in einem seiner Briefe die große Kirche, Ecclesia magna, und im Briefe des Konzils von Ephesus an Papst Cölestinus heißt jener Tempel Magna Ephesi Ecclesia. Er war die Kathedrale dieser Stadt, von den Einwohnern auch aus dem Grunde erbaut, weil sie auf diese Weise den götzendienerischen Kultus sühnen wollten, den sie Jahrhunderte der Diana in jenem berühmten Tempel weihten, der zu den sieben Wunderwerken der Welt gehörte **)."

Im Jahre 431 war eine Synode zu Ephesus versammelt, berufen durch Kaiser Theodosius II. Der Beschluß dieses Konzils, welches die Maria als Gottesmutter bezeichnete, war die erste Apotheose der letzteren, und mit Recht sprach sich Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, dahin aus, eine Anrufung der Maria als Mater Dei sei heidnisch und stelle sie der Gottesmutter Rhea Kybele gleich. „Es ist nicht zu verleugnen, daß an die Stelle der olympischen Götter Christus und Maria in Mitten der Heiligen traten. Ihr ward das Attribut Panagia (die ganz Heilige) gegeben, welches vormals das Epitheton der Venus Urania war ***)." Als das Konzil zu Ephesus gegen Abend beendigt war und die harrenden Volksmassen erfuhren, daß man Maria auf den Thron der „Magna Mater" gesetzt habe, geleiteten die Bürger jene Bischöfe, die an der Synode teilnahmen, mit Fackeln nachhause, Weihrauch dampfte, Jubel erscholl, und ganz Ephesus strahlte im Glanz der Illumination.

---

*) A. Cuomo, „Saggio apologetico della bellezza celeste e divina di Maria S. S. Madre di Dio", pag 209. Dies Werk gilt in den Augen der Kirche als klassisch, fast so viel, als „Le glorie di Maria", von St. Alfonso di Liguori.

**) „Riccardi Storia dei Santuari", I, 193.

***) Hase, „Kirchengeschichte", I, 601.

Fast vierhundert Jahre waren damals verstrichen, seit man in Ephesus rief: „Groß ist die Diana der Epheser“ (Apg. 19, 34). Nach dem Konzil von 431 rief man: „Groß ist Maria die Gottesmutter!“ Man hatte nach dem Verlust der Diana einen Ersatz!

„Wenn wir schon die Heiligen preisen, so müssen wir uns mit besonderer Pracht und Festrüstung an Maria wenden, welche höher steht, als alle Heiligen im Himmel und als alle Engelchöre, denn sie steht neben dem dreieinigen Gott. Ihr Name klingt nach dem ihres Sohnes durch Himmel und Erde, dringt sogar in die Unterwelt, und alle Zungen bekennen, daß Adams Geschlecht ihr Ehre und Ruhm schuldet*).“

Der Jubel, welcher zu Ephesus die Apotheose der Maria begrüßte, tönt nun seit fast fünfzehn Jahrhunderten weiter. Um ihn wach zu halten, hat die Kirche die Krönung der Madonnenbilder verordnet. Zu einer solchen führen wir die Leser.

„Es lebe das katholische Neapel! Mit einem Jubel, der weder Zügel noch Grenzen kennt, dringt dieser Freudenschrei aus der Tiefe des Herzens, und dieses macht sich Luft in glänzenden Manifestationen, welche sich in unserer Stadt zu Ehren der unbefleckten Mutter Gottes soeben erneuerten. Von den frühesten Morgenstunden des gestrigen Tages an sah man die Massen heiteren Volkes sich durch fast alle Straßen dieser Metropole bewegen; das Geläut der Glocken lud mit feierlichem Klang die guten Neapolitaner ein, sich in fieberhafter Eile (febbrile) vor den Tausenden der Altäre unserer siegreichen Herrin (Gran Donna delle Vittorie) niederzuwerfen. Die ungeheuere Zahl von Kirchen, an denen die treugläubige (fedelissima) Neapolis so reich ist, war vollgepfropft von unzählbarem Volk, welches wie die Wasser eines Stromes sich demütig, gehoben, bewegt, den Altären der Himmelskönigin nahte. An einigen Stellen der Stadt gestaltete sich der Enthusiasmus zu einem wahren Delirium, und wir konnten unter Thränen der Rührung hier und da Scharen von Frauen und Kindern bewundern, welche ganze Straßen mit heiligem Enthusiasmus unter

*) A. Cuomo, ibidem, pag. 172.

dem Ruf durchliefen: Es lebe die unbefleckte Jungfrau! Was sollen wir sagen von der glanzvollen Illumination, welche überall in unserer uralten Hauptstadt erblickt wurde? Wie ist doch in jeder Hinsicht wieder offenbar geworden, daß Neapel in That und Wahrheit geblieben, was es immer war: die Stadt der Maria. Freuen wir uns mit allen frommen Bürgern über diesen Beweis einer ununterbrochenen Anhänglichkeit an den glorreichen Glauben unserer Väter und sprechen wir unsere Bewunderung aus inbetreff unseres Erzbischofs, des treuen Hirten dieser gläubigen Herde, welcher die Seele solcher staunenswerten (stupenda) Festfeier war." — „Wir haben den Tag erlebt, welcher die unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter feiert, einen Tag jauchzender Freude (esultanza) für alle Völker. Die Atheisten, die Skeptiker müssen Rührung empfinden vor dem keuschen Bilde der Trösterin aller Betrübten. Nur die sogenannten Evangelischen, dieser widerwärtige Brei (stomachévole poltiglia), welcher vom nebelreichen Norden hierher importiert worden ist, schmähen in feiger Niederträchtigkeit diejenige, welche in ihrer Ehre und Würde die Legionen der Heiligen, sowie die Heerscharen der Engel überragt, über welchen sie als angebetete Königin (Sovrana) thront. Die ganze Macht des Schöpfers spiegelt sich in der Gesegneten unter den Weibern wie in einem glänzenden Spiegel. Sie ist die Spenderin aller himmlischen Gaben, deren wir verlustig gehen, wenn wir zu ihr nicht unsere Zuflucht nehmen. Wenn nun schon alle Gegenden des Erdkreises, ja des Universums, den heiligsten Namen der Maria anrufen, mit um wie größerem Enthusiasmus muß die Anrufung unserseits geschehen. Verdanken wir nicht die ausgezeichnetsten Gnadengaben ihrem allmächtigen Patrocinium? Das revolutionäre Possenspiel wütet außerhalb der Grenzen der neapolitanischen Kirche und ist noch nicht in sie eingedrungen. Wir wollen die Angriffe jener Räuber zunichte machen und uns zu dem Ende unter dem schützenden Mantel der Maria vereinen, deren unbefleckte Empfängnis von dem engelgleichen (Angelico) Pius IX. zum Dogma erhoben ist. Feiern wir allezeit die Feste der Himmelskönigin; ehren wir aber auch den Oberpriester der Unbefleckten, dessen Name ewig dauern wird wie der Ruhm der

Immaculata. Ehren wir Maria und den großen Pontifex, welcher den Menschen die göttliche Ehre derselben definierte."

Das Vorstehende ist die getreue Übersetzung einiger Abschnitte aus klerikalen Tagesblättern Neapels*). Wir bemerken nur Folgendes: Es handelt sich in jenen Artikeln um das am 8. Dezember alljährlich gefeierte Fest der Immaculata, ein sogenanntes staatliches Fest (festa governativa) d. h. ein solches, welches der Staat als festlichen Tag anerkennt. Wenn wir von der bombastischen Sprache, die sich im Deutschen nicht völlig wiedergeben läßt, absehen, so enthalten jene Artikel keine Übertreibung. Volle Kirchen, heiße Andacht, Menschenmassen, Straßenjubel, himmelhohes Jauchzen, prächtige Illumination; alles hat seine Richtigkeit. Kaum ist das Fest der Immaculata vorüber, so beginnt man an ein demnächst kommendes zu denken, an das Fest der Madonna von Lourdes, die ebenfalls eifrig verehrt wird. Viele werden eine Pilgerfahrt nach Frankreich unternehmen, wozu man bereits Vorbereitungen trifft, andere werden eine Pilgerfahrt im Geiste (pellegrinaggio spirituale) dorthin machen, wozu ein Priester folgenden Rat erteilt. Er läßt ein goldenes Herz anfertigen; jeder im Geiste Pilgernde sendet ihm seinen Namen (nebst etwas Papiergeld); die Namen werden in das goldene Herz eingeschlossen, und der Priester reist mit letzterem nach Lourdes, um dasselbe der Madonna als eine Weihegabe darzubringen.

Als man den 8. Dezember 1882 im Madonnenenthusiasmus feierte, war soeben ein Fest von großartigen Dimensionen vorüber. Es handelte sich um eine Lokalgottheit, um eine der vielen verschiedenen Madonnen, deren Verehrung und Walten an ihr Bild gebunden ist, wobei man zwischen Bild und Gottheit in Vorstellung und Praxis keinen Unterschied macht. Dieses Fest dauerte im November mehrere Wochen und versetzte die gesamte Bevölkerung der Stadt und ihre Umgebung in Aufregung; es handelte sich um die Krönung einer Madonna.

*) Z. B. „Libertà cattolica" und „La discussione", November 1882. Absichtlich läßt Verfasser in diesem Kapitel die römische Kirche möglichst viel zu Worte kommen, deshalb die Citate aus Zeitungen, Broschüren, Predigten, Liedern, Maueranschlägen u. s. w.

Von den ältesten Zeiten her bestand in Neapel die streng festgehaltene Sitte, daß verschiedene Nationalitäten auch verschiedene Stadtquartiere innehatten, wo sie zugleich ihre besonderen Heiligtümer und Kultusstätten besaßen *). So hatten die Florentiner in Neapel dem St. Johannes Battista, dem Schutzheiligen von Florenz, ein Kirche gebaut und setzten auf diese Weise ihren heimatlichen Kultus fort. Diese Kirche trägt noch heute den Namen St. Giovanni dei Fiorentini und liegt als Pfarrkirche inmitten eines Gebietes von engen Straßen. Die Kirche bedurfte einer Reparatur, und um diese ins Werk zu setzen, kollektierte der Pfarrer de Felice in kurzer Frist einhunderttausend Lire. Für diese Summe ward das Innere der Kirche völlig erneuert, und nachdem die Arbeiten etwa ein Jahr gedauert, konnte die Einweihung auf den 15. November 1882 festgesetzt werden. Schon zu Ende Oktober sah man in den belebtesten Straßen Riesenplakate, welche diese Festlichkeit meldeten und zugleich die Kunde verbreiteten, daß an diesem Tage die Krönung der Madonna stattfinden werde.

Mit letzterer hat es folgende Bewandtnis. In einer Seitenkapelle genannter Kirche ist seit Jahrhunderten ein Brustbild der Addolorata (Schmerzensmutter), welches in seiner schwarzen Gesichtsfärbung die Spur hohen Alters zeigt. Das Bild stand von jeher in Ansehen und galt in hohem Maße als prodigiosa (wunderthätig). Hat nun ein solches Bild oder, wie das Volk sagt, eine solche Madonna allgemeine Verehrung errungen, sich in seiner Wunderthätigkeit bewährt, so kann demselben oder derselben eine Auszeichnung zuteil werden, welche in einem Diadem besteht. Diese Krönung selbst geschieht jedesmal mit feierlichem Pomp, entweder so, daß der Papst einen Delegaten absendet, oder daß der betreffende Bischof eine entsprechende Ordre erhält. Durch solche Krönung wird natürlich der Ruhm einer Madonna erhöht und befestigt; die Neugekrönte tritt wenigstens fürs erste in den Vordergrund, gewinnt vor den längst gekrönten einen Vorsprung und schafft der betreffenden Kirche große Frequenz und reiche Opferspenden. Eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen der Kanonisation

*) Siehe sechstes Kapitel dieser Schrift.

eines Heiligen und der Krönung einer Madonna, wenn es gleich als unerfindbar erscheint, wie sich Menschen, denen die Madonna als Königin im himmlischen Hofstaat gilt, herausnehmen können, ihrer Herrlichkeit noch etwas hinzuzufügen.

Der Antrag auf eine solche Krönung wurde vom Pfarrer de Felice gestellt, und die Bewilligung ließ nicht lange auf sich warten. Riesenplakate, einem Theaterzettel ähnlich, enthielten ein ausführliches Festprogramm. Danach sollte der Krönung ein Novenario, also eine neuntägige Andacht zur Maria, vorangehen und ein Novenario nachfolgen, tagtäglich sollte in der Kirche die Aufführung einer **Messa cantata** stattfinden, tagtäglich berühmte Festredner sich hören lassen. Was an glanzvoller Illumination und prächtigem Feuerwerke zutage treten werde, war genau beschrieben.

An neun Abenden und Nächten waren auf Kosten jener Kirche ihre etwa dreißig Nebenstraßen aufs glanzvollste durch Kandelaber und Hängelampen erhellt; das ganze Quartier war mit Guirlanden und Fahnen geschmückt. Das Orchester, welches im St. Karlotheater das Ballet begleitet, dazu berühmte Sänger aus den ersten Theatern erschienen zu den musikalischen Aufführungen in der Kirche; Redner „erster Klasse“ waren aus der Stadt des Papstes verschrieben und ließen sich allabendlich in der Kirche hören, welche inwendig und auswendig im verschwenderischen Schmucke strahlte und ungeheuere Menschenmassen heranlockte. Endlich erschien der Tag, an welchem die Krönung durch den vom Papst beauftragten Kardinal-Erzbischof San Felice von Neapel vollzogen werden sollte. Die Kirche war von einem ausgewählten Publikum angefüllt; nur besondere Gunst verschaffte für diese Feier Eintritt. Mit einem großen Gefolge des Domkapitels und anderer Geistlichen betrat der Erzbischof die Kirche, celebrierte die Messe, setzte sich auf den Thron und empfing die Krone (richtiger Diadem), welche in Prozession durch die Kirche getragen wurde. Nachdem jene ihm wieder übergeben war, hielt ihm ein Priester knieend das Bild der Addolorata dar, und der Erzbischof befestigte das von kostbaren Steinen strahlende Diadem an dem Haupte der Madonna. Hierauf richtete er eine Ansprache an die Versammlung, erinnerte daran,

daß erst vor kurzem eine Madonna addolorata in Neapel gekrönt worden sei, und fuhr dann fort: „Die Krone bedeutet Herrschaft; nicht diejenige weltlicher Fürsten. Unsere Herzen sind dazu bestimmt, daß Maria sie beherrsche. Jetzt gerade ist es an der Zeit, daß alle wahren Katholiken die Herrschaft der Maria über ihre Herzen anerkennen. Wen können wir bei den harten Prüfungen, welche heutzutage der Kirche aufgelegt sind, anrufen, als nur Maria? Zwar hat das mystische Schiff Petri die göttliche Verheißung für sich, aber jetzt ist dasselbe von Stürmen bedroht, und nur von Maria, dem Stern des Meeres, können wir Beschwichtigung des Sturmes hoffen." Nach jener Ansprache des thronenden Bischofs erfolgte eine Musikaufführung. Sind wir im Tanzsalon? Sind wir in der Oper? Doch wir hören nichts Neues; denn derart ist die Kirchenmusik bei allen religiösen Festen *).

Lange Zeit hindurch waren die öffentlichen Prozessionen in Neapel verboten; jener Krönungstag brachte eine Prozession zu Wege, wie sie seit zweiundzwanzig Jahren nicht stattgefunden. Wir sagten: Prozession; sagen wir lieber Triumphzug; denn die gekrönte Madonna hielt triumphierend ihren Umgang durch einen Teil der Stadt. So etwas zu beschreiben ist schwer, wenn nicht unmöglich. Nur derjenige gelangt durch unsere Andeutungen zu einer annähernd richtigen Vorstellung, der die Äußerungen südlicher Festleidenschaft kennt.

Voran mehrere Musikbanden, lange Reihen von Fahnenträgern, eine Menge von Sakristanen mit bunten Schärpen, dichte Scharen von Straßenjungen nebenher; dann eine Archiconfraternità (Erzbrüderschaft) in eigentümlicher Tracht, dann wieder eine, noch eine,

---

*) Bei den meisten Religionshandlungen der römisch-heidnischen Welt war die Musik unerläßlich. In Rom bestand eine Zunft der Pfeifer, welche jenen wichtigen Dienst leisteten. Also kannten schon die Römer die **Messa cantata**! Ovid, **Fasti VI, 657**, sagt: „Vielfach wurden in älterer Zeit von den Ahnen der Pfeifer Dienste begehret, und hoch hielt man in Ehren den Stand. Denn bei den Spielen ertönt, in den Tempeln ertönet die Pfeife, traurigen Leichen sogar tönet die Pfeife voraus." — Am meisten waren sie bei den Opfern beschäftigt. Heutzutage dient die Musik oft beim Opfer der Messe (**Sacrificio della Messa**).

jede mit ihren Emblemen; weiterhin andere Musikchöre, darauf wieder Brüderschaften z. B. del Rosario (Rosenkranz) oder del santo cuore di Maria und dell' Addolorata; darauf Scharen kleiner Mädchen, blumenumkränzt, dann neue Brüderschaften, Priester, Mönche, Seminarschüler, das Domkapitel, Prälaten, endlich die gekrönte Madonna, umgeben von Trägern mächtiger Wachskerzen, schließlich zahlreiche vornehme Männer und Frauen. Wer zählt die übrigen Volksmassen, wer die Zuschauer auf den Balkonen, von wo das Bild mit Blumen beworfen ward, ganz wie im Karneval, und wie läßt sich der Lärm, der Jubel jener wild erregten Massen beschreiben? Zu dem allen ward die Prozession von donnerndem Feuerwerk umtost, und der ganze Festzug brauchte zwei Stunden, um in allen seinen Teilen einen Punkt zu passieren. Endlich kehrte die Gekrönte in ihre Kirche zurück; die Nacht verging in Festjubel mit Feuerwerk, mit Schmäusen und Trinkgelagen. Dergleichen Feste tragen den Namen des entusiasmo religioso, und eine klerikale Zeitung verstieg sich zu der Äußerung: „In staunenswerter Weise ging die Prozession von statten. Wir sahen den Enthusiasmus eines zahllosen Volkes, welches von allen Stadtquartieren herbeigeströmt war, um die gekrönte Jungfrau zu grüßen, um ihr Verehrung zu zollen auf denjenigen Straßen, welche seit so vielen Jahren keine religiösen Schauspiele gesehen haben, und statt dessen Demonstrationen anderer Art erleben mußten. Die Inbrunst (fervore) der Neapolitaner gegen die Gekrönte muß als ein Ereignis in der Religionsgeschichte Neapels bezeichnet werden."

Eine neuntägige Andacht zur Maria folgte. Jeden Abend war Predigt, dann Konzert; Tausende benutzten diese Festzeit, um aus gewissen Ereignissen Schlüsse auf glückliche Lottonummern zu ziehen; enorme Summen flossen der Kirche als fromme Spenden zu, aus denen die Kosten dieses Festes leicht bestritten wurden. Aus dem Munde eines der Festprediger hörte ich von der Kanzel die Mitteilung: „die Kosten des Festes betrugen fünfzigtausend Lire!"

„Die großartigen Feste zu Ehren der himmlischen Jungfrau (Celeste Vergine) in der Nationalkirche der Florentiner zu Neapel haben sechzehn Tage gedauert. Der Enthusiasmus des Volkes

war unbeschreiblich, und jeden Tag pilgerten fromme Vereine, Kongregationen und Sozietäten zum Bilde der genannten Madonna. Unter denselben befand sich auch eine Schar von Frauen der höchsten Aristokratie unserer Stadt. Der Glaube triumphiert und wird immer triumphieren und Padre Felice kann stolz sein auf das vollendete klassische Werk, welches der erhabenen katholischen Religion würdig ist*)."

Über zweihundert Jahre sind verflossen, da ward in Rom zum erstenmal ein Bild gekrönt. Dies geschah 1631, und die goldene Krone ward einer Madonna zuteil, welche sich in der Sakristei der St. Peterskirche befindet. Von 1631 bis 1679 wurden in Rom einhundertundsechs (106) Bilder gekrönt**). Vom Jahre 1681 erklärte der Vatikan, daß auch die übrigen Städte Italiens, sowie von ganz Europa an dem Privilegium der Bilderkrönungen teilnehmen und die mit denselben verbundene pompa religiosa genießen sollten. Eine der ersten Städte, welche davon profitierte, war Neapel, die kürzlich wegen ihres Madonnenkultus von der erzbischöflichen Kurie als eminentemente cattolica bezeichnet wurde. In den letzten fünf Jahren sind daselbst acht Madonnen gekrönt. Ursprünglich hatte das Domkapitel der St. Peterskirche in Rom das Recht, eine solche Krönung zu dekretieren, und um die Kosten zu bestreiten, stiftete vor reichlich zweihundertundfünfzig Jahren der Graf Al. Sforza in Piazza ein von jenem Kapitel zu verwaltendes Legat. Neuerdings mischt sich der Papst in diese Angelegenheit. Als Pius IX. in Neapel als Flüchtling weilte, krönte er eine Madonna, und im Jahre 1881 ward in der Kirche der heiligen Brigitta (Brígida) daselbst im Auftrag Leos XIII. eine Madonna gekrönt. — Die Funktion der Krönung steht einem Kanonikus des St. Peter zu, er läßt sich aber regelmäßig durch den Bischof der betreffenden Diöcese vertreten. Die Liturgie für solchen Akt ist vorgeschrieben. Der Antrag auf solche Auszeichnung muß vom betreffenden Bischof

*) „Libertà cattolica", November 1882.

**) Diese Angaben sind entlehnt aus der „Libertà cattolica", Jahrgang 1884, Nr. 268.

unterstützt werden, wobei der Nachweis zu liefern ist, daß das betreffende Bild alt, wunderthätig und ein vielbesuchtes ist. Das Krönungsdekret wird stets von einem Ablaßdekret begleitet.

Im Jahre 1883 wurde das Wunderbild der Madonna della Libera in der Kirche Donna Regina zu Neapel gekrönt. Der Festbericht sagte: „Viele Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Priester aller Grade nahmen teil, auch viele fromme Vereine, die in Pilgerzügen sich einfanden, und das Volk eilte in Haufen herbei.“

Im Jahre 1884 war die Krönung des gepriesenen Wunderbildes der SS. Maria della Stella in Neapel. Die Anzeige lautete: „Am 7. dieses Monats wird die feierliche Krönung des alten und wunderthätigen Bildes (vetusta e prodigiosa Immagine) der St. Maria della Stella, welches man in der gleichnamigen Kirche verehrt, stattfinden. Dies Bild erinnert an seine wunderbare Auffindung anno 1501 während einer Pestepidemie, sowie an die Protektion, welche es denen gewährte, die dasselbe vertrauensvoll während der letzten Cholera anriefen.“

Der letzte Satz ist charakteristisch, denn er redet ausdrücklich von solchen, die das Bild anriefen. Auf italienisch heißt dieser Satz also: „Questa Immagine richiama alla mente dei Napolitani la prodigiosa sua invenzione nell' anno 1501, durante l'epidemia della peste, nonchè la protezione spiegata verso coloro, che fiduciosi la invocarono in quest'anno nel flagello del colera.“ In einem Bericht der Libertà cattolica lesen wir, daß dies Wunderbild 1501 unter einem Schutthaufen gefunden wurde und die Überschrift trug: St. Maria della Stella, daß bald reiche Gnaden (copiose grazie) durch dasselbe gespendet wurden und die Pest vor ihm weichen mußte. Später ward für dies Bild durch Gaben des Volkes ein „Tempel“ gebaut, und der Zulauf des Volkes wuchs wegen der Wunder (prodigi), welche daselbst geschahen. Wörtlich heißt es: „Der dem Wunderbilde der S. S. Maria della Stella gewidmete Kultus hat sich durch Bemühung der Franziskaner stets in Kraft erhalten durch drei Jahrhunderte hindurch, und stets wurden die Wunder registriert.“

Mit großartiger **Pompa religiosa** ward im November 1887 die **Madonna, Madre della Providenza** (Mutter der Vorsehung), in einer Kirche an der Piazza Dante in Neapel gekrönt. Genannte Kirche befindet sich in den Händen der Barnabiten, welche die große „**Regina del cielo**“ zu ihrer Spezialpatronin erwählt haben, weshalb auch Maria bei einer Erscheinung ihrerseits erklärte, die Genannten seien ihre treuen Knechte. In ihrer Kirche St. Carlo ai Catinari in Rom hatten die Barnabiten ein Bild der Madonna anfertigen lassen und eine Kopie desselben für die öffentliche Verehrung ausgestellt. Es zog bald große Scharen von Gläubigen herbei, denen namentlich der Titel des Bildes: Madre della divina providenza*) gefiel. „Einen erhabenen Gedanken umfaßte jener schlichte Titel.“ — Jene Kopie fing an schon im vorigen Jahrhundert Wunder zu wirken. „Die Gnaden und Gaben (grazie e favori) aller Art, welche man stets durch Vermittelung der Mutter der Vorsehung erhielt, bewiesen, daß dieselbe den Kultus billigte, welcher dem neuen Bilde zuteil wurde, und bald sah man neben dem verehrten Bilde (veneranda Immagine) zahlreiche Votivtafeln, auch wurden tagtäglich als Beweise empfangener Gnaden neben dem Bilde Gaben (donativi) aufgehängt.“ — Dieser Kultus breitete sich, wie der genannte Cenno storico erzählt, immer weiter aus. Nachdem ganz Rom sich diesem Bilde anbetend zugewendet hatte, kamen aus der Umgegend Pilgerscharen oft barfuß, um von dieser Madonna Gnadengaben zu erflehen. Als diese Madonna, wie wir auf Seite 33 der citierten Schrift lesen, gegen die Türken geholfen hatte, ward sie in allen Landen berühmt, und Pius VII. widmete ihr ein den 24. Mai jeden Jahres zu feierndes Fest, fügte auch ihrem schon erwähnten Titel die Bezeichnung hinzu: „Hilfe der Christen.“ Im Jahre 1837 ward in Rom mit dem Segen des Papstes der Grundstein gelegt zum Bau einer neuen Kirche dieser Madonna. — Im Jahre 1839 ward eine Kopie des Wunderbildes in Neapel

---

*) Wir entnehmen diese Notizen über jene Madonna einer in Neapel 1887 bei Anlassung erwähnter Krönung von den Barnabiten edierten Geschichte des Bildes.

ausgestellt. Diese Stadt heißt Seite 61 eminentemente cattolica e passionata per la sua Mamma bella Maria*). Kaum im Bilde ausgestellt, schüttete die „Mamma bella“ das Füllhorn ihrer Gnaden über ihre Devoti aus (Seite 67). Auch hier sah man neben dem Bilde der Vorsehungsmadonna bald silberne und goldene Voten, teilweise Gaben von Fürsten. Nach der Cholera des Jahres 1884 ward der Wunsch allgemein, dies Bild möge gekrönt werden. Volkes Stimme, Gottes Stimme (Seite 81). Auf Antrag der Barnabiten ernannte der Erzbischof eine Kommission, diese erklärte jenes Bild für sehr wunderthätig, prodigiosissima, der Antrag ward dem Vatikan übersandt und bald war dort das Krönungsdekret ausgefertigt. Dasselbe trägt an seiner Spitze den Namen E. Howard, Kardinal Erzpriester della Sacrosanta Patriarcale Basilica del Principe degli Apostoli. Um die Kosten der Krönungsfeierlichkeit zu bestreiten, ward eine Kollekte angestellt: der erste der Geber war der Erzbischof. Sein Schreiben lautet: „Gerne biete ich mein Scherflein aus Liebe zur Maria, damit sie, als gekrönte Mutter der Vorsehung sich allezeit als mächtige Königin zeige, indem sie von uns alles Schlimme fernhält und alles Gute verleiht.“ — Nachdem die Kollekte in kurzer Zeit die nötige Summe zusammengebracht hatte, ging die Krönung vor sich. Der erwähnte Cenno storico sagt Seite 78 hierüber: „Unter allen Titeln, welche die Chiesa cattolica der gran Madre di Dio beilegt, ist der gebräuchlichste: Königin. Maria stammt aus dem Königsgeschlechte Davids, sie überragt alle Kreaturen durch Würde und Vollkommenheit und ist im Himmel die Herrscherin des Universums (sovrana dell' universo). Daher stammt die alte und fromme Sitte der Gläubigen, das königliche Diadem auf das Haupt der allerheiligsten Jungfrau zu setzen, sei es, daß man es malt, sei es in anderer Weise. Sicherlich eine empfehlenswerte Sitte, welche im Lauf der Zeit die römischen Bischöfe veranlassen

---

*) Wie Neapel sich als Eigentum der Madonna rühmt, so einst Athen als Eigentum seiner Pallas Athene. „Athen, das sich der hohen Pallas eigen rühmt.“ Sophokles in der Tragödie Ödipus auf Kolonos.

mußte, die Krönung der ältesten, wunderthätigsten und am meisten verehrten Bilder sich und dem Kapitel der Vatikanischen Basilika zu reservieren. Was also zuerst die Äußerung eines Privatkultus war, der sich im Schatten des Heiligtums vollzog, nahm einen öffentlichen, offiziellen Charakter an und ward ein Teil der heiligen Liturgie."

Verfasser hörte den bei der erwähnten Krönung gehaltenen Panegyrikus, der bald gedruckt ward. Ich citiere im folgenden die zur Charakteristik bemerkenswerten Stellen.

„Für alle, welche die Majestät des Königs, des Richters, des Heilandes, des Vaters fürchten, ist zwischen Himmel und Erde eine Frau (una donna) gestellt. Wo der König ist, muß auch die Königin sein, wo der König strahlt in seiner Größe und Macht, muß diese ihre Vermittelung geltend machen, in der Macht ihres Schutzes (patrocinio), in der Werken liebevoller Vorsehung. Eilen wir also in die Arme der Maria, sie ist die Hoffnung unseres Lebens (Seite 5). — — — In dem Bilde dieser himmlischen Mutter sahen unsere Väter das Weib der Vorsehung. Für unsere Väter manifestierte sich die Vorsehung in einer Mutter, welche unsere Schicksale überwacht, in einer Advokatin, welche unsere Sache führt, in einer Königin, welche nach ihrem Gefallen die Schlüssel des Himmels dreht. Maria, ich grüße dich! Du bist der Arm der Vorsehung Gottes, als solcher steigst du nieder zum Heile unserer Stadt (Seite 6). — — Maria ist die heiligste unter den Geschöpfen, die Spenderin aller Gnaden, die gekrönte Königin des Universums, die Mutter der Vorsehung für die Menschen (Seite 14). In der Feier dieser Tage, die vom Volke gewollt, von der Geistlichkeit angeregt, von unseren Frauen vorbereitet ist, kommt das Wort zur Geltung: Der Kultus der Erhabenheiten der Maria ist im höchsten Sinn des Wortes der Kultus des Christentums (Seite 16). Indem wir die Krone auf das Haupt der Maria setzen, erheben wir dieselbe zum höchsten Gipfel des Kultus und begrüßen sie als Königin des Himmels und der Erde. — Die Hand Gottes hat die Krone auf ihr Haupt gesetzt, wer wird wagen, sie ihr zu entreißen? Wird das Diadem der Ehre, wel-

ches unsere Mutter wunderbar und groß macht, in den Augen der Engel und Menschen jemals von ihrem Haupte fallen? Niemals! Denn zur Wacht steht neben dieser Krone die Religion, der aufrichtige Kultus und der Glaube unseres Volkes (Seite 17). — Wie glänzt die Krone deiner Madonna! Strahlen des Paradieses gehen von dieser Krone aus, welche von diesem von Maria zur Burg erwählten Heiligtum in die Nacht düsterer Irrtümer dringen. O Maria! Warm ist der Glaube dieses Volkes, für dich flammt sein Herz, sein Talent, seine Sprache, seine Kräfte hat dies Volk dir von der Wiege an geweiht. O Maria, um deinen Thron steht eine Ehrenwacht, die Schar der Priester, welche unter der Fahne des St. Gennaro streiten. Diese Schar liegt mit dem höchsten Eifer deinem Kultus ob*), verbreitet dein Lob, folgt dem Beispiel deiner Tugenden (Seite 18). Wer den Kultus der Maria auslöscht, der vertilgt das Weib. Dem Weibe die Devozione gegen die Madonna rauben, ist ein satanisches Unternehmen. Die Devozione der Frauen für die Madonna besteht (sta) mit dem Katholicismus und dieser besteht mit den Jahrhunderten."

Hera, die Himmelskönigin, Juno, welche denselben Titel führte, Afrodite Urania, gleichfalls Königin des Himmels, hatten ihre Lieblingswohnsitze, nämlich da, wo man sie am meisten ehrte. Dasselbe gilt von der Maria, regina coeli. Ihre Lieblingsstätten sind die, wo auf dem Haupte ihres Bildes das Diadem der Königin strahlt. Solche Stätten sind in Süditalien zahlreich. Vor allen Dingen nenne ich Cappaccio Vallo bei Salerno, wo auf dem Monte Velia die Himmelskönigin in einem uralten Heiligtum thront. Kürzlich ward ihr Bild gekrönt. Dasselbe geschah vor einigen Jahren in Strongoli in Calabrien, sowie in Foggia. Im Jahre 1887 geschah die Krönung der Madonna di Pompeji im Auftrage des Papstes durch den Kardinal Valletta unter großartigen Festlichkeiten. Das Feuerwerk bei diesem Anlaß stellte einen Vesuvausbruch dar!

---

*) Als Pius IX. sich in Gaeta befand, wohin er aus Rom geflohen war, schrieb er: Mein ganzes Vertrauen und Hoffen beruht auf Maria. — Notorisch denkt Leo XIII. ebenso. —

Die letzte Krönung einer Madonna war in Neapel am 29. September 1889 in der uralten Kirche St. Domenico. St. Domenico Maggiore mit den von schlanken Pfeilern getragenen Spitzbogen, mit dem Reichtum an Skulpturen bei Gräbern und Altären, ist immer noch eine der sehenswertesten Kirchen Süditaliens. Ihr Gesamtcharakter, sowie die Thatsache, daß die Aristokratie der Stadt und Jahrhunderte hindurch selbst das Fürstenhaus diese Kirche als Grabstätte erwählten, beweisen das hohe Ansehen, dessen sich einst der Dominikanerorden in Neapel zu erfreuen hatte. Großartige Räume und hunderte von Zellen umfaßt das gegenwärtig weltlichen Zwecken dienende Dominikanerkloster, sehenswert wegen der Zelle des heiligen Thomas von Aquin, der von Karl Anjou nach Neapel berufen wurde und dort, wie eine alte Marmortafel sagt, für einen Monatssold von einer Goldunze lehrte. Seltsamerweise ist weder St. Thoma, noch St. Domenico ein populärer Santo; Popularität genießt in dieser Kirche ganz allein die M a d o n n a d i Z i' A n d r e a, d. h. die Madonna des Onkels Andrea. Dieser Andrea war ein Dominikaner, der im siebzehnten Jahrhundert lebte und mit der Madonna del Rosario, deren lebensgroße, in bunte Gewänder gehüllte Statue er verfertigt hatte, in besonders vertraulichem Verkehr stand. Weil Andrea diese Madonna unablässig verehrte, würdigte ihn letztere besonderer Ehre und ließ sich herab, mit ihrem Verehrer zu sprechen. Weil jene Statue sich wunderbar bethätigte, erlangte sie beim Volke hohen Ruf und allgemein wendete man sich in allen Angelegenheiten an dieselbe. Weil das Volk in Campanien einen Mönch (wie auch einen Priester) stets vertraulich mit dem Worte „Zio“ (Onkel) anredet, so heißt die erwähnte Madonna bis heute La Madonna di Zi' Andrea.

Zu Anfang des September 1889 las man an allen Kirchthüren der Diöcese Neapel einen Avviso sacro von solcher Länge, daß zum Lesen desselben eine volle Viertelstunde gehörte. — Er machte bekannt, daß die Krönung der Madonna di Zi' Andrea vom Papst bewilligt sei und am 29. September stattfinden solle. Der Anfang lautete wörtlich also: „In der Kirche St. Domenico ist seit zwei Jahrhunderten eine Statue der Madonna zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Gewöhnlich nennt man sie La Ma-

donna di Zi-Andrea. Diese Statue, berühmt durch ihr Alter, ihre Wunder, sowie den Zulauf des Volkes, wird nach Anordnung des Papstes den kanonischen Vorschriften gemäß gekrönt werden. Der 29. September ist der heilvolle Tag, an welchem dies Ereignis stattfinden wird, unserer Stadt zur Freude, welche der Madonna im hohen Maße ergeben ist (devotissima). Die Kirche wird sich in herrlichem Schmuck zeigen. Lampen, Kerzen, Blumen werden ihr Schmuck sein, auf zwölf Bildern wird man die Hauptwunder aus der Geschichte des Rosenkranzes erblicken, andere Dekorationen werden die Wirksamkeit des letzteren vor Augen stellen. In der Apsis wird der Thron der Maria sich erheben, geschmückt mit goldgestickten Draperieen, sowie mit Kerzen, Blumen und Votivkränzen." — Hierauf folgte das Programm für zehn Festtage.

Am 29. September 1889 geschah die Krönung. Nach der Messe las der Kanzler der erzbischöflichen Kurie das Dekret des Vatikan, dann überreichte der Pfarrer der Kirche auf einem Sammetkissen eine große und eine kleine Krone und gelobte eidlich, daß er dieselben treu in Obhut nehmen werde. Der Priesterchor stimmte an: „Unter deinem Schutz, o Maria", worauf der Erzbischof die Kronen weihte und der Sängerchor sang: O gloriosa virgo! Jetzt bewegte sich die Prozession mit der Krone durch die Kirche, wobei die Prachtgewänder der anwesenden Prälaten schimmerten. Zum Thron der Madonna zurückgekehrt, dampfte vor ihr der Weihrauch, während der Erzbischof vor der Statue knieend anstimmte: Regina coeli! — Der Sängerchor fiel ein und der Erzbischof erhob sich, um die beiden Kronen auf die Häupter von Mutter und Kind zu setzen. Bei diesem Akt läuteten die Glocken und durch den Kirchenraum brauste der Ambrosianische Lobgesang.

Das erste Madonnenbild ward zu Neapel anno 1724 gekrönt, es befindet sich in der Kirche St. Paolo maggiore und heißt St. Maria della Purità. Am 29. September 1889 ward in derselben Stadt und nächster Umgebung die dreißigste Madonna gekrönt*).

---

*) Vor drei Jahren sandten die Bischöfe der Argentinischen Republik eine

Mit dem Festlande Süditaliens rühmt sich auch Sicilien seiner uralten, der Himmelskönigin gewidmeten Verehrung und am 15. August (Mariä Himmelfahrt) erreicht auf dieser in Hinsicht ihres religiösen Lebens keineswegs allseitig bekannten Insel der Kultuseifer seinen Höhepunkt. Die Teilnahme an dem Kultus der Regina coeli gehört in Sicilien noch immer zu den Obliegenheiten der obrigkeitlichen Personen, dieser Kultus ist sozusagen ein Staatsakt, wie einst bei den Griechen und Römern. Der genannte Festtag der Himmelskönigin bildet für die Landarbeiter daselbst einen wichtigen Jahresabschnitt, denn am 15. August laufen die Kontrakte der genannten ab. Mit jenem Tage ist die Drescharbeit zu Ende und vielfach herrscht noch jetzt die Sitte, Maultiere, mit Kornsäcken beladen, in die Kirchen zu führen, wo die Feldfrucht ebenso gesegnet wird, wie einst die Ceres solchen Segen spendete. Die Lasttiere sind dann mit Bändern, Rosetten und Blumen geschmückt. Man läßt einen Teil des Kornes als Gabe für die Madonna, eine Spende, welche einst der Ackerbaugöttin zuteil wurde. Von allen Seiten wallfahrtet man an jenem Triumphtage der Himmelskönigin zu ihren Heiligtümern, viele erscheinen barfuß, denn die Königin des Himmels sieht es gern, wenn man sich ihr zu Ehren kasteit. In vielen Kirchen wird der Triumph der Regina figürlich dargestellt. Über einer aus Papier angefertigten Wolkenschicht sieht man die in kostbare, goldstrahlende Gewänder gehüllte Gestalt der Himmelsfürstin bei bengalischem Licht.

Ein Lieblingswohnsitz der Himmelskönigin ist Palermo. Einen Weltruf hatte einst die Afrodite Urania auf dem Eryxberge daselbst, deshalb auch Afrodite Erycina genannt*). Der 15. August bringt in Palermo festliche Erregung und zum Fuß des Eryx (Monte St. Giugliano) pilgern dann viele Tausende, um dort ein

---

goldene Krone nach Rom, wo Leo XIII. sie weihte. Dieselbe war bestimmt für das Haupt der Madonna, genannt Nostra Signora di Lujan bei Buenos Ayres. Die Krönung geschah später.

*) Preller, „Römische Mythologie“, S. 135. 385 ff. Die Tauben der Urania nisten noch heute auf jenem Berg, trotz aller Bannsprüche der Priester. Holm, „Geschichte Siciliens“, I, 94.

in ganz Sicilien berühmtes Wunderbild der **Maria Regina** zu verehren, deren Angesicht das ganze Jahr hindurch von sieben Schleiern verhüllt ist, am 15. August aber den Volksmassen die „holden Züge“ zeigt.

Nicht minder berühmt ist das Fest, welches auf dem Mons Eryx am 15. August gefeiert wird. Dort liegt die kleine Stadt St. Giugliano, die sich gleichfalls des Besitzes eines Bildes der Maria rühmt. Das Bild trägt den Namen **Madonna di Custonaci.** Seit 1737 wird diese Madonna durch eine prächtige Reiterprozession geehrt. Man bedient sich dabei der Maultiere. Die Reiter, lauter Bürger der Stadt, legen an diesem Tage alle Kostbarkeiten an, welche die Familien als Erbstücke besitzen, oder welche Freunde und Angehörige für diesen feierlichen Akt gern leihen. Auch die Maultiere werden prächtig ausstaffiert, und jedes derselben wird von einem Stallknecht geführt. In der Nationalbibliothek Neapels fand ich einen dem vorigen Jahrhundert entstammenden Bericht über eine solche Reiterprozession des Jahres 1737. Damals befand sich in dem Zuge ein geschmückter Karren, auf welchem der Triumph der Judith figürlich dargestellt wurde, womit man den Triumph der Maria symbolisch darzustellen beabsichtigte. Noch merkwürdiger war eine Schaustellung vom Jahre 1752. Damals wurde dargestellt: wie Gott gegen die Sünder zürnt, und wie Maria seinen Zorn entwaffnet *).

Keine Stadt auf Erden hat in früheren Jahrhunderten am Feste der Himmelfahrt Mariä solchen Glanz entwickelt als das paradiesische Palermo. Als dort der Hohenstaufe Friedrich II. Hof hielt, als seine Schlösser und Paläste in Glanz und Pracht strahlten und von ihm das Beispiel eines ungezügelten Lebensgenusses gegeben ward, begann auch der pomphafte Kultus, welcher zur Zeit der spanischen Herrschaft seinen Höhepunkt erreichte. Eine Reiterprozession, an welcher der spanische Vizekönig, sein Hofstaat, sowie der Senat teilnahmen, durchzog an jedem 15. August die Stadt, nachdem man im Dom der festlichen Messe beigewohnt hatte, und eine größere Zahl von Gefangenen ward in Freiheit

*) Vgl. auch Pitré, „Spettacoli“, pag. 342 sqq.

gesetzt. Am nächsten Festtage folgten öffentliche Spiele, Wettrennen und Wettsegeln. Zur Zeit der Hohenstaufen war es Sitte, der Madonna am 15. August Wachskerzen darzubringen, die in feierlicher Prozession zum Dome gebracht wurden. Hieran beteiligten sich alle Zünfte und Gewerke, und aus den einfachen Kerzen wurden nach und nach Bahren, an denen die Kerzen strahlten, aus den Bahren aber schließlich tragbare, prächtig gezierte Türmchen, in deren Konstruktion jede Zunft sich auszuzeichnen suchte. Mit der Aufhebung der Zünfte im Jahre 1820 endete diese Prozession.

Hat aber auch das Fehlen des Hofes, die Aufhebung der Zünfte der Kultuspracht geschadet, so ist doch der Kultuseifer heutzutage weder in der Hauptstadt noch in den übrigen Teilen der Insel in der Abnahme begriffen. Prozessionen begegnet man am 15. August überall; die Kirchen sind voll von Andächtigen, die Pilgerkirchen können oft die Pilgerscharen nicht fassen, und die Vorschriften Leos XIII. hinsichtlich der Rosenkranzandachten werden nirgends eifriger befolgt als in Sicilien. Aber auch weltliche Lustbarkeiten fehlen am 15. August nirgends, und Wettrennen, Wettfahren, heiteres Markttreiben findet sich an diesem Tagen zu Ehren der Madonna überall.

Auch an anderen Tagen glänzt Sicilien im Sonnenschein des Kultus seiner Himmelskönigin. Am 25. März, dem Fest der **Madonna Annunziata**, zieht das Volk Palermos zu einer vor der Stadt gelegenen Marienkirche, um nach den kirchlichen Funktionen sich heiterer Frühlingsluft bei Trinken und Schmausen zu ergeben. Es ist dies ein Volksfest heiterster Art.

Sicilien eigentümlich ist das der Madonna am 8. Dezember darzubringende feierliche Gelübde, welches erst in neuerer Zeit an manchen Stellen verschwunden ist, an vielen Orten aber unverändert fortbesteht Noch heute bezeichnet man dies Gelübde als **il voto sanguinario**, das blutige Gelübde, und versteht darunter das feierliche Versprechen, die Unbefleckte bis aufs Blut mit Daransetzung des Lebens zu verteidigen. Solchen Schwur leistete früher das Domkapitel zu Palermo, und jetzt ist ein ähnliches Gelübde immer noch in Trapani üblich.

Im Jahre 1624 wütete in Palermo die Pest und verbreitete Angst und Entsetzen unter der Bevölkerung. Da vernahm das Volk den ihm bekannten Ton einer Glocke, das Zeichen, sich im Palast des Prätors zu versammeln. Der Prätor Vincenzo del Bosco hielt an die Versammelten eine Ansprache und machte den Vorschlag, man möge die ohne Erbsünde geborene allerheiligste Jungfrau als Retterin in dieser öffentlichen Not anrufen. Das Volk stimmte einmütig zu, und der Senat übernahm die Pflicht, jedes Jahr in der Franziskanerkirche der Unbefleckten ein glänzendes Fest zu bereiten. Sein Beschluß ward dem Vizekönig vorgelegt und von diesem bestätigt. Von 1624 an wuchs, namentlich durch die Bemühung der Jesuiten, das Fest des 8. Dezember an Ausdehnung und Glanz. Jedem größeren Fest pflegt je nach der Bedeutung desselben eine Vorfeier von drei Tagen (Triduo), von acht Tagen (Ottava) oder von neun Tagen (Novena) voranzugehen; dies erschien aber für den Glanz der Unbefleckten nicht genügend. Die Jesuiten brachten es dahin, daß dem genannten Feste als Rüsttage zwölf Sonnabende vorausgingen, und als Begründung ward angeführt, daß das Weib der Offenbarung eine aus *zwölf Sternen bestehende Krone* habe. Ein doppeltes Schauspiel, das erste am Abend des 7. Dezember, das andere am 8. Dezember, brachte Jahrhunderte hindurch aus allen Teilen Siciliens Festgenossen nach Palermo, das alsdann von Fremden überflutet wurde. Am Abend des 7. Dezember fuhr der Prätor mit dem Senat zur Kirche St. Francesco und brachte hier in der Kapelle, wo sich noch jetzt die Silberstatue der Madonna befindet, knieend eine Gabe in Silbermünzen dar. Am 8. Dezember begab sich der Vizekönig mit seinem Hofstaat in die Kirche und wohnte auf einem Throne sitzend der Messe bei, worauf sich die Prozession mit der Madonnenstatue durch die Stadt bewegte.

Als die Altäre der Urania auf Lemnos „kalt“ standen, geriet diese himmlische Göttin in Zorn und brachte Unheil über jene Insel. — Die Himmelskönigin Maria darf sich über „kalte“ Altäre nicht beklagen, ihre Ehre ist nicht geringer als diejenige, welche im Altertum jene Gottheit genoß, die man Königin des Himmels nannte. Als eine berühmte Kultusstätte der Maria

Regina nennen wir endlich den Monte Nero bei Livorno, den Verfasser vor einigen Jahren besuchte.

„Hier ist der Göttin erhabener Sitz, den mit dichter Belaubung die Fichte
Schattet, welche, da nie Sturmwinde die Haine bewegen,
Mit nußtragenden Zweigen die Göttergespräche verkündet."

Was der römische Dichter Claudianus im fünften Jahrhundert vom Heiligtum der königlichen Rhea sagte, gilt vom erhabenen Sitz der Maria Regina auf dem Monte Nero. In feierlicher Ruhe thront sie da oben und „Göttersprüchen" lauschen dort jährlich viele tausende von Pilgern.

„Der Königin (hebräisch Melechet) des Himmels bringet ihr Rauchopfer!" Dies strafende Prophetenwort richtete sich vor Jahrtausenden an die Israeliten (Jeremia Kap. 44). Das erwähnte Kapitel führt uns zu einer jüdischen Kolonie in Oberägypten, wohin sich der Prophet begeben hatte, und erzählt mit dramatischer Lebendigkeit eine Unterredung des Jeremia mit den dortigen jüdischen Weibern. Trotzig treten diese dem Propheten gegenüber und sagen: „Wir wollen thun nach unserem Wort, wollen der Königin des Himmels räuchern, wie wir und unsere Väter, unsere Könige und Fürsten (früher) gethan haben in den Städten von Juda und auf den Gassen von Jerusalem." Zur Begründung ihres Entschlusses machen sie geltend, daß jene heidnische Gottheit, genannt Melechet (Königin) des Himmels, ihnen als Dank für die bewiesene Kultusehre stets mächtigen Schutz bewiesen und sie vor allem Unglück behütet habe. Vom vierundzwanzigsten Vers an folgt die Gegenrede des Propheten. Wir müssen annehmen, daß dieselbe erfolglos war, wenigstens wird ein Erfolg nicht erwähnt.

Auch die römische Kirche redet von einer Himmelskönigin, sie läßt vor ihren Bildern Weihrauchwolken emporsteigen und hofft auf den mächtigen Schutz der Regina coeli. An diesem Kultus wird heutzutage der wahre Katholik erkannt, diese Regina coeli steht im Mittelpunkt seines Bewußtseins und sieht zu ihren Füßen

auch den Papst, welcher die Tiara trägt. Zur Himmelskönigin wenden sich die Blicke aller wahren Glieder der römischen Kirche.

Welcher Unterschied ist zwischen der Himmelskönigin, welcher die Juden räucherten und derjenigen Himmelskönigin, welcher die römische Kirche Opfer des Weihrauchs bringt?

Zunächst ist so viel unwiderleglich bewiesen, daß der Name: „Himmelskönigin“ uralt und keineswegs von der römischen Kirche erfunden worden ist. Jenen Namen der Maria hat sie vom Heidentum entnommen. Die gesamte semitische Völkerfamilie verehrte mit jenem Namen ihre erhabenste Gottheit. Verschieden waren bei den einzelnen Völkern ihre Bezeichnungen: Astarte (Astroarche) hieß sie bei den Phöniziern, Mylitta bei den Babyloniern *). Von allen Völkern semitischer Abkunft ward jene weibliche Gottheit als die allherrschende Königin des Himmels betrachtet.

Wenn wir die graue Vorzeit orientalischer Völker verlassen und den Boden der Geschichte Griechenlands und Roms betreten, so finden wir den Namen: „Himmelskönigin“ wieder.

„Weshalb heiß' ich die Königin denn und die Fürstin der Götter?
Weshalb trag' in der Hand denn ich das Scepter von Gold?“
(Ovid Fasti VII, 37.)

So redet Juno, welche in aufgefundenen Inschriften den Beinamen Regina trägt **) und deren königliche Erscheinung antike Vasen und pompejanische Wandbilder vor Augen stellen. — Hera, die hellenische Gottheit, ward als die himmlische, königliche Frau gedacht, die Ilias legt ihr das Prädikat „goldenthronend“ bei (Ilias I, 611) und in Mykene sah man die von hellenischer Kunst geschaffene Idealgestalt dieser Himmelskönigin, gekrönt mit strahlendem Diadem ***). Königlich thronte die jungfräuliche Hestia, die

*) In Persien ward sie Anaitis genannt und das zweite Buch der Makkabäer erstes Kapitel erzählt von ihrem an Schätzen reichen Heiligtum zu Elymais.

**) Preller, „Römische Mythologie“, S. 253. — Dieselbe Bezeichnung der Juno findet sich bei Juvenal, zwölfte Satire, Vers 3.

***) Preller, „Griechische Mythologie“, I, 140.

Vesta der Römer, königlich herrschte die allgewaltige Artemis, diese im Himmel und auf Erden mächtige Gottheit.

Vom Orient nach dem Occident, zuerst nach Griechenland, dann nach Italien kam der Kultus jener semitischen Himmelskönigin, deren Gestalt und Kultus bei den Abendländern sich mannigfach umformte. Urania (von uranos Himmel) ward sie genannt, also Himmelskönigin, man dachte sie als die Herrin über die himmlischen Heerscharen, als Regina, deren Herrschaft Himmel, Erde und Meer umfaßt. Durch diese allmächtige Afrodite (Venus) Urania wurden die obgenannten Königinnen nicht verdrängt, aber überflügelt*). Urania ist es, von welcher der Dichter sagt:

„Ihr Reich weichet an Macht keinem der Göttlichen je.
Himmel regiert sie und Erd' und die Flut.
— — — — — — — — —
Tempel erheben sich nun allwärts für die mächtige Göttin."
(Ovid Fasti IV, 91 u. 116.)

Strahlenumkränzt sehen wir das Haupt dieser „Königin des Universums" in zahlreichen Darstellungen der Etrusker, mit dem Diadem auf dem Haupte sehen wir ihre Gestalt in einem Marmorgebilde, welches bei Capua gefunden wurde**). — Urania, welche über die himmlischen Heerscharen gebietet, wird auch von letzteren, ihrem Hofstaat, begleitet***), und als sie im Kreise der Götter erschien, staunten letztere über das Wunder der Schöpfung. In jenem Kreise weilte diese allmächtige Gottheit, welche die Hellenen als Doritis, d. h. gabenreich, bezeichneten. Sie hatte ihre Lieblingssitze, z. B. auf Cypern, auf Knidos, königlich thronte sie auf dem Berge Eryx, wo ihr sonnenbeglänztes Heiligtum einen Weltruf besaß, gerne weilte sie auch auf Paphos,

„— — wo der Tempel ihr ragt und mit sabischem Weihrauch
Hundert Altäre aufglühn und frische Bekränzungen atmen."
(Virgil Aeneis I, 416.)

---

*) Preller, „Griechische Mythologie", I, 278.

**) Im Museum zu Neapel ist eine antike Statue der Rhea, welche man mit der Mauerkrone geziert und auf einem Thron sitzend erblickt. Auch Vesta hatte königliche Abzeichen.

***) Preller, „Griechische Mythologie", I, 276.

Jede dieser berühmten Kultusstätten hatte ihre besondere Afrodite Urania, die von Knidos war im Volksbewußtsein unterschieden von der in Paphos u. s. w., denn jedes dieser glänzend ausgestatteten Heiligtümer hatte sein besonderes Götterbild, seinen besonderen Kultus, seine besonderen Feste und wetteiferten mit den anderen Heiligtümern in Pracht und Festfeier. Die eine Urania ward also wieder zu einer lokalen Gottheit*).

Die Kaiserzeit brachte dem römischen Reich eine stets wachsende Göttermischung, in welcher neue „Himmelsköniginnen“ glänzten. Wechselnd war der Name, das Wesen (d. h. die Vorstellung) war dasselbe, wie seit Jahrtausenden. Drei Sterne erster Klasse glänzten am Götterhimmel, zuerst die große syrische Göttin, welche die Vorstellung von der Juno, Venus, Rhea, Diana in ihrem Namen vereinigte, deshalb auch die „assyrische Hera“ genannt. Der Satiriker Lucian hat uns im dritten Buch seines Werkes das von Weihgeschenken, von Gold und Silber angefüllte, von Wunderlegenden verherrlichte grandiose Heiligtum dieser Himmelskönigin beschrieben. Die Statue jener Regina, welche Lucian schaute, strotzte von kostbaren Umhängen und Geschmeiden und ihr Haupt war von Strahlen umkränzt**). Lucian sagt wörtlich: „In der einen Hand hält sie das Scepter, auf dem Haupte trägt sie eine Turmkrone und ist mit Strahlen umgeben, auch hat sie den Zaubergürtel, der sonst nur ein Schmuck der himmlischen Afrodite ist.“ Zur syrischen Regina coeli gesellte sich eine afrikanische.

Herodian in seinen Kaisergeschichten, verfaßt im dritten Jahrhundert nach Christo, berichtet von einer Himmelskönigin der Karthager. Kaiser Helegabal hatte in Rom den Dienst des Sonnengottes eingeführt und wünschte neben demselben eine entsprechende weibliche Gottheit zu sehen. Er ließ deshalb das Bild der Urania

*) Preller, „Griechische Mythologie“, I, 272.

**) Den Nimbus der Madonna und der Heiligen nahm die römische Kirche aus dem Heidentum (erstes Kapitel, Seite 41). Er ward ein Vorläufer der Krone, mit welcher die römische Kirche ihre Himmelskönigin über alle Heiligen erhebt. Auf einem pompejanischen Wandbild hat Apollo die Strahlenkrone, Demeter den runden Nimbus.

nach Rom kommen, welches die Karthager und die übrigen Bewohner Libyens mit besonderer Andacht verehrten. Die Sage will, Dido, die Phönikerin, habe dasselbe gestiftet, als sie die alte Stadt Karthago durch Zerschneidung der Rindshaut gründete. „Die Libyer nennen dieselbe Urania, die Phöniker dagegen Astroarche.“ So schreibt der Genannte im fünften Kapitel des fünften Buches. Wenn wir diese Gottheit die „Madonna“ der Afrikaner nennen, so berechtigen uns dazu die beiderseitigen Prädikate*). Die Göttin der Afrikaner und die heutige Gottheit der römischen Kirche sind beide himmlische Jungfrauen, Urania, d. h. die himmlische Göttin, Astroarche, d. h. die Herrscherin himmlischer Heerscharen, sind Prädikate, welche die römische Kirche vom Heidentum geerbt hat. — Mond und Sterne, Wind und Regen waren der „himmlischen Jungfrau“ zu Karthago unterworfen, die heutige Urania und Astroarche der römischen Kirche beherrscht dasselbe Gebiet. Inschriften**) bezeugen den Kultus und Wirkungskreis jener heidnischen Himmelskönigin, die heutige kirchliche Litteratur, die Predigt, die Poesie, die Kultushandlungen der römischen Kirche beweisen, daß zwischen jener und der römisch-katholischen Himmelsjungfrau kein anderer Unterschied besteht, als der des Namens.

Die genannte himmlische Göttin, Dea coelestis, hatte in Karthago einen Tempel, der einen weit ausgedehnten, aus kostbarem Material hergestellten Gebäudekomplex bildete. Unter Theodosius im vierten Jahrhundert ward der Kultus dieser Gottheit gewaltsam beseitigt, indem man den Tempel unzugänglich machte. Ein solches Kultusverbot war aber nicht hinreichend, um die Göttin und ihre Verehrung aus der Welt zu schaffen. „Man konnte den Göttern wohl die Tempel, aber nicht die Herzen verschließen“***). Zu Anfang des fünften Jahrhunderts erlebte Karthago ein glän-

*) Ihr amtlicher Titel war Virgo Coelestis, himmlische Jungfrau, sie hieß Herrin der himmlischen Heerscharen, sie gebot über den Himmel, über Sturm, Regen und Gewitter. — Preller, „Römische Mythologie“, S. 280.

**) Siehe Preller, „Römische Mythologie“, S. 753 und „Griechische Mythologie“, I, 272. — Jene himmlische Jungfrau, Virgo Coelestis, ward oft mit Juno, Diana, Urania identifiziert.

***) Siehe erster Teil, erstes Kapitel: Tempel und Kirchen.

zendes kirchliches Schauspiel, es sah den Bischof Aurelius in feierlicher Prozession in jenen leeren Tempel hineinschreiten und auf seiner Kathedra sitzend von demselben Besitz nehmen *). Solche **pompa religiosa** hat sicherlich den Heiden imponiert. Aber ebenso gewiß ist, daß sie das in den Herzen gewurzelte Heidentum nicht beseitigte.

Als die dritte Gottheit, welche den Begriff einer allherrschenden Himmelskönigin personifizierte, nennen wir die Isis, deren Kultus sich von Ägypten aus des Abendlandes bemächtigte, deren „Religion" in Pompeji die deutlichsten Spuren hinterlassen hat. Die in Pompeji gefundene Marmorgestalt der Isis, das Haupt mit dem Diadem geziert, steht im Museum und erzählt dem Beschauer, daß vor neunzehnhundert Jahren dieser Isis Regina Weihrauch dampfte, wie heute der Maria Regina, und tonsierte Priester ihren Kultus verrichteten, wie heute vor den Statuen der Maria Santissima. Kleopatra erschien in Alexandria, wie Plutarch im Leben des Antonius Kap. 54 erzählt, stets im heiligen Schleppkleid der Isis, und gab als solche ihre Audienzen. Genanntes Kleid prangte in allen möglichen Farben, denn von der Göttin Isis sagte man, daß sich ihre Macht über die ganze Welt erstrecke, die dem Menschen ebenfalls in den verschiedensten Farben und Formen entgegentritt **). — Der Isiskultus ward im römischen Reich der am meisten bevorzugte, namentlich vonseiten der Frauenwelt. Diese große Gottheit galt als das Alles in allem, die Königin des Universums, die Herrin von Himmel, Erde, Meer und Unterwelt, die Regina schlechthin ***).

Wider den Kaiser Theodosius, der unter seinem Scepter das gesamte römische Reich vereinigte, erhob sich als Usurpator Eugenius und suchte das Scepter des abendländischen Kaisertums zu gewin-

---

*) Vgl. Schultze, a. a. O., S. 351.

) In Süditalien tragen infolge von Gelübden tausende von Frauen und Mädchen das Kleid der großen Himmelskönigin Maria. Dasselbe ist von rotbrauner Farbe (entsprechend der Gesichtsfarbe der **Mamma bruna in der Kirche del Carmine) und umsäumt mit weißer Litze.

***) Vgl. Preller, „Römische Mythologie", S. 732, sowie unser erstes Kapitel, S. 45.

nen. Als letzterer, obgleich ein Christ, sich der heidnischen Partei günstig zeigte, schien sich Rom mit einem Schlage wieder in eine heidnische Stadt zu verwandeln. Die alten, so oft von den Kaisern verbotenen Kulte lebten wieder auf, und es ist bemerkenswert, daß der Kultus der „großen Mutter" Rhea Kybele, sowie derjenige der Isis Regina in glänzenden Aufzügen sich breit machte, wobei eine heidnische Bittopfer-Prozession nicht fehlte. Dies Beispiel zeigt, welche Geistesmacht das Heidentum war, als ein befohlenes äußerliches Christentum seine vermeintlichen Triumphe in die Welt hinausrief*).

Wir wiederholen jetzt die Frage: Welcher Unterschied ist zwischen der Himmelskönigin des hellenisch-römischen Lebens und derjenigen, welche die römische Kirche anbetet? Beachten wir erstens die Namen. Alle Namen der Maria, welche wir in unserem Kapitel kennen lernten, kannte schon das Altertum, welches, wie wir sahen, die Vorstellung von einer „Himmelskönigin" in verschiedenen Gottheiten immer aufs neue personifizierte und eben dadurch bewies, daß das Bedürfnis, eine solche Gottheit zu besitzen, tief im Menschenherzen gewurzelt war. Absichtlich hat Verfasser in diesem Kapitel die Worte der Kirche angeführt, nicht diejenigen, welche sie in ihren sogenannten Bekenntnissen braucht, sondern die, welche die heutige kirchliche Praxis benutzt, welche, wie wir immer wieder betonen, von den Worten des Bekenntnisses sehr verschieden ist. — Wenn wir die Namen der Maria hören: himmlische Jungfrau, Sovrana, Himmelskönigin, Regina, Sovrana dell' Universo, Königin von Himmel und Erde, Arm der Vorsehung u. s. w., so treten alle diejenigen Göttinnen des Altertums vor uns hin, welche wir oben kennen lernten. Das Vollmaß solcher Apotheose zeigt das Werk des St. Alfonso di Liguori: Le glorie di Maria. Die Kirche hat den genannten als Doktor der Kirche bezeichnet, denselben also den großen Kirchenlehrern des vierten und fünften Jahrhunderts gleichgestellt und seinem genannten Werk den Stempel der Klassicität aufgedrückt.

---

*) Ich verweise auf Seite 63 93. 108. 110. 166. 225 und die daselbst vorgeführten Thatsachen.

Auf Seite 8, 9, 11, 17, 21, 97, 198, 446 genannten Werkes findet der Leser das in den Namen sich ausdrückende Vollmaß der Vergöttlichung, die völlige Rückkehr zur Juno, Hera, Artemis, Urania, Isis. — Die kirchliche Kunst versinnlicht heutzutage dasjenige, was St. Alfonso in seinem hohen Liede zum Ruhm der Königin des Universums ausspricht und mißbraucht die Bibel, indem sie behauptet, daß das Weib mit dem Sternenkranz, Offb. 12, die Maria bezeichne.

2) Die Attribute. Kränze von Blumen, namentlich Rosen, schmücken die heutige Regina coeli, wie im Altertum, dazu die Krone, wie damals, und thronend wird sie dargestellt, wie ehedem*). Sie hat denselben himmlischen Hofstaat wie die Urania der Hellenen, und die heutigen Griechen nennen den Regenbogen: Zonari (Gürtel) der Panagia. Die Madonna di Pompeji erhielt vor zwei Jahren einen „Thron", welcher aus dem kostbarsten Marmor hergestellt worden ist.

3) Die Wirksamkeit. Die gleichen Namen bezeichnen die gleiche Wirksamkeit und die gleiche göttliche Ehre, welche man einst und welche man jetzt der Regina dell' Universo zollt. Wenn St. Alfonso die Maria als Universalvermittlerin aller Gnaden bezeichnet, so ist dies nichts Neues, wenn man in Italien und Griechenland heutzutage von der gran Donna, der Regina des Himmels und der Erde, speziell auch Regen erfleht (mit Gelübden erflehst du Regen, Virgil), so beweist dies, daß man die SS. Maria ebenso als Naturgottheit betrachtet, wie die Alten ihre Hera oder ihre Urania**).

4) Der Kultus. Weihrauch, Gelübde, Gaben, Schmuck der Statuen, Kränze auf Altären, Musik, Prozession, Feste, Jubel,

---

*) Jupiter auf dem Kapitol hatte einen Eichenkranz (Preller, „Römische Mythologie", S. 177), eine andere Statue desselben eine Triumphalkrone von Gold und Edelsteinen (Preller, a. a. O., S. 205), also wie die Madonna. Wie Juno ein Diadem zu haben pflegte, so auch bisweilen einen Kranz (Pausanias II, 17). Mit dem Kranz von Rosen sieht man viele Madonnen in Italien geschmückt.

**) Preller, „Griechische Mythologie", I, 136. B. Schmidt, a. a. O., S. 51.

Wettspiele, Anbetung — alles wie früher, nur keine Opfer, letztere aber ersetzt durch die Messe, welche als sacrificio incruento, unblutiges Opfer, bezeichnet wird. Wie im Altertum berühmte Kultusorte als Lieblingssitze der Himmelskönigin bezeichnet wurden, so noch jetzt, wie die verschiedenen Städte ihre speziellen, im Bild verkörperten Uranien hatten, so jetzt ihre speziellen Madonnen. Letztere werden durch verschiedene Beinamen gekennzeichnet, welche nach denselben Prinzipien gebildet sind, wie die Beinamen der verschiedenen Himmelsköniginnen der antiken Welt. Hera, Artemis, Afrodite hatten ihre Beinamen von den verschiedenen Orten ihres Kultus, so daß man z. B. von der Venus von Cypern, von Cythera u. s. w. redete. Ebenso redet man von der Madonna von Montevergine, von Liveri, von Arco, von Einsiedeln u. s. w. Jene antiken Himmelsgöttinnen hatten aber auch solche Beinamen, welche ihre Wirksamkeit oder eine hervorragende Eigenschaft bezeichneten. Artemis hieß die aristoboulō, d. h. die guten Rat giebt, dementsprechend hat eine Madonna in Neapel den Beinamen: del buon consiglio. Eine andere Artemis hieß die soteira, Helferin, und dementsprechend heißt eine Madonna in Neapel Madonna dell' ajuto, eine andere del buon cammino, entsprechend dem Beiwort der Artemis: hegemone. Afrodite hieß nikéforos, siegbringend, eine Madonna heißt: Madonna della vittoria. Afrodite hieß eleémon, so giebt es eine Madonna della clemenza.

Wir finden also zwischen Vergangenheit und Gegenwart keinen Unterschied. Dennoch ist ein solcher vorhanden.

Die antike Welt verkörperte die Regina coeli in idealer Gestalt voll Hoheit und Würde. Es waren „atmende“, „hoheitblickende“ Göttergestalten, zu denen die antike Welt andächtig aufschaute. Statt dessen wagt es die römische Kirche, der Andacht eine Karikatur jener Kunstwerke zu bieten, nämlich lebensgroße Puppen!*) Im Tempel der Hera zu Mykene befand sich das Meisterwerk des Polyklet, die aus Gold und Elfenbein gebildete thronende Hera, auf dem Haupte die Krone — in einer Kirche

*) Vgl. erstes Kapitel, S. 25 dieser Schrift.

der „im eminenten Sinn katholischen Stadt“ Neapel sieht man die Regina dell' Universo als lebensgroße Puppe im Reifrock — wir meinen La Madonna di Zi' Andrea, gekrönt auf Befehl des Papstes.

Lucian, der Satiriker des zweiten Jahrhunderts nach Christo, beschreibt uns die als Regina thronende syrische Göttin und sagt gegen den Schluß seiner Darstellung: „Alljährlich wird ein neuer Oberpriester gewählt, dieser hat ein Purpurgewand und eine goldene Tiara“. Wenn Lucian heutzutage lebte, würde er also schreiben: Der Oberpriester der SS. Maria, regina dell' Universo, lebt in Rom, wird auf Lebenszeit gewählt, und trägt eine goldene Tiara, wie einst der Oberpriester der syrischen Himmelskönigin.



Anhang.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum ersten Kapitel.

Seite 24. — Bis zum Jahre 400 blieb der Bilderdienst der christlichen Kirche fern (siehe erster Teil, drittes Kapitel: Fünfzehnhundert Jahre). Lehrreich ist in dieser Hinsicht die dem dritten Jahrhundert angehörende Schrift des christlichen römischen Staatsmannes Minutius Felix, betitelt: Octavius. Sie enthält eine Unterredung, in welcher ein Heide den Vorwurf erhebt: „Warum haben die Christen keine Altäre, keine Tempel, keine bekannten Bilder?“ (Seite 91 des Octavius.) Wir lesen in dieser Schrift, daß die Christen damals „über den Erdkreis verbreitet“ waren. — In jener Unterredung tadelt dann der Christ den Heiden wegen seines Bilderkultus und sagt, daß die Christen keine Kruzifixe verehren. Cruces non colimus. Also 400 Jahre ist die Kirche ohne Bilderdienst fertig geworden, dann fiel sie in das Heidentum zurück.

Über das Wesen der Religion drückt sich der Heide, welcher redend eingeführt wird, so aus: Wir müssen die überlieferten Religionsbräuche (religiones) beobachten und in Hinsicht des Wesens der Götter dem Satz folgen: Quod supra nos, nihil ad nos. Was über unser Begreifen hinausgeht, kümmert uns nicht (Octavius, Seite 112).

Zum zweiten Kapitel.

Ein geringes Vertrauen zu den Ärzten ist im süditalischen Volk das Erbteil aus uralter Zeit. Dagegen vertraut man unbedingt

auf die heilkräftige Wirkung solcher von der Kirche verkauften Dinge, welche an Plinius erinnern. Verfasser besitzt eine Apotheke, die er sich nach und nach aus den Heiligtümern Süditaliens zusammengestellt und käuflich von der „Kirche“ erworben hat. Ich nenne einige der Medikamente: Staub von dem Wunderbild der Madonna dell' Arco, Öl von ihrer Lampe, Manna des St. Matteo in Salerno, Manna des St. Nicóla in Bari, Wasser aus dem Heiligtum der Madonna di Lourdes in Neapel, Wasser aus dem Wunderteich der Madonna in Scafati, geweihte Kerzen für verschiedene Zwecke, geweihte Amulette von zahlreichen Madonnen u. s. w. — Der Handel mit solchen Medikamenten ist schwunghaft, ich habe gesehen, wie gewisse Fläschchen zu hunderten in einer Stunde abgingen.

Nach Plutarch (Leben Alexanders des Großen, Kap. I) wurden bei gewissen Festen des Bacchus zahme Schlangen verwendet. Olympias, die Mutter des Alexander, nahm für ihre bacchantischen Gesellschaften große zahme Schlangen mit, welche oft aus den heiligen Körben herausschlüpften und zum Schrecken der Männer sich um die Kränze der Frauen herumwanden. Einst sah man, während Olympias schlief, neben ihr eine solche Schlange, und als König Philipp dieselbe erblickte, meinte er, daß in diesem Tiere ein „höheres Wesen“ stecke.

Über die Hausschlangen in Calabrien zu vergleichen Dorsa in seiner kleinen, nur Calabrien behandelnden Schrift: La tradizione Greco-Romana, pag. 28. Er sagt, daß man eine ähnliche Verehrung daselbst den Eidechsen zeigt. Schlangenverehrung ist im heutigen Griechenland allgemein, Hausschlangen werden gehalten und gelten als Darstellung guter Hausgeister. B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen, I, 184 ff.

Der Aberglaube, daß sich Menschen in Wölfe verwandeln, war in Italien allgemein. Siehe die Naturgeschichte des Plinius — Er sagt im achten Buch, Kap. 22, daß dieser Wahn fest im Volke hafte und citiert Schriftsteller, wie Evanthes, welche Fälle von Werwölfen erzählten. — Plinius will von diesem Wahn nichts wissen und sagt: „Daß sich die Menschen in Wölfe verwandeln und hernach ihre Gestalt wiedererlangen, müssen wir entweder zuversichtlich leugnen, oder alles glauben, was wir durch so viele

Jahrhunderte als fabelhaft befunden haben." — Diese Leugnung des gelehrten Römers hat wenig genützt, denn in Campanien und Calabrien (also sicherlich in ganz Süditalien) hat das katholische Volk diesen Wahn bewahrt. — In Nocera erfuhr ich dies zuerst von dort wohnenden Freunden, protestantischen Schweizern, welche hier im Süden stets mit dem Volk verkehren. Man sagte mir, der Glaube an Wolfsmenschen gehöre zum Gebiet des allerverbreitetsten Aberglaubens. Meine Hausmagd teilt ihn und erzählte mir kürzlich, sie habe in der Dämmerung einen Wolfsmenschen gesehen, auch sein Heulen gehört. Einen Werwolf nennt der Dialekt Neapels: Lupomanáro.

Wer im heutigen Griechenland während der Zeit vom 20. Januar bis 1. Februar geboren wird, schwebt in Gefahr, in einen Kallikantsaros verwandelt zu werden, d. h. in ein Tierwesen mit scharfen Krallen und von struppigem Aussehen (Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 80). In solcher Gestalt muß er alljährlich von Weihnacht bis Epiphania umherschweifen. Unzweifelhaft ist dies Wesen mit dem süditalischen Lupomanaro (Werwolf) identisch, dessen antik-griechischer Name Lykanthropos, Wolfsmensch, ist. Ebenso herrscht in Calabrien der Glaube an Wolfsmenschen und meint man, daß es durch Zauberei möglich sei, solche Verwandlung zu bewirken.

Zum dritten Kapitel.

Der Schutzgenius, dieser heidnische Doppelgänger eines jeden christlichen Katholiken, wird im Leben des St. Andrea di Avellino erwähnt. Dieser ist in Neapel ein großer Heiliger, welcher, wie der Erzbischof alljährlich in einem Erlaß sagt, gegen den plötzlichen Tod schützt und deshalb jedes Jahr sein dreitägiges Fest erhält. Sein Körper befindet sich als Unterpfand in der Kirche St. Paolo und am Fest des St. Andrea hängt vor der Front dieser Kirche ein Riesenbild, welches die Apotheose dieses christlichen Herkules (siehe erstes Kapitel) darstellt. Man sieht ihn auf Wolken zum Himmel fliegen. Er gehört zu den sieben Hauptpatronen, also zu den Dii selecti (erster Teil, neuntes Kapitel) Neapels und ihm ist auch der Mitschutz Palermos übertragen. — Vor mir liegt die Lebensbeschreibung desselben, verfaßt von T. Schiara, approbiert

von den kirchlichen Behörden. Wir müssen also annehmen, daß in diesem Buch alles mit der Kirchenlehre übereinstimmt. Bekanntlich war Herkules schon in der Wiege ein Wunderkind, denn als Säugling tötete er zwei Schlangen, Andreas übertraf diesen Heros, denn als Windelkind schlug er schon das Kreuz und hatte dies von seiner Amme gelernt, die ihm solches nur einmal gezeigt hatte. Dann folgte seine Heroenlaufbahn, die an Wundern mit dem Leben des Herkules wetteiferte. Im dritten Teil genannten Buches erfahren wir von seinen Kämpfen mit Dämonen, die er ebenso überwand, wie Herkules die Giganten. Seite 292 lesen wir: Einst hatte St. Andrea eine Dame, welche einen eitlen Wandel führte, zum geistlichen Leben gebracht, als der Dämon wütend wurde und ihn zu ersticken suchte. Dies konnte er aber nicht, denn Andrea ward verteidigt von seinem Genius, der schnell zur Hilfe gerufen wurde. Da stürzte sich der Dämon wütend auf das Stubengerät, warf das Bett in die Luft, aber St. Andrea blieb ruhig. — Hier wird also bewiesen, daß die römische Kirche an den Genius natalis der heidnischen Römer glaubt, von dem schon ein griechischer Dichter (Menandros) sagte:

> „Jedwedem Menschen steht, sowie er geboren wird,
> Ein Genius zur Seite, ein guter, mystischer
> Begleiter durch das Leben."

Dasselbe wird bei den Jesuiten gelehrt und gelernt. Vergleiche St. Alfonso de Liguori: Le glorie di Maria, pag. 31, wo es heißt, daß der Angelo custode etwas offenbart.

„Spende dem Genius Wein." So lesen wir in der zweiten Satire des Persius. Gemeint ist der Geburtsgott (genius natalis), den ein jeder Mensch bei seiner Geburt erhält. Man stellte ihn als bekränzten Jüngling dar und errichtete ihm am Geburtsfeste einen Altar. Horaz, Ep. II, 2, 187 sagt von ihm:

> „— Der Genius, der als Begleiter regiert den Geburtsstern,
> Unserer Natur Schutzgott, der zugleich abstirbet mit jedem
> Einzelnen Haupt, in der Miene veränderlich, freundlich und düster."

Daß der erste „christliche" Kaiser, den sein Sohn und Nachfolger Konstantius als seinen göttlichen (Divus) Vater bezeichnete, dem heidnischen Genienglauben huldigte, wird bewiesen durch eine Statue, die er sich in seiner Reichshauptstadt Konstantinopel setzen

ließ. Sie stellte den Kaiser Konstantin dar mit ausgestrecktem Arm, auf der Hand eine Statue der Tyche tragend. Diese Gottheit entspricht dem vorhin genannten Genius publicus, dem Reichsgenius. Konstantin dachte sich als Träger dieses Schutzgeistes, dem Augustus entsprechend, der ebenfalls als solchen Genius gelten wollte. Die Schmeichler Leos XIII. müßten folgerichtig die Statue desselben mit der Tyche (Genius) der römischen Kirche aufstellen. — Verfasser hat die Schmeicheleien, welche diesem „Genius" der Kirche bei seinem Jubiläum als Opfer dargebracht wurden, zusammengestellt in seiner Schrift: Leo XIII. und sein Jubiläum (Leipzig bei Grunow).

Über den römischen Genienkultus zu vergleichen Preller, Römische Mythologie, S. 566 ff. Über die dem römischen Genius entsprechende griechische Tyche, siehe Preller, Griechische Mythologie, II, 444.

Zum vierten Kapitel.

Die Geschichte des Klosters Monte Vergine ist oft behandelt, am besten in der Enciclopedia dell' Ecclesiastico, IV, 771. Hier finden wir die Nachricht, daß jener Berg, auf dem das Kloster liegt, an Virgil erinnert, den, wie wir im ersten Teil (siebentes Kapitel) gezeigt haben, das Mittelalter in einen Zauberer verwandelte. Eine Sage erzählt, Virgil habe beim Tempel der großen Mutter auf jener Höhe einen Garten mit Zauberkräutern besessen. — Wir lesen weiter, daß viele „insigni atleti di nostra religione" dort oben vor Verfolgung Schutz suchten. Die römische Kirche nennt in ihrer offiziellen Sprache die Märtyrer bald Heroen, bald Athleten, bedient sich also heidnischer Ausdrücke. Vom Heiligtum der großen Mutter auf jenem Berge sagt die genannte Encyklopädie, daß die Heiden dorthin kamen, um ihre Gaben und Gelübde darzubringen. Nehmen wir statt „Heiden" das Wort „Christen", so bleibt dieser Satz unverändert derselbe, d. h. die heutigen sogenannten Christen, welche zur „großen Mutter" wallen, sind geblieben, was ihre Väter waren. Die Madonna wird in der Encyklopädie: „La gran madre di Dio" genannt.

Neben dem Altar, über welchem das Wunderbild der magna mater Maria sich befindet, sind die Statuen des Matthäus und Lukas. Haben diese beiden Evangelisten vielleicht angeordnet, daß Maria, die sich selbst als Gottesmagd, aber nicht als Gottesmutter bezeichnet, an die Stelle der Göttermutter treten solle? — Findet sich in den Evangelien und der Apostelgeschichte eine Spur der Marienverehrung?

In der Hand eines Pilgers sah ich bei Monte Vergine gedruckte Zettel, deren einer mir behändigt wurde. Ich las ein Gebet, so lautend: „O heilige Jungfrau, du hast diesen heiligen Berg dir zum Wohnsitz erwählt und rufst die Menge der Pilger dahin, um dein heiliges Bild zu verehren. O, wende auf uns die Augen deiner Barmherzigkeit, die wir zu deinen Füßen dich ehren und dich als unsere Mutter anrufen. Liebreiche Mutter, erbarme dich unseres Elends, nimm dich der Bedürfnisse deiner Kinder an, zeige dich uns allen als wahre Mutter und bewirke, daß wir deine lieben und devoten Kinder seien." — Ebenso konnten die Heiden zur Mutter Rhea Kybele beten. Wir verweisen auf Gebet und Lied, welche wir im Text des vierten Kapitels angeführt haben. Man vergleiche das Gebet der Sappho, sowie das Gebet des Kaisers Julianus.

Rhea war die Mutter der Götter, nämlich der drei höchsten, des Zeus, Poseidon und Pluto, wie wir dies schon in der Ilias finden (XV, 187). Die Maria wird von der römischen Kirche als die Mutter Gottes bezeichnet. So lesen wir z. B. in einer Geschichte des Wunderbildes der heiligen Jungfrau von Carmel, einem kirchlich approbierten Buch, Seite 7: „Wenn Gott den Heiligen, seinen Dienern die grazia verlieh, Dämonen auszutreiben und die Kranken von ihrem Übel zu befreien, eine wie viel größere Kraft wird er da seiner göttlichen Mutter Maria mitgeteilt haben." Also Maria ist die Mutter des allmächtigen Gottes, wie Rhea die Mutter des Zeus war, den die Dichter als Vater der Menschen und Götter bezeichnen. — Wir sehen, wie die römische Kirche ihr Heidentum mit naiver Offenheit bekennt. — Auf diese Weise werden nachstehende Strophen verständlich, die wir dem genannten Buch entnehmen:

„Est Deus Omnipotens, est Omnipotensque Maria.
Imperat ille potens, impetrat illa potens.
Gnatus vota nequit Matris contemnere: Christus.
Omnipotens per se, sicque Maria prece *).“

Diese Strophen bezeichnen die Gottesmutter als allmächtig, wie der allmächtige Gott.

Was die dunkelfarbigen Madonnen betrifft, so hörte ich in einer Lobrede auf eine berühmte unter denselben den Dialektausdruck: La Madonna era schiavottella, d. h. sklavenfarbig, also dunkel, genau: negerfarbig. Der Redner citierte als Beweis die Stelle aus dem Hohenliede: Nigra sum, sed formosa, ich bin schwarz, aber schön. Bekanntlich bezieht die römische Kirche mit offizieller Auslegung das ganze Hohelied auf die Maria. Die Geliebte des Königs, die dunkelfarbige Sulamith, ist die Madonna. Die meisten der ältesten Madonnenbilder, die ich in Süditalien gesehen, sind dunkelbraun oder brünett, manche schwarz. — Diese dunkle Farbe habe ich bei allen alten, im Ruf der Wunder stehenden Madonnen Italiens bemerkt. Diese Farbe hat z. B. die Madonna di Porto salvo in Neapel und von ihr sagen die Schiffer, daß sie bisweilen (wie der Bambino in Rom) ihre Farbe wechsele. Dunkel ist die Madonna zu Cotrone (Kroton) in Calabrien (erster Teil, erstes Kapitel), ebenso die Holzstatue der Madonna in Loreto, welche dem Lukas zur Last gelegt ward, der also schnitzte, wie Dädolos. — Die Madonna zu Einsiedeln (Schweiz) ist schwarz, wie ich vor Jahren gesehen, ebenso die in Altötting (Bayern). In Frankreich sind, wie mir berichtet ist, viele schwarze Madonnen, in Spanien ist berühmt die schwarze Gottesmutter in Monserrato, bekannt aus der Geschichte des Ignatius Loyola. In Rußland sind alle Madonnenbilder dunkelfarbig, wie ich aus sicherer Quelle weiß. — Wenn nun die römische Kirche, mit Berufung auf das Hohelied, diese *schwarzen* Madonnen als ihre Originalerfindung bezeichnet, so müssen wir ihr diesen Ruhm absprechen, denn eine *schwarze Gottesmutter* kannten schon die Heiden. Eine solche Statue befindet sich im Nationalmuseum zu Neapel, es ist eine Artemis Ephesia mit schwarzem Angesicht, also jene weibliche Gottheit, von der wir Apg. 19 lesen, daß zur Erhaltung ihres Ruhmes in

---

*) Gott ist allmächtig, allmächtig ist auch Maria, er befiehlt als der Allmächtige, sie erlangt als die Allmächtige. Er kann die Wünsche seiner Mutter nicht verachten. Christus ist durch sich selbst allmächtig. Maria ist allmächtig durch ihr Bitten. Siehe fünfzehntes Kapitel.

Ephesus ein Straßentumult durch den Goldschmied Demetrius entstand, wobei die wilderregten Haufen schrieen: „Groß ist die Diana der Epheser, welcher man in Asien, ja im ganzen Weltkreis Verehrung zollt.“ — In der Reisebeschreibung des Pausanias (zweites Jahrhundert nach Christi, siehe über ihn mehr in unserem vierzehnten Kapitel) wird die dunkelfarbige Artemis (Diana) erwähnt, Buch II, Kap. 2, ebenso eine schwarze Afrodite, welche deshalb **Melainis** (schwarz) heißt, Pausanias VIII, 6 und IX, 27, endlich die schwarze Demeter, VIII, 5 und 42. Letztere heißt deshalb **Melaina**. Diese schwarzen Statuen waren heilige Wunderbilder der weiblichen Himmelsgottheit, und als man die Thätigkeit und die Attribute der letzteren seit dem Konzil zu Ephesus 431 (siehe hierüber unser fünfzehntes Kapitel) auf Maria übertrug, blieb man beim alten und behielt sie als schwarze Gottesmutter. — Seltsamerweise giebt es auch schwarze Heilige. — Diese Farbe hat ein uralter St. Johannes in Neapel, sowie St. Antonino, der Schutzheilige im uralten Sorrento.

Den mythischen Dädalos, welchen Ovid (Metamorphosen VIII, 159) als berühmt in der Holzbildnerei bezeichnet, hat die römische Kirche christlich umgestempelt und in den St. Lukas verwandelt. Über Dädalos siehe Preller, Griechische Mythologie, S. 497 ff. Daß seine als Kultusbilder benutzten Holzfiguren geheimnisvolles Leben hatten, wie die römische Kirche von zahllosen Madonnenbildern, namentlich von den schwarzen, uralten, behauptet, sagt schon Pausanias (II, 4) ein Zeitgenosse des Kaisers Hadrian. Zahlreiche Künstlerinnungen ehrten in Griechenland den Dädalos, wie heute den St. Lukas, von dem eine sogenannte Akademia in Rom ihren Namen trägt. Sogenannte Werke des Dädalos fanden sich vor allen Dingen in Italien, dasselbe gilt von den sogenannten Werken des Lukas. — Papst Leo XIII. war im Oktober 1889 eifrig beschäftigt, allerlei Augiasställe des Vatikan zu reinigen und hat die Kanonen des Vatikan, sowie eine Menge von Wagen und Rossen verkauft. Sollte er den Mut haben, auch jenen Augiasstall zu reinigen, der mit dem Plunder kindischer Märlein angefüllt ist? Sollte er, den seine Schmeichler als den Genius des Christentums bezeichnen, fähig sein, zu erklären, daß es mit den Wunderbildern des St. Lukas eitel Dunst ist und dieser sogenannte Maler ein Mythus, wie Dädalos? Oder ist der genannte „Genius“ ebenfalls in dem Glauben an Wunderbilder und Bilderwunder befangen? — Mit Approbation der kirchlichen Behörde erschien 1846 in Neapel

ein vom Padre B. Aprea verfaßtes Buch: Geschichte des Wunderbildes der allerheiligsten Jungfrau von Carmel, dem wir folgendes entnehmen: „Lukas war einer der zwölf Jünger Christi, der nach dem Hingang des letzteren die Maria sieben Jahre bediente, wofür sie ihn mit hohen Gnadengaben beschenkte. Lukas that dafür alles, wodurch der Ruhm der Maria sich mehrte, er schrieb in seinem Evangelium von den ausgezeichneten Eigenschaften und der Schönheit derselben und malte ihre Bilder, um sie für die Verehrung (alla venerazione) der Gläubigen auf den Altären und in den Tempeln auszustellen. Dies wird von lateinischen und griechischen Autoren bezeugt. Eines von diesen nach der Natur gemalten Bildern ward von der Kaiserin Pulcheria in einen Tempel gestellt, den sie zu Ehren der Maria in Konstantinopel erbaut hatte, und dies Bild war berühmt durch die Wunder, welche es (das Bild) verrichtete." — Das obengenannte Buch behauptet, daß St. Lukas auch jenes Marienbild malte, welches sich in der Kirche del Carmine in Neapel befindet und vom Volke als „die Braune" bezeichnet wird. Dies wird Seite 17 ff. durch folgende Gründe bewiesen: 1) Eine alte, nie unterbrochene Überlieferung behauptet diese Autorschaft. 2) Dies Bild ist ein Kunstwerk, ebenso wie die anderen Bilder, welche Lukas gemalt hat. 3) Das genannte Bild wirkt Wunder, ebenso, wie jenes von Lukas gemalte Bild in Rom, welches Gregor I. in Prozession umhertrug. „Es wird als ein von Lukas gemaltes Bild bewiesen durch diese Wunder, die von zahlreichen Autoren bezeugt werden, und wegen der letzteren wird es von aller Welt in der größten Verehrung (venerazione) gehalten" (Seite 19). — Nachdem wir den kindischen Beweisen des Verfassers gefolgt sind, überrascht es uns nicht, wenn er behauptet, jenes in Neapel befindliche Bild „La Bruna" sei dasselbe, welches man in den ersten Tempel der Gottesmutter gestellt habe und welches dort angebetet worden sei (ed adorata nel primo tempio ad onore della Madre di Dio), nachdem Maria gen Himmel gefahren. Dieser erste Tempel wurde, wie wir Seite 20 lesen, von den Carmelitern auf dem Berge Carmel errichtet, wo der Santo Patriarca Elia die Maria als aufsteigende Wolke schaute, Buch der Könige 18. — Dies wagt die römische Kirche ihren Angehörigen zu bieten! Der Vatikan hat für das Fest jener Bruna (16. Juli) als Lektion auch diejenigen Sätze verordnet, welche sagen, daß die Carmeliter das besagte Heiligtum auf Carmel wirklich errichteten und daß die Verehrung der Madonna gleich nach ihrer sogenannten Himmelfahrt begann! — Unter den jenem Buch angehängten Lobliedern befindet sich ein solches, welches Maria als Herrscherin und Königin der Welt bezeichnet:

„Ave stella matutina
Peccatorum medicina
Mundi princeps et Regina."

Jüngst ward der Madonna als Königin der Märtyrer im Dom zu Neapel ein Prachtaltar geweiht. Siehe fünfzehntes Kapitel.

Um zu zeigen, wie man in Italien von der Madre di Dio redet, bieten wir zwei Festberichte aus klerikalen Tagesblättern: „In Afragola, einer Stadt Campaniens, feierte man mit ungewöhnlicher pompa religiosa das Fest der Maria addolorata vom 21. bis 29. September, eine volle Woche hindurch. Musikalische Messen wechselten täglich mit Lobreden und die Krone des Festes war die Prozession. Zu dem Ende war ein kolossaler, bunt ausgestatteter, mit Emblemen, Statuen, Ornamenten und Blumen geschmückter Triumphwagen (Carro trionfale) der Madonna angefertigt und auf diesem sah man die reich kostümierte Statue der Schmerzensmutter. Der Wagen ward von acht weißen Stieren gezogen und begleitet vom Klerus, den Brüderschaften und mehreren Musikchören. Unter Bombenplatzen und Gewehrsalven kehrte die Madonna wieder in die Kirche zurück. Am Abend war glänzende Illumination und Feuerwerk." Also ein heiteres Fest zu Ehren der trauernden Mutter, deren sieben Schmerzen man feierte. Obiger Bericht entnommen aus: „Il vero Guelfo". — Aus einem Festbericht („Il vero Guelfo", Nummer 263, Jahrgang 1889): „Das Fest unserer Madonna nahm einen glänzenden Verlauf. Dafür ein Hosianna unserem Bischof! Großartig die Menschenmassen, welche im Dom den glänzenden Funktionen beiwohnten, wo zwischen Blumen und Kerzen unter einem herrlichen Baldachin die staunenswerte Statue der Madonna thronte. Triumphbögen überall in den Hauptstraßen, dazu majestätische Tabernakel, am Abend elektrische Beleuchtung. Fünf Musikchöre leisteten Vorzügliches, die Prozession war imponentissima, dazu Wettrennen von Eseln und Pferden. Von allen Seiten war man herbeigeströmt und wiederum, wie jedes Jahr, zollte man der Maria in Avellino den Tribut des Festes." Dieser letzte Satz lautet wörtlich: questa festa, che è il tenero tributo di affetto per la gran Madre di Dio, da parte degli Avellinesi.

Zum fünften Kapitel.

Von Alexander dem Großen ward erzählt, daß seine Haut, sein Atem, sogar seine Kleider einen Wohlgeruch verbreiteten. So Plutarch im Leben desselben Kap. IV.

Der schon mehrfach citierte Satiriker Lucian erzählt im letzten Abschnitt des dritten Teiles seiner Werke vom Tempel der syrischen Göttin: „Der Tempel riecht himmlisch und sendet schon von weitem, wenn man sich nähert, einen lieblichen Duft entgegen, der beim Fortgehen nicht aufhört, sondern die Kleider behalten ihn lange."

Wie die römische Kirche Wundergerüche kennt und in dieser Hinsicht nach heidnischem Muster, wie wir im fünften Kapitel zeigten, eine Lehre aufstellt, so giebt es nach ihrer Behauptung auch einen Wundergeschmack. Juvenal Ancina, Bischof von Saluzzo, empfand, so oft er den Namen der Maria aussprach, einen so angenehmen Geschmack, daß er sich jedesmal die Lippen leckte!! Dies berichtet St. Alfonso di Liguori in seinem Werk: Le glorie di Maria, Seite 271. Auf derselben Seite heißt es: „Man liest, daß eine gewisse Frau in Köln zum Bischof Marsilius sagte, daß sie, so oft von ihr der Name Maria ausgesprochen werde, im Munde einen Honiggeschmack habe. Der Bischof machte den Versuch und schmeckte dasselbe." Auf Seite 272 erfahren wir, daß dieser süße Geschmack (sensibile dolcezza) nicht allen zuteil wird.

Als Maria, angeblich 72 Jahre alt, in Jerusalem starb, verbreitete ihr Körper einen odore di paradiso. Siehe: Saggio apologetico della bellezza divina di Maria von A. Cuomo, pag. 57. Castellamare 1863.

Im vierten Kapitel ward berichtet, daß die Athene ihren Liebling Diomedes mit Strahlen und Flammen schmückte, daß sie die Gestalt des Odysseus erhöhte und verschönerte. Dasselbe that die Madonna mit ihrem Liebling St. Alfonso di Liguori. Einst verkündigte er den Ruhm und die Schönheit der Madonna in der Kathedrale zu Foggia. Plötzlich ging von dem über dem Altar befindlichen Madonnenbild ein Strahl aus und traf das Angesicht des St. Alfonso (gest. 1787). Zugleich ward er mehrere Fuß emporgehoben, sein Angesicht strahlte und er schien ein Seraph in Menschengestalt zu sein. So lesen wir in dem weitverbreiteten Buch des Dekan Cuomo: Cenno storico della bellezza divina di

Maria, pag. 71. St. Alfonso ist also ein christianisierter Diomedes und Odysseus, die Madonna eine christianisierte Athene.

Vom Leichnam der mythischen heiligen Cäcilia wird erzählt, daß er mit einer wunderbaren Anmut begabt war. So will ihn Klemens VIII. gesehen haben, als der Sarg mit den angeblichen Resten jener angeblichen Märtyrerin für die heilige Neugier des genannten Papstes (welcher anno 1605 starb) geöffnet wurde. — Die angebliche Wunderanmut jener Leiche hat Maderna in Marmor dargestellt, ein Kunstwerk, welches die Kirche der heiligen Cäcilia in Rom besitzt.

Über den olympischen Wohlgeruch heiliger Leichen berufe ich mich auf nachbenannte von der römischen Kirche approbierte Schriften: 1) Acta sanctorum, VI, 233. Geruch der St. Anna (zu vergleichen erster Teil meiner vorstehenden Schrift, neuntes Kapitel: Blut des St. Gennaro). 2) Vita di St. Chiara di Montefalco von Tardy, pag. 208. 3) Vita di St. Luigi von da Palma, pag. 109 und Schluß. 4) Della nascita vita e morte della Beata Giovanna da Signa von Padre Baroni, pag. 160 et 162. 5) Vita di St. Teresa von Villefore, pag. 91. 92. 95. 6) Vita di St. Vincenzo, pag. 118. 7) Vita di St. Pasquale Baylon von Gualtieri, pag. 30. 8) Vita di St. Andrea d' Avellino von Schiara, pag. 115. 9) Vita del glorioso Taumaturga St. Nicóla di Tolentino. Dieser große Heilige fastete schon als Säugling zweimal in der Woche (siehe unser erstes Kapitel, Seite 35).

Zum sechsten Kapitel.

Über St. Anna zu vergleichen die Acta sanctorum, VI, 233 sqq. Gleich zu Anfang sagen die Verfasser, nachdem sie die apokryphischen Evangelien erwähnt haben, daß sich aus ihnen nichts Sicheres entnehmen lasse (Kap. II). Trotzdem bleiben sie bei der Tradition! Es ist überliefert, damit genug. — Im sechsten Kapitel wird erzählt, auf wie wunderbare Weise die erste Kirche der heiligen Anna in Spanien erbaut worden sei. Die Verfasser lassen durchblicken, daß ihnen diese Dinge ein wenig legendenhaft vorkommen. Kap. VII erfahren wir, daß die erste Nachricht über einen besonders feierlichen Festkultus der St. Anna sich erst in einer Verfügung Urbans VI.

findet, ferner, daß in manchen Ländern ihre Verehrung sehr spät sich geltend machte. Das neunte Kapitel erzählt die Legende von der wunderbaren Auffindung des Körpers der St. Anna, der vom Jahre 101 bis 792 angeblich zu Apt in Frankreich verborgen war. Ein Taubstummer zeigte Karl dem Großen die Stätte und man fand den Leichnam mit der Lampe, die daselbst (o Wunder!) Jahrhunderte gebrannt hatte, ohne zu verlöschen. Der Leichnam machte sich in seiner Heiligkeit sofort durch Wohlgeruch kenntlich und Karl der Große berichtete diese Auffindung an den Papst. Diese Tradition verdient nach den Verfassern keine Glaubwürdigkeit: Non satis sibi constat.

Eine in Lyon 1863 erschienene Schrift: La vie de Sainte Anne, herausgegeben avec approbation, nimmt jene Sage von der Auffindung des Körpers der St. Anna für historische Wahrheit und sagt Seite 33 von dem olympischen Wohlgeruch: Aussitôt une odeur semblable à celle du baume se répand. — La caisse ouverte, une odeur suave se répandit dans l'une et l'autre crypte pour la confirmation du miracle. — Genanntes Buch bringt sogar den Brief Karls des Großen an den Papst Hadrian I., sowie die Antwort des letzten, der ihn beglückwünscht, daß er anwesend war, à la merveilleuse invention de la bienheureuse S. Anne (also Leichnam und Person identifiziert, wie sonst Bild und Person, siehe Kap. XIV). Seite 39 lesen wir, daß St. Anne (also ihr Körper) zum Palladium der Stadt Apt wurde. Seite 41—56 berichtet Erscheinungen der genannten in Auray und den Bau ihrer Kirche, wo auch Kaiser Napoleon III. mit seiner Gemahlin Eugenie anno 1857 anbetend kniete. Was man in Frankreich von der St. Anne erwartet, zeigen die Worte Seite 58: Pensez à Anne, si douce et si pieuse; invoquez-la avec ferveur; que jamais son nom ne soit éloigné de votre cœur ou de votre bouche, pour l'invoquer promptement dans toutes les douleurs du corps et de l'âme, et elle sera votre protectrice et votre secours. — Wie man sie verehrt, sagen uns die Worte Seite 182: Très-sainte mère de la Vierge Marie, Mère de Dieu, Anne, glorieuse et vénérable aïeule de notre Seigneur Jésus-Christ selon la chair, je vous choisis aujourd'hui pour ma mère et mon aimable protectrice. Je confie et je recommande à votre garde maternelle tout mon être, mon corps, mon âme, ma vie, ma mort, mes douleurs, mes joies, mes espérances. A mon tour, je promets de vous servir, de vous aimer, de vous vénérer, par amour de votre fille; je me propose de défendre et répandre votre honneur et votre gloire, selon tout mon pouvoir.

Im zehnten Kapitel der Acta sanctorum wird berichtet, daß das Haupt der St. Anna auf einer Insel bei Lyon in einer Kapelle verehrt wird, wohin dasselbe durch Longinus gebracht sei, jenen Kriegsknecht, der beim Kreuze Jesu als Wache stand. Leider berichten dieselben Acta, daß die Echtheit des Hauptes zweifelhaft ist, sintemal mehrere Städte eine solche Reliquie zu besitzen vorgeben. Unter den glücklichen Besitzern des Schädels nennen die Acta auch Duren bei Mainz und sagen, die Männer von Duren hätten jenen St. Annaschädel gestohlen. Das elfte Kapitel berichtet von anderen Reliquien und wo sie sich finden. Wir erfahren von der Hand, dem Daumen, dem Arm, sogar von der linken Brust, mit welcher St. Anna ihr Töchterlein Maria nährte. Ausführlich wird auch der Fuß der Santa erwähnt. Ein Rabe brachte einem Kloster den kostbaren Ring derselben, der verloren war, zurück. Leider hat eine Äbtissin in Spanien durch spezielle Offenbarung erfahren, daß St. Anna bald nach ihrem Tode auferstanden und gen Himmel gefahren ist. Die Acta meinen, daß, wenn die Äbtissin die Wahrheit sagt, alle Knochen ꝛc. welche als der St. Anna gehörig bezeichnet werden, selbstverständlich unecht sind. Die Sache bleibt unentschieden, wie die Acta sagen (S. 258). — Von Kap. XII an (S. 259—297) werden die Miracula der Santa aufgezählt. Zunächst wird dies bemerkt: Es ist kein Zweifel, daß durch Vermittelung (per intercessionem) der St. Anna unzählbare Wunder erlangt worden sind. „Wenn sich die Heiligen durch häufige Gewährung von Wundern (crebra miraculorum exhibitio) Verehrung verdienen, so ist St. Anna der höchsten Ehre wert, denn sie schenkt ihren ergebenen Verehrern (devotis suis cultoribus) täglich so viele und so große Wunder, daß niemand imstande ist, sie aufzuzählen.“ Dann folgen die Wunder alter und neuer Zeit, mit deren Aufzählung wir die Leser nicht behelligen wollen.

Nach antik-hellenischer Anschauung waren auch die Moeren (Schicksalsgöttinnen) Geburtsgottheiten, weshalb die Athener sogar die Afrodite Urania als die älteste solcher Schutzmächte weiblichen Lebens verehrten (Preller, Griechische Mythologie, S. 279 u. 434). Den Moeren entsprechen die römischen Parcae, ein Wort, welches mit Partus, Geburt, zusammenhängt (Preller, Römische Mythologie, S. 564). Für Parcae sagte man später: Fata, woraus das deutsche Fee entstanden ist. — Jene Moeren leben im allgemeinen Volksglauben der Hellenen auch als Geburtsgöttinnen weiter. Siehe hierüber B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen. An die Moeren wenden sich dortige Frauen mit der Bitte um eine leichte

Geburt (S. 218) und reiben sich deshalb in der Nähe Athens an einem gewissen Felsen, wo einst ein Tempel der Afrodite Urania, der großen Geburtsgöttin war. — (Preller, Griechische Mythologie, I, 248. 254. 258. 299; Römische Mythologie, S. 244. 246. 279. 280. 728.) —

In Griechenland gilt die Panagia (Madonna) als Helferin bei Geburten, man bestreut das Gemach der Wöchnerin mit einem Kraut, welches der genannten heilig ist. Als solche Helferin betrachtet man ebenfalls die heilige Marina, letztere auch als Ehestifterin. So berührt sich die letztere mit der Artemis, sowie mit der Afrodite. Andere Ehefrauen wenden sich bei Geburten an St. Stylianos oder an St. Charalampos. Zu vergleichen B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen, S. 38. Auf Sicilien wird der in Messina befindliche Brief der Madonna, den wir im siebenten Kapitel erwähnten, ebenso und zu demselben Zweck benutzt, wie in Neapel der Fuß der heiligen Anna.

Tabelle zum Vergleich der Lehre des hellenisch-römischen Heidentums mit der Lehre der römischen Kirche in Hinsicht der sogenannten Santi:

A. Lehre des Heidentums. Quellen: Die Litteratur der Griechen und Römer vom zweiten Jahrhundert n. Chr. an, namentlich die Schriften und Lehren der neuplatonischen Philosophen vom dritten bis fünften Jahrhundert nach Christi.	B. Lehre der römischen Kirche. Quellen: Litteratur der zwei Jahrhunderte nach Konstantin, ferner die acta sanctorum der Bollandisten und die Heiligenlitteratur der Jetztzeit.
1. Jupiter optimus maximus an der Spitze einer Schar helfender, schützender göttlicher Mächte.	1. Christus an der Spitze des himmlischen Hofstaats.
2. Zwischen dem allerhöchsten Weltlenker und dem Menschen ist das Zwischenreich halbgöttlicher Wesen, Dämonen genannt, welche vom zweiten Jahrhundert an in allen gläubigen Kreisen des hellenisch-römischen Heidentums als vorhanden angenommen wurden.	2. Zwischen dem allerhöchsten Weltlenker und den Menschen das Zwischenreich halbgöttlicher Wesen, Santi genannt, welche von allen gläubigen Mitgliedern der römischen Kirche als vorhanden angenommen werden.

3. Jene halbgöttlichen Dämonen erscheinen bisweilen, haben also eine Art Körper.	3. Jene Santi erscheinen bisweilen, haben also eine Art Körper.
4. Die Dämonen waren zahllos. — Ihre Zahl wuchs beständig, denn alle vergöttlichten Menschen gehörten dazu.	4. Die Heiligen sind zahllos und ihre Zahl weiß heute niemand genau. Sie wächst beständig.
5. Jenes Zwischenreich ward vermehrt durch Vergöttlichung der Kaiser, welche durch den römischen Senat geschah, früher durch das delphische Orakel und Volkswillen.	5. Das Zwischenreich der Heiligen vermehrt durch den Vatikan, welcher Menschen zu halbgöttlichen Beschützern macht. Früher geschah dies durch den Volkswillen und nicht durch den Vatikan, der heutzutage immer noch solche Apotheosen des Volkswillens nachträglich anerkennt.
6. Die Dämonen haben Macht und Ansehen vom höchsten Gott.	6. Die Heiligen haben Macht und Ansehen von Christus.
7. Die Dämonen haben verschiedene Thätigkeitsgebiete und genießen ungleiche Ehre.	7. Dasselbe gilt von den Heiligen.
8. Die Dämonen nehmen teil an der Herrschaft des höchsten Weltlenkers, sind „Gottes Tisch- und Hausgenossen“.	8. Dasselbe gilt von den Santi.
9. Die Dämonen sind Schutzgeister, sie heilen Krankheiten, helfen in jeder Not, künden Verborgenes, sind Geleiter auf dem Lande und dem Meer.	9. Dasselbe sind und leisten die Santi
10. Den Dämonen kommt Kultusehre zu, also Tempel, Bilder, Gebete, Feste, Prozessionen. Sie freuen sich daran, der Mensch ist ihnen diese Leistung schuldig und durch dieselbe wird ihre Gunst erworben und erhalten.	10. Dasselbe gilt von den Santi.
11. Bei den Heiden gelangte man ohne Geld zur Halbgötterehre.	11. In der römischen Kirche ist die Halbgötterehre der Santi nur für Geld zu erlangen und das Geld fließt in die Kassen des Vatikan.

Zum neunten Kapitel.

Als Beispiele ewiger Lampen führen wir noch diese an. Nach Pausanias' Reisebeschreibung brannte vor dem Kultusbild der Athene in Athen eine solche Lampe (I, 26). Plutarch im Leben des Numa Kap. IX und im Leben des Camillus Kap. XX erwähnt ebenfalls das unauslöschliche Feuer. — Im heutigen Griechenland ist die ewige Lampe vor heiligen Bildern ebenso allgemeine und strenge Sitte, wie in Italien.

Wir haben erwähnt, daß der Bambino stets mit blondem Haar dargestellt wird und dabei an die Thatsache erinnnert, daß einst die römische Frauenwelt das blonde Haar der Deutschen liebte. Wir fügen hier den bemerkenswerten Umstand hinzu, daß man auch der Mutter des Bambino, der SS. Maria stets blondes Haar giebt. So ist es bei allen Statuen, die ich gesehen habe. Dies stimmt mit der Darstellung der Minerva überein, welche Ovid Fasti VI, 652 anredet: „Blonde Minerva“.

Zum dreizehnten Kapitel.

Gieseler, Kirchengeschichte, S. 570, citiert einige Sätze aus den Reden Tetzels. (Luthers Werke; Walch XV, 371; Löscher, Acta, I, 355.) Jene Marktschreierei des Ablaßkrämers findet sich wieder in zahllosen Maueranschlägen Süditaliens, in denen Ablaß ausgeboten wird, um die Zahl der Festgenossen zu vermehren. Ich las kürzlich: „Eilt herbei, ihr Gläubigen, benutzt diese Gelegenheit, euch die reichen Schätze an Indulgenzeu anzueignen“. Aus den von Gieseler angeführten Citaten erhellt aber auch, daß Johann Tetzel (eigentlich Diezel) und Papst Leo XIII. über den Ablaß in gleicher Weise denken. Tetzel rief: Ihr habt durch den Ablaß vollen Erlaß der verdienten Strafen, oder auch: Ihr habt vollen Erlaß aller Strafen und Sünden. Beide Wendungen benutzt Leo in seinen Ablaßdekreten.

Die Lehre, daß man den Toten „per modum suffragii“ Leistungen, als Messen, Gebete, Almosen (stellvertretende Leistungen) gutschreiben könne, bestätigte Sixtus IV. durch eine Bulle 1477.

Die betreffende Stelle derselben ist abgedruckt in Gieselers Kirchengeschichte, S. 550. Ebenda ist die berühmte Bulle Julius II. vom Jahre 1510 angeführt. Hier sagt der Papst ganz offen, er brauche für den Neubau der Peterskirche Geld, und wie Christus seine Apostel gesandt habe, so wolle er solche aussenden, welche allem Volk Ablaßschätze überbringen. Allen, welche Almosen für die Peterskirche zahlen, verheißt er plenariam omnium peccatorum indulgentiam et remissionem. Er ernennt in dieser Bulle einen Kommissär und Subdelegierte, verordnet, daß man überall Prozessionen anstelle, auch mit den Glocken läute, damit das Volk auf die ausgebotenen Gnaden aufmerksam werde. Endlich verfügt er gemäß der apostolicae potestatis plenitudo (apostolische Vollmacht), daß man diesen Ablaß den Abgeschiedenen gutschreiben könne. Ebenso verfügt Leo XIII.

Zum fünfzehnten Kapitel.

Verzeichnis der in Neapel im Auftrage des Vatikans und Leos XIII. gekrönten Madonnenbilder, publiziert in der „Libertà cattolica" vom 3. Oktober 1889.

SERIE DELLE IMAGINI DI MARIA SS IN NAPOLI

CORONATE DAL R.MO CAPITOLO VATICANO

1. S. M. della Purità in s. Paolo Maggiore, a. 7 settembre 1724.
2. S. M. delle Grazie in s. Chiara, a. 12 maggio 1726.
3. Immacolata di Suor Orsola, a. 7 dicembre 1733.
4. Addolorata di Buoncammino, a. 15 agosto 1761.
5. S. M. di Portosalvo, a. 30 giugno 1771.
6. S. M. del Principio in s. Restituta, a. 8 genn. 1773.
7. S. M. dei Miracoli, oggi al Gesù delle Monache, nell. a. 1775.
8. S. M. della Potenza in s. Giorgio Maggiore, a. 9 luglio 1780.
9. S. M. delle Grazie alla Pietra del Pesce, a. 2 luglio 1786.
10. S. M. delle Grazie in s. Giacomo degl. Italiani, luglio 1787.
11. S. M. di Piedigrotta, a. 5 settembre 1802.
12. S. M. delle Grazie in s. Pietro Martire, a. 26 settembre 1802.
13. S. M. Materdei nel SS. Salvatore agli Orefici, a. 14 agosto 1803.
14. S. M. della Purità sull. arco dei Barrettari, a. 23 settembre 1804.
15. Immacolata al Gesù Vecchio, a. 30 dicembre 1826.
16. Immacolata in s. Severino, a. 2 febbraio 1841.
17. S. M. del Brasile, oggi in s. Efrem Vecchio, a. 14 novembre 1841.

18. S. M. delle Grazie a Caponapoli, a. 21 novembre 1853.
19. S. M. della Bruna al Carmine Maggiore, a. 11 luglio 1875.
20. S. M. a Pugliano in Resina, a. 13 agosto 1875.
21. Addolorata ai Fiorentini, a. 12 novembre 1882.
22. S. M. della Stella, a. 7 dicembre 1884.
23. S. M. della Libera in Donnaregina, a. 15 novembre 1885.
24. S. M. della Provvidenza, Aiuto dei Cristiani a Caravaggio, a. 13 novembre 1887.
25. S. M. della Pazienza alla Cesarea, a. 8 settembre 1888.
26. S. M. del Rosario in s. Domenico Maggiore, a. 29 settembre 1889.

Coronate a nome del Sommo Pontefice

27. Addolorata nella Basilica di Sette Dolori, a. 3 febbraio 1850, dal S. P. Pio IX.
28. Addolorata in s. Brigida, al 1 giugno 1881 a nome di S. S. Leone XIII.
29. S. M. dell. Aiuto, a. 24 maggio 1889, a nome di Sua Santità Leone XIII.

Hierzu kommt noch Madonna del Carmine in Sorrento bei Neapel, gekrönt 11. Juli 1880.

Also dreißig verschiedene gekrönte Himmelsköniginnen!

Dies Verzeichnis beweist, daß im vorigen Jahrhundert zehn, in diesem Jahrhundert doppelt so viele Madonnen gekrönt worden sind. Kein Wunder, daß es manchen der letzteren bei solcher Konkurrenz neuer gekrönter Schwestern schwül ums Herz ist und wir auf diesem Gebiet einen Kampf uns Dasein erblicken. Die älteren Madonnen, aus Furcht, vergessen zu werden, machen Reklame. Im verflossenen Jahre las man in der „Libertà cattolica“ eine solche in Hinsicht der Madonna, welche in der den Benediktinern gehörenden Prachtkirche St. Severino in Neapel verehrt wird. „Nachdem das Wunderbild — la prodigiosa immagine — in St. Severino 1842 gekrönt war, hat die Verehrung dieses Bildes (la divozione verso di questa Immagine) nie aufgehört. Ihr Altar glänzt stets von Lichtern, stets duften dort Blumen, fromme Haufen (turbe pie) wechseln zu den Füßen der Madonna, die Gaben, welche man trotz schlechter Zeiten für den Glanz jener ihr geweihten Kapelle spendet, bezeugen einerseits die Ehre, welche man der Maria zollt, andererseits die Gnaden, welche sie verleiht.“ Wörtlich: Den gegenseitigen Austausch (ricambio) zwischen dem Volk und der Madonna in St. Severino. Hier haben wir die antike Auffassung der Religion. Religion ist Kultus, dieser giebt den Göttern Ehre, Geschenke 2c., und diese geben dafür Gaben, grazie, favori, aller Art. Was die

oben erwähnten Blumen betrifft, so finden wir beides im römischen Kultus. Von der Afrodite lesen wir (Äneis I, 415):

„Selbst nach Paphos enteilt sie, erhobenen Ganges, und schauet
Fröhlich den Sitz, wo der Tempel ihr ragt, und mit sabischem Weihrauch
Hundert Altäre aufglühen und frische Bekränzungen atmen.“

Gaben gewannen einst die Himmelskönigin Hera, ebenso jetzt die Himmelskönigin Maria (Äneis III, 437):

„Junos herrliche Macht sei zuerst mit Gebeten verehret,
Juno mit frohem Gelübde begrüßt und der Königin Hoheit
Durch demütige Gaben gebeugt.“

Wörtlich heißt es: dominamque potentem supplicibus supera donis. Überwinde die mächtige Herrscherin mit flehenden Geschenken. — Wer je ein südliches Heiligtum der Maria, dieser „potens domina“, mit den Scharen derer geschaut, welche Gaben und Geschenke bringen, der sieht ein lebendes Bild zur citierten Stelle aus der Äneis des Virgil.

„Nun ist es Zeit, ihr Heiligen dieser Tempel,
Daß wir umfassend eueren Bildern flehn.
Wenn heute nicht mit Kränzen und Gewändern,
Wann sollen anders betend wir euch nahn?“
(Äschylos, Sieben gegen Theben.)

„Hört die gerechten Bitten, gute Götter,
Kommt als Erlöser. Zeigt euch hold der Stadt.
Gedenkt der heiligen Tempel! Denkt ihr derer,
So müßt ihr helfend euerem Volke nah'n.
Der Opfer denkt, der frommen, die wir brachten,
Der reichen Spenden denkt, der Weihgeschenke,
Gedenkt und eilt und helft uns.“
(Äschylos, ebendaselbst.)

„Doch, was bewegt die Tochter Tyndareus
Mit Spenden diesen Bildern sich zu nahn?
Daß sie den Göttern allen dieser Stadt
Des Weihrauchs duftige Gabe hier entzündet.
Schon von Geschenken glänzen die Altäre.“

Auch die Madonna della Potenza (Macht) befindet sich unter dem Druck der Konkurrenz und fängt an, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Reklame zu machen. — Wir lesen in der „Libertà cattolica“: „Zwischen den vielen alten und wunderthätigen Bildern (prodigiose immagini) der SS. Maria müssen wir verdientermaßen dasjenige erwähnen, welches seit unvordenklichen Zeiten unter dem Titel: Maria della Potenza in der Parochialkirche S. Giorgio verehrt wird. — Die Frömmigkeit der Gläubigen hat dies Bild mit kostbaren Geschenken bereichert, auch viele Legate und

Boten geschenkt. Nachdem der Kultus dieses Bildes lange Zeit vergessen war, kam er 1702 durch den frommen Antonio d'Orsi wieder in Aufnahme. Am 9. Juli 1790 wurde jenes Bild mit der goldenen Krone geschmückt und der Papst schenkte den Verehrern der Madonna della Potenza vielfältigen Ablaß."

Solche Reklame, in der sich der Seufzer über Konkurrenz Luft macht, findet sich in allen Teilen Italiens. Als Beispiel nennen wir die kürzlich erschienene Schrift: La prodigiosa manifestazione della Madonna della Stella nell' Archidiocesi di Spoleto e i suoi continui miracoli. — Per cura del P. Luca di S. Giuseppe della Congregazione dei Passionisti. — Hier handelt es sich um eine berühmte Madonna in Umbrien, von der obiges Buch sagt, daß alle Welt sie kennt, liebt und anbetet. Dies Buch, so sagt die Anzeige, hat allen devoti dieses taumaturga (wunderthätigen) Bildes einen Dienst geleistet. — Man liest darin als Reklame, daß von allen Teilen der Welt dieser Madonna Geschenke gemacht werden, da sie seit 1862 beständig Wunder wirkt. Sie heißt daher Auxilium Christianorum. „Alle, welche zur wahren Quelle zurückkehren und sich am reinen Wasser der divozione erquicken wollen, sollten dies Buch lesen."

Als das heilige Bacchanal bei Anlaß der Krönung der Madonna in der Kirche dei Fiorentini gefeiert wurde (siehe Anfang unseres fünfzehnten Kapitels) schwieg die liberale Tagespresse in Neapel und Rom nicht, brachte vielmehr fulminante Artikel gegen die Klerisei (Clericalume), welche durch solche Feste die wackelnde Baracke (baracca crollante) stützen will. — Ich möchte dem Leser hier einige Stellen in der Originalsprache vorführen. Der Pungolo, Neapels Abendzeitung, schrieb:

„Abbiamo lasciato che il sacro baccanale si compisse in tutte le sue manifestazioni più chiassose, più sceniche, più turbolente; che la sciagurata mania festaiola, che il clericalume, a corto di meglio, fomenta nel popolo, e con la quale cerca puntellare la baracca crollante — si sfogasse a sua posta, per tre giorni di filo. Ma ora è tempo di fare i conti.

„Qualunque descrizione sarebbe inutile per i Napoletani e parrebbe inverosimile ai non Napoletani. Per tre giorni, tutto un vasto rione, quello ch' è compreso tra la Piazza Carità e la Piazza Municipio, ed ha come centro la Chiesa Parrocchiale di San Giovanni Battista dei Fiorentini, ha festeggiato con lumi a petrolio, lampioncini multicolori, e sparo di mortaretti e tric trac l'incoronazione della Madonna. Poco tempo fa, fu incoronata

un'altra Madonna, nella Chiesa di Santa Brigida — e dicono che tra i parroci, i devoti e le pinzocchere dell' una e dell'altro Chiesa sia nata una certa rivalità, non troppo cristiana, una gara spendereccia, una singolar tenzone a chi la faceva più grossa. Constatiamo, per debito d' imparzialità, che la Chiesa Parrocchiale di S. Giovanni Battista dei Fiorentini ha vinto. Mai forse si vide nulla di simile — o bisogna rimontare ai tempi dei Borboni, tempi che, col beneplacito delle nostre autorità, minacciano di risorgere.

„Circa trenta, diciamo trenta, vicoli erano imbandierati, adorni di migliaia di lumi, camuffati a festa. Da terra sorgevano grandi candelabri, e l'orizzonte — il piccolo orizzonte di quei vicoli, dove il sole penetra a sghimbescio, e la luna si vede una volta sola in tutta la serata — scompariva tra un nuvolo di festoni multicolori.“

Der „Fanfulla“ in Rom (16. November 1882) brachte einen Artikel: Wohin ist es mit uns gekommen? Er sagte: Seit 1860 bis heute hatten wir fast 25 Jahre der Freiheit und der Programme, und nun? In Neapel Narrenspiele des Aberglaubens, Prozessionen, Illuminationen, Skandal, das zivilisierte Leben auf den Kopf gestellt. — Wir haben ein fortschrittliches Ministerium, freie Wahlen, Associationen aller erdenklichen Freiheit, wir schreien überall: Progresso! Wir haben ein Neapel, welches 1547 das Tribunal der Inquisition durch einen Aufruhr beseitigte — und in Neapel ein solches Schauspiel in der Zeit des Fortschritts 1882!

Ieri finalmente il gran giorno è spuntato. Si doveva compiere il trasporto dell'Immagine incoronata. Una processione solenne, interminabile, sfilando per circa due ore, passò per Toledo, i Fiorentini, San Giacomo, Fontana Medina. Era preceduta dalle musiche, dai pennoni, dai sagrestani fasciati ed armati di mazze e dai monelli che facevano capriole.

Poi veniva una confraternità, poi un'altra ed un'altra; di tratto in tratto un'altra fanfara faceva squillare i suoi ottoni; poi ancora una confraternita; poi cori di fanciulli e fanciulle; poi sempre confraternità; poi i preti, i frati, il capitolo, i seminaristi, i prelati . . . e finalmente la statua, portata in ispalla, coperta di un manto rosso, incoronata, circondata di torchi accesi, seguita da scelta e numerosa signoria. La folla enorme si stipa di qua e di là della via, levando grida di gioia, spremendosi, ammaccandosi le costole. Le carrozze sono costrette a svicolare e fuggono lontano, inseguite dai fischi. I balconi sono gremiti di gente, le terrazze formicolano, alle colonne dei lampioni pendono grappoli viventi di braccia, di gambe, di teste. Lo spettacolo è veramente

straordinario, il rumore è assordante. La processione incede trionfalmente.

E ieri sera, da capo, fuochi, musiche, luminarie, fino alla mezzanotte. Ed oggi e domani si riprendono le funzioni di chiesa, per poi forse tornare la processione fino al palazzo della prefettura, fin sulla piazza del Plebiscito.

Seit 1882 hat die liberale Presse geschwiegen, die Kirche hat seitdem gejubelt und die Krönungsfeste nebst dem sacro baccanale folgen rasch aufeinander.

Das Schelten der liberalen Presse ändert weder Volk noch Kirche, und wenn auch tausendmal das Wort: Cretin, baracca crollante, baldoria, superstizione gebraucht wird. — Die großen Massen des Volkes, Hohe und Niedrige, Aristokraten und Lazzaroni, stecken tief im Heidentum des Kultus der Himmelskönigin. Es ist durchaus falsch, die Priester für das Heidentum des Volkes verantwortlich zu machen. Nur vom höheren Klerus sollte man Besseres erwarten, vom Orakel in Rom, dem Vatikan, sollte man denken, daß dort das geistige Niveau ein höheres sei. Aber einerseits stehen diese Männer trotz des Purpurs geistig tief, Unwissenheit, Mangel an wirklicher Geistesbildung, Mangel an Wahrheitssinn und Forschungstrieb ist ihr Teil, und im übrigen ist das Heidentum in der römischen Kirche der einzige sichere Fels, worauf die Macht der Kirche, d. h. des Papsttums, beruht.

In Ferrara erscheint die Zeitschrift „Il Rosario“. — Heft VII, 1889, bringt Aufschluß, ob man Gebete richten dürfe an die Seele der Maria und verneint dieses. Es heißt wörtlich also: 1) Es handelt sich um eine Neuerung und solche sind stets gefährlich. 2) Alle Gebete werden gerichtet an die Madonna nicht an die Vermittlerin (Mediatrice), sondern an die Urheberin (Autrice) der Gnadengaben, welche erbeten werden. 3) Die Gebete, welche man an den Körper, an die Milch, an die Hände, an die Füße der Madonna richtet, sind zum wenigsten unpassend.

„Das Volk betet zu den Heiligen wie zu wirklichen Göttern.“ So urteilt ein Kundiger über die heutigen Griechen. B. Schmidt, a. a. O., I, 35.